

Elke Stein-Hölkeskamp
Die feinen Unterschiede

Münchener Vorlesungen zu Antiken Welten



Herausgegeben vom
Münchener Zentrum für Antike Welten (MZAW)

Band 5

Elke Stein-Hölkeskamp

Die feinen Unterschiede

Kultur, Kunst und Konsum im antiken Rom

DE GRUYTER

ISBN 978-3-11-061408-4
e-ISBN (PDF) 978-3-11-061490-9
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-061572-2
ISSN 2198-9664



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International Licence. Weitere Informationen finden Sie unter <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2019 Elke Stein-Hölkeskamp, published by Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Inhalt

Vorwort — VII

- 1 Einleitung: Aristokratische Lebenswelten im Vergleich — 1
- 2 Einheit oder Vielfalt? Lebensziele und Lebensentwürfe der römischen Aristokratie im Wandel — 14
- 3 Epos oder Elegie? Die Dichtung als Weg zum ewigen Ruhm — 35
- 4 Mars oder die Musen? Kunstsammler und Kunstkenner im republikanischen und kaiserzeitlichen Rom — 52
- 5 Toga oder Chlamys? Dresscodes und Habitus der spätrepublikanischen und kaiserzeitlichen Aristokraten — 71
- 6 Luxus oder Dekadenz? Konsum und Konkurrenz beim römischen Gastmahl — 93

Texte und Übersetzungen — 117

Zitierte Literatur — 119

Personenregister – antik und modern — 133

Sachregister — 136

Vorwort

Als ich im Herbst 2014 die ehrenvolle Einladung auf die Münchner Gastprofessur für Antike Kulturgeschichte erhielt, habe ich mich ohne zu zögern dafür entschieden, ein Thema wiederaufzunehmen, das mich in meinem ganzen akademischen Leben umgetrieben hat. Seminare und Vorträge sollten noch einmal den antiken Eliten gewidmet sein. Die Frage nach den distinktiven Merkmalen, die die politischen und gesellschaftlichen Führungsgruppen von der übrigen Bevölkerung schieden, sollten im Zentrum stehen. Es war mein Ziel, vor dem Hintergrund meiner Arbeiten zu den griechischen Aristokraten der archaischen und klassischen Zeit und auf der Basis des in diesem Kontext formulierten Kategorienrasters einzelne Aspekte der römischen republikanischen und kaiserzeitlichen Gesellschaft zu erforschen. Dabei ging es mir insbesondere darum, jene Lebenswelten in den Blick zu nehmen, die gewissermaßen neben der großen öffentlichen Bühne des politischen Handelns und Entscheidens lagen. Die Bereiche, für die ich mich letztlich entschieden habe – Literatur, Kunst, Kleidung und Kulinarik –, stellen in dem von mir untersuchten Zeitraum zentrale Handlungsfelder der Elite dar, die einzelnen Akteuren vielfältige Möglichkeiten boten, sich zu engagieren, miteinander zu konkurrieren und sich vor anderen auszuzeichnen. Dabei möchte ich mit Nachdruck hervorheben, dass es mir eben nicht um die Untersuchung eines ‚privaten‘ Lebens geht, das neben das ‚öffentliche‘ tritt und mithilfe einer binären Hermeneutik klar von ihm geschieden werden kann. Mein Ziel war vielmehr die Erforschung eines breiten Spektrums von Aktivitäten, die dem Einzelnen Distinktion und Auszeichnung ermöglichten. Im Sinne dieser Fragestellung war eine akteurszentrierte Vorgehensweise die Methode der Wahl. Da die Quellen bekanntlich keine zufriedenstellende Antwort darauf geben, wie die Elite als Kollektiv auf die Veränderungen reagierte, die sich aus den Bürgerkriegen und der Errichtung des Prinzipats ergaben, galt es, Informationen über die Aktivitäten einer möglichst großen Zahl von Einzelpersonlichkeiten zu sammeln und sie vergleichend in ein Gruppenportrait einzufügen, das die ‚feinen Unterschiede‘ zwischen der Generation Ciceros und der des jüngeren Plinius erkennen lässt.¹

Es bleibt mir die annehme Pflicht zu danken, zunächst einmal für die ehrenvolle Einladung nach München, die mir die Gelegenheit gab, meine Überlegungen in den Doktorandenseminaren und den öffentlichen Vorträgen zur Diskussion zu stellen. Meine Erwartungen wurden dabei in jeder Hinsicht übertroffen. Die Doktorandinnen und Doktoranden aus ganz unterschiedlichen al-

¹ In Anlehnung an Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, 3. Aufl. Frankfurt/Main 1984.

tertumswissenschaftlichen Disziplinen ermöglichten es mir, durch die Vorstellung ihrer Projekte meine Fragehorizonte in vergleichender historischer Perspektive zu erweitern. Die öffentlichen Vorträge an den illustren Veranstaltungsorten entsprachen in keiner Weise dem üblichen Klischee von ‚Festveranstaltungen‘, sondern boten mit ihren ebenso fordernden wie intensiven Diskussionen wichtige Denkanstöße, die die Arbeit an der Publikation in vieler Hinsicht beeinflusst haben. Die herzliche Aufnahme durch die Kollegen und die tatkräftige Unterstützung durch die Mitarbeiter haben die beiden Semester in München zu einer sehr positiven Erfahrung gemacht. Ich danke insbesondere Friedhelm Hartenstein, Martin Hose, Christof Schuler und Martin Zimmermann für angeregte Diskussionen. Caroline Veit, Katja Kröss und Paul Otting haben mir freundlich und engagiert bei der Vorbereitung der Veranstaltungen geholfen. Und natürlich gilt mein Dank auch wieder meinem Mann Karl-Joachim Hölkeskamp, der die schöne Zeit in München mit mir geteilt hat und bei der Überarbeitung viele kluge Gedanken beigesteuert hat.

Köln, im September 2019

1 Einleitung: Aristokratische Lebenswelten im Vergleich

In den folgenden Ausführungen zu den kulturellen Praktiken und den Distinktionsstrategien der römischen Elite in der späten Republik und der frühen Kaiserzeit möchte ich in diesem einleitenden Kapitel, das die Leitfragen und die methodischen Grundlagen behandelt, explizit an meine Arbeiten zu den griechischen Eliten der archaischen und klassischen Zeit anschließen, weil die zentralen Fragestellungen und bestimmte theoretische Modelle auf meine Forschungen zur ‚Adelskultur‘ zurückgehen und die folgenden Analysen und Reflexionen somit durchaus in einer gewissen Kontinuität stehen.¹ Allerdings stellen die gravierenden Unterschiede zwischen den sozialen und politischen Ordnungen der griechischen Welt einerseits und des spätrepublikanischen und frühkaiserzeitlichen Rom andererseits eine interessante Herausforderung dar, da es immerhin um die zentrale Frage geht, inwieweit die für die griechische Welt entwickelten Kategorien und Interpretationsraster methodisch sinnvoll und inhaltlich vielversprechend auf die doch recht unterschiedliche Kultur Roms anzuwenden sind. Es kommt hinzu, dass es im Folgenden auch und vor allem um jene Transformationen gehen soll, die aus der Etablierung der Monarchie resultierten und die kollektive Konstitution und die Reproduktion der Elite sowie die Bemessung der Handlungsspielräume ihrer einzelnen Mitglieder betrafen.

Am Anfang soll ein kurzes Resümee zum derzeitigen Stand der Erforschung der griechischen Eliten stehen, das gewissermaßen als Folie für die Überlegungen zu Senatoren und Rittern in Republik und Kaiserzeit fungieren soll. Bei den Eliten der griechischen Poleis der archaischen und klassischen Zeit – darüber herrscht mittlerweile weitgehender Konsens – handelte es sich nicht um eine rechtlich abgeschlossene Gruppe, deren Zusammensetzung durch feste, etwa geburtsständische Schranken reguliert war. Darüber hinaus beruhte der Status des Einzelnen in den Poleis nicht allein und nicht einmal primär auf seiner Vorrangstellung innerhalb der Gemeinwesen. Daher galt es in ihrem Fall zunächst grundsätzlich zu hinterfragen, worin diejenigen, die sich selbst ‚die Guten‘ und ‚die Besten‘ nannten, den anderen eigentlich überlegen waren und durch welche

1 Stein-Hölkeskamp 1989; Stein-Hölkeskamp 2015, Kap. V; Stein-Hölkeskamp 2018; Stein-Hölkeskamp 2019a; Stein-Hölkeskamp 2019b.

Vorzüglichkeitsmerkmale und darauf beruhende Prominenzrollen sie sich auszeichneten.²

Zentrale Bedeutung kommt dabei der Frage nach den ‚Feldern‘ zu, auf denen die Angehörigen der Elite agierten und jene Kapitalien erwarben, die ihnen einen Platz in der Spitzengruppe der Gesellschaft sicherten. Das Konzept des ‚Feldes‘ bezeichnet nach Pierre Bourdieu einen „autonomen Mikrokosmos innerhalb des sozialen Makrokosmos“, der sich jeweils in einem eigenen und eigenständigen Konstituierungsprozess entfaltet. Für jedes dieser Felder – das kulturelle, religiöse, militärische und nicht zuletzt das politische Feld – gelten entsprechende Verhaltens- und Handlungsregeln, „die in einem anderen Mikrokosmos keine Gültigkeit haben“. Jedes Feld ist ein „Universum mit eigenen Bewertungskriterien, die sich von den Gesetzen der gewöhnlichen sozialen Welt unterscheiden“. Akteure, die in eines dieser Felder eintreten, müssen sich den darin geltenden Regeln unterwerfen und sie müssen zugleich versuchen, eine gewisse Geltungsmacht über sie zu bekommen, um sie in ihrem Sinne operationalisieren zu können.³ Der Begriff des Feldes ist in den Überlegungen von Bourdieu eng mit dem Konzept des ‚Kapitals‘ verbunden. Er unterscheidet einerseits zwischen „geerbtem“ und „erworbenem Kapital“ und differenziert andererseits zwischen verschiedenen „Ka-

² Die Elite des archaischen Griechenlands ist seit den Arbeiten von Bourriot 1976 und Roussel 1976 in zahlreichen grundlegenden Studien diskutiert worden, die eine ökonomische, soziale, politische und kulturelle Überlegenheit einer führenden Schicht voraussetzen. Dabei wird in der Regel davon ausgegangen, dass die Zugehörigkeit zur Elite nicht erblich war und durch individuelle Leistungen und die Pflege eines besonderen Lebensstils immer wieder neu unter Beweis gestellt werden musste. Zu nennen wären hier in der Reihenfolge ihres Erscheinens Donlan 1980 (wieder abgedruckt in Donlan 1999); Stahl 1987; Stein-Hölkeskamp 1989; Ulf 1990; Fouchard 1997; Schmitz 2004. Die im Jahre 2006 erschienene Arbeit von Duploux konzentriert sich auf eine Analyse sozialer Praktiken, die die Zugehörigkeit zur Elite begründen: Heiratsbräuche, Bestattungsriten, Grabluxus, Weihungen und Opfergaben etc. Status, so lässt sich seine Grundthese zusammenfassen, wird durch Performanz generiert. Ein detaillierter und wohl abgewogener Überblick über die Forschungen zu ‚Adel und Aristokratie‘ im archaischen und klassischen Griechenland findet sich bei Schmitz 2008. Van Wees/Fisher 2015 untersuchen die griechischen und römischen Eliten in ihrer Einleitung zu ihrem Sammelband *‚Aristocracy‘ in Antiquity* im Kontext vormoderner Adelsgesellschaften. Der Schwerpunkt liegt dabei ebenfalls beim archaischen Griechenland. Die Autoren kommen dabei zu dem Schluss, dass das Konzept ‚Aristokratie‘ nicht dazu taugt, die Gliederung antiker Gesellschaften zu untersuchen – eine These, die keineswegs so grundstürzend neu ist, wie sie meinen. Allerdings erheben sie zu Recht die Forderung, dass es einer sorgfältigen Untersuchung der lokalen und regionalen Formen von Ungleichheit bedarf, um ein plausibles Gesamtbild zu entwerfen. S. zuletzt Stein-Hölkeskamp 2018 mit einem Resümee des derzeitigen Standes der Forschung.

³ Bourdieu 2001, 41f., 49f. (Zitate). S. außerdem zu den einzelnen Feldern Bourdieu 1993; 1999 und 2000. S. dazu und zum Folgenden zuletzt ausführlich Hölkeskamp 2018a, 16–40 mit der älteren Literatur.

pitalsorten“.⁴ Das ökonomische Kapital besteht im Wesentlichen in Besitztümern verschiedener Art und liegt deshalb „allen anderen Kapitalarten zugrunde“.⁵ Das soziale Kapital basiert auf den komplexen Netzwerken sozialer Beziehungen, in die der Einzelne eingebunden ist. Es bildet also jene „Ressource, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruht“.⁶ Das kulturelle Kapital setzt sich aus Erziehung und Manieren, Bildung und Wissen zusammen und zielt dabei zugleich auf den gesamten Lebensstil seines Eigentümers ab.⁷ Das symbolische Kapital umfasst im weitesten Sinne alle gesellschaftlich anerkannten Zeichen von Rang, Status und Prestige, die ein Individuum vor anderen auszeichnen. Und das heißt konkret, dass es in effektiv inszenierten Akten der performativen Selbstdarstellung immer wieder öffentlich zur Schau gestellt werden muss, um es zu reproduzieren, zu aktualisieren und in die Zukunft zu perpetuieren.⁸

Gerade die Fragen nach den unterschiedlichen Handlungsfeldern und Kapitalsorten im Sinne Bourdieus haben sich für die Erforschung der griechischen Eliten als außerordentlich fruchtbar erwiesen. Neuere Arbeiten haben gezeigt, dass es als eine kulturspezifische Besonderheit anzusehen ist, dass die Aristokraten im archaischen und klassischen Griechenland auf multiplen Feldern agierten: Wenn man den Blick gewissermaßen von innen nach außen richtet, stellt zunächst der individuelle *oikos* einen zentralen Handlungsraum dar, in dem der Einzelne als Familienoberhaupt, Wahrer und Mehrer des Vermögens, also des ökonomischen Kapitals, fungierte.⁹ Damit untrennbar verbunden war die Mitgliedschaft im Bürgerverband der Polis, die allgemeine Teilhabe und konkrete Teilnahme einschloss. In diesem Aktionsraum boten sich dem einzelnen Aristokraten zahlreiche Möglichkeiten: Er konnte sich auf dem militärischen Feld als Anführer auszeichnen und er konnte im religiösen Feld als Priester etwa Aufgaben bei Festen und Kulte übernehmen. Und nicht zuletzt konnte er sich auf dem besonderen politischen Feld als Redner in Volksversammlungen, Mitglied in Ratsgremien und Inhaber eines Amtes hervortun. Dabei kam es in jenem komplexen Verdichtungs- und Integrationsprozess, in dessen Verlauf sich die Polis als stadtstaatlich verfasste Politien mit zentralen Gremien formierten, zu einer gewissen Sonderstellung des politischen Feldes. Doch selbst in Athen, wo der politische Aktionsraum zu einem autonomen Handlungsfeld mit einem eigenen

4 Bourdieu 1982, 143–147; Bourdieu 1985, 10 f.

5 Bourdieu 1983/2015, 52 und 70.

6 S. dazu Bourdieu 1983/2015, 63–66, Zitat: 63.

7 S. dazu ausführlich Hölkeskamp 2018a, 39 f.

8 Bourdieu 1985, 22; Bourdieu 1987, 217 f. S. dazu Hölkeskamp 2018a, 39 f.

9 S. dazu die grundlegenden Arbeiten von Schmitz 1999, 2004, 2007 und 2014. S. zuletzt Stein-Hölkeskamp 2019a.

komplexen Regelwerk avancierte, blieb der Kampf um Vorrang in diesem Bereich stets nur Teil der umfassenden Aktivitäten derjenigen, die auch unter den neuen Bedingungen als ‚die Guten‘ und ‚die Besten‘ angesehen werden wollten.¹⁰

Deren Aktionsraum war nämlich außerordentlich weit – und zwar in jeder Hinsicht. Denn einerseits blieben die statuskonstituierenden Aktivitäten der Angehörigen der Elite in ihren heimatlichen Gemeinwesen keineswegs auf das politische und religiöse Feld beschränkt. Sie konkurrierten vielmehr auch in so typisch aristokratischen Tätigkeiten wie etwa der Ausrichtung von Symposien und athletischen Übungen in der Palästra mit ihren Standesgenossen und wetteiferten bei jenen öffentlichen Ritualen und Zeremonien um Aufmerksamkeit und Ansehen, bei denen ihre trainierten Körper, ihre kostbare Kleidung und ihr gesamter Habitus sie unübersehbar über die anderen Teilnehmer hinaushoben. Einem sichtbaren und anerkannt eleganten Lebensstil und einer dementsprechenden „distinguiert-distinguierenden Lebensführung“ kam in den griechischen Gemeinwesen als gewissermaßen autonomes, eine eigene spezifische Prominenz begründendes Kriterium also eine erhebliche Bedeutung zu. Darüber hinaus agierten zumindest die Spitzengruppen der Eliten auch jenseits ihrer Heimatpoleis in dem weiten panhellenischen Handlungsraum, der sich etwa durch die Kultfeiern in den gesamtgriechischen Heiligtümern in Olympia und Delphi, die athletischen und musischen Agone in Olympia und Nemea sowie am Isthmos von Korinth und in Delphi konstituiert hatte. Die griechischen Aristokraten betätigten sich also auf einer Vielzahl von Feldern, die ihnen jeweils die Chance boten, die erwähnten ökonomischen, sozialen und symbolischen Kapitalien zu erwerben.¹¹

Dabei ist es von zentraler Bedeutung, dass sich die entsprechenden Aktivitäten auf allen diesen Feldern stets im sozialen Handlungsmodus der Konkurrenz abspielten. Diejenigen, die sich selbst die ‚Schönen‘, die ‚Guten‘ und die ‚Besten‘

10 Zur Entstehung der Polis und zur Entwicklung ihrer institutionellen Strukturen ist Welwei 2017 immer noch grundlegend. Einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand bieten die Beiträge in den Sammelbänden von Hansen 1993; Mitchell/Rhodes 1997 und Raaflaub/van Wees 2009. Zur Entstehung der Gesetzgebung und der Verschriftlichung des Rechts s. die grundlegenden Arbeiten von Hölkeskamp 1999 sowie die Aufsätze von Hölkeskamp 1994 und 2000 zu Einzelaspekten.

11 Zu den zentralen Elementen des aristokratischen Lebensstils, der ein wesentliches Distinktionsmerkmal dieser Gruppe bildete, sind in Auswahl folgende Monographien und Sammelbände einschlägig – allgemein: Stein-Hölkeskamp 1989; Gabentausch: van Wees 2002; Carlà/Gori 2014; Athletik: Mann 2001; Nicholson 2005; Neer 2007; Fisher 2009; de Polignac 2009; Flaig 2010 und die einschlägigen Beiträge in Christesen/Kyle 2014; Gastmähler: Fehr 1971; Murray 1983 und 2009 sowie die Beiträge in Murray 1990; Wecowski 2014; Kleiderluxus und Statuen: Reinhold 1970; Schneider 1975. Morgan 1993 geht auf die Gründe für die Entwicklung der panhellenischen Treffen ein. S. zuletzt Stein-Hölkeskamp 2018 zum derzeitigen Stand der Forschung.

nannten, wetteiferten um ein Spektrum von distinktiven Überlegenheitsmerkmalen, die sie auf unterschiedlichen Feldern der Konkurrenz und vor unterschiedlichen Foren erwarben.¹² Bei einer Bewertung der Agonalität als zentralem Verhaltensmuster der griechischen Aristokraten zeigt zumal Georg Simmels Konzept der Konkurrenz erhebliches analytisches Potential. Danach bezeichnet der Begriff ‚Konkurrenz‘ einen Kampf um einen Preis, der sich nicht in der Verfügungsgewalt eines der daran beteiligten Konkurrenten befinden darf. Diese besondere Form des Kampfes spielte sich vielmehr vor einer ‚dritten Instanz‘ ab, also vor einem von allen beteiligten Konkurrenten umworbenen, neutralen Schiedsrichter, der den Sieger kürt und ihm einen ‚Kampfpfeis‘ als Prämie zuerkennt, der immer eine rare und daher begehrte Ressource sein muss.¹³ Als Preisrichter in den multiplen Agonen im archaischen und klassischen Griechenland agierten die Bürger der eigenen Polis, die Symposiasten in den *andrones*, die Kampfrichter bei den Spielen sowie die weitere Öffentlichkeit bei gesamtgriechischen Festen und Kulte – und damit gab es eben keine einheitliche Schiedsinstanz, welche etwa den Preis einer umfassenden Aristie hätte vergeben können. Dementsprechend wetteiferten die Teilnehmer an diesen Konkurrenzen um ein breites Spektrum von Siegespreisen: In der Polis waren bestimmte, auch materielle Privilegien und vor allem Positionen von Rang und Einfluss auf dem besonderen politischen Feld zu vergeben. Die Preise bei den athletischen und musischen Agonen reichten von den symbolischen Auszeichnungen bei den Kranzspielen bis hin zu handfesten geldwerten Objekten. Alle diese Prämien stellten für die Sieger jeweils wertvolle Einlagen in ihr symbolisches Kapital dar, das ihren Anspruch auf Zugehörigkeit zu der Gruppe an der Spitze der gesellschaftlichen Pyramide begründete.

Allerdings führten diese Kapitalien in der Regel nur zur Etablierung ephemerer und ihrer Natur nach stets volatiler Hierarchien, die darüber hinaus ganz im Sinne Bourdieus zunächst nur für das entsprechende Handlungsfeld Geltung hatten, auf dem sie erworben worden waren. Für die Konvertierbarkeit und den Transfer oder auch die Kumulation respektive Bündelung der unterschiedlichen

¹² Seit Jacob Burckhardts Charakterisierung der archaischen Zeit als Epoche des „kolonialen und agonalen Menschen“ (Griechische Kulturgeschichte, Bd. IV, Basel 1957, Neunter Abschnitt, Kap. III) spielt der soziale Handlungsmodus der Konkurrenz in den Darstellungen der griechischen Geschichte eine zentrale Rolle. Ich verweise hier nur auf die neueren Arbeiten zur Archaik, in denen der Wettbewerb in unterschiedlichen Lebensbereichen explizit zum Thema gemacht wird: Burckhardt 1999; Weiler 2006; Fisher 2009 und Whitley 2015 sowie die Beiträge in dem Sammelband Fisher/van Wees 2011. S. zuletzt Stein-Hölkeskamp 2019b.

¹³ Simmel 1908/1992, 304 f., 323, 327 f., 340. S. neuerdings zu „Konkurrenz als sozialem Handlungsmodus“ generell Hölkeskamp 2014 und Hölkeskamp 2019 mit weiteren Nachweisen.

Kapitalsorten zu einer umfassenden Vorrangstellung fehlte in den griechischen Poleis jedoch ein einheitliches Regelwerk, das alle Handlungsfelder hätte einbinden und aufeinander beziehen können – was allein schon daraus resultierte, dass wichtige Arenen der Konkurrenz jenseits und gewissermaßen oberhalb der einzelnen Polis lagen, denn dort wurde um Prestige und Prominenz auf panhellenischer Ebene gestritten. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Zugehörigkeit zur Elite in den griechischen Poleis auf der überlegenen Performanz auf einer Vielzahl von verschiedenen, in ihrer Wertigkeit nicht eindeutig hierarchisierten Handlungsfeldern beruhte. Die Sieger, die aus diesen multiplen Konkurrenzen hervorgingen, zeichneten sich durch individuelle Überlegenheitsprofile aus, in denen sich so unterschiedliche Statuskriterien wie etwa Reichtum, ein ‚vornehm-adliger Habitus‘ und der Nimbus eines Siegers in den panhellenischen Spielen auf je singuläre Weise mit anderen gewissermaßen ‚funktionalen‘ Prominenzrollen wie etwa der Wortführung in Beratungs- und Beschlussorganen und der Übernahme von Ämtern und militärischen Kommanden verbinden konnten, aber eben nicht mussten.

Dieser Charakterisierung der griechischen Elite, die die Vielfalt der Prominenzrollen der einzelnen Aristokraten und ihre jeweiligen Kombinations- respektive Kumulationsmöglichkeiten und deren Grenzen in den Mittelpunkt stellt, wird in der Forschung zur römischen Republik das Modell einer Führungsschicht gegenübergestellt, die sich konsequent als eine politische Klasse definierte und deren Mitglieder sich exklusiv dem Dienst an der und für die *res publica* widmeten.¹⁴ Die Angehörigen dieser Klasse bewegten sich vornehmlich auf dem politischen, militärischen und religiösen Feld und konkurrierten dort in fest institutionalisierten Formen und nach festgelegten Regeln um Rang und Vorrang. Der Idealtyp des römischen Aristokraten ist demnach der ‚Generalist‘, der sich durch überlegene Kompetenz in Politik, Recht, Rhetorik und vor allem Krieg gleichermaßen auszeichnete und mit seinen *peers* um ein überschaubares Spektrum von sich ergänzenden und gegenseitig stützenden Prominenzrollen als Senator, Feldherr und Priester, Redner und Anwalt und schließlich als Patron konkurrierte.¹⁵ Schauplätze dieser allgegenwärtigen Konkurrenz waren die zen-

14 S. zu diesem Ansatz vor allem die Arbeiten von Karl-Joachim Hölkeskamp. Grundlegend bleibt Hölkeskamp 1987/2011, Kap. V und VI mit den Ergänzungen in der Neuauflage 318–331 und 344. S. außerdem Hölkeskamp 2004/2010 mit den Kap. 6–9 in der amerikanischen Ausgabe von 2010. S. hierzu und zum Folgenden außerdem die Aufsätze zu einzelnen Aspekten dieses komplexen Themenfeldes in Hölkeskamp 2004 und 2017. Zur politischen Ordnung der römischen Republik und zu ihrer Elite s. neuerdings die Überblicksdarstellung Walter 2017.

15 S. dazu die grundlegenden Arbeiten von Beck 2005 und Beck 2008. S. zuletzt Hölkeskamp 2018b, der das Konzept des ‚Generalisten‘ aufnimmt und die erwähnten Prominenzrollen noch

tralen öffentlichen Räume im Zentrum der *urbs* wie etwa das Forum, das Comitium und das Marsfeld, in denen die Angehörigen der Elite mit ihresgleichen und dem *populus Romanus* interagierten. Dort mussten diejenigen, die über die für den Zugang zu dem zentralen politischen Feld notwendigen ökonomischen und sozialen Kapitalien verfügten, um die Magistraturen konkurrieren, die als die unstrittig prestigeträchtigsten Prominenzrollen galten.¹⁶ Denn es waren vor allem die Magistraturen, die ihren Inhabern und deren Familien die Zugehörigkeit zur Aristokratie sicherten und zugleich festlegten, wer in der komplexen Taxonomie von Rang, *dignitas* und *auctoritas* gerade welche relative Position im Verhältnis zu seinen *peers* innehatte, die ja immer zugleich seine Konkurrenten waren.

Über den Ausgang dieser Konkurrenz wurde in der Republik durch ‚Volkswahl‘ entschieden – auch wenn das Volk nie eine freie Wahl hatte, sondern nur eine ‚Auswahl‘ unter den Akteuren treffen konnte, die zu dem besonderen Spiel der Konkurrenz auf dem politischen Feld zugelassen waren. Der *populus Romanus* in den Comitien und den *concilia plebis* stellte somit jene ‚dritte Instanz‘ im Sinne von Georg Simmel dar, die alljährlich die *honores* vergab – jene hochbegehrten Siegesprämien, die ihren Inhabern über die Jahresfrist hinaus zudem eine dauerhafte Prominenzrolle als Senator sicherten oder ihm gar die informelle Einstufung in die oberste Rangklasse der *nobiles* oder *principes civitatis* eintrugen.¹⁷ Im Gegensatz zu den Aristokraten der griechischen Poleis verfügten die römischen Aristokraten also über ein relativ homogenes Überlegenheitsprofil, das sich aus einem allgemein anerkannten, konstanten Spektrum von Prominenzmerkmalen zusammensetzte, die vornehmlich aus einer erfolgreichen Performanz auf dem privilegierten politischen und militärischen Feld resultierten. Dabei ist innerhalb der Gruppe, die über diese Merkmale verfügte, mit einer ausgeprägten Hierarchisierung zu rechnen, die sich nicht nur in den Karrierestufen des *cursus honorum*, sondern auch in der Zuerkennung von außerordentlichen Kommanden und Ehrungen wie dem Triumph manifestierte, die einzelne Aristokraten aus der

einmal im Einzelnen definiert. Dort findet sich auch ein detaillierter Überblick über die ältere Literatur zum Thema. Zu der fortschreitenden Ausdifferenzierung von Prominenzrollen und Karrierefeldern s. die Beiträge in dem Sammelband Blösel/Hölkeskamp 2011. Zu den einzelnen Aspekten s. etwa David 1992 zur Rolle des Patrons und Anwalts. Zur zentralen Rolle des Redners s. van der Bloom 2016 und die Beiträge in dem Sammelband Steel/van der Bloom 2013. Zur Bedeutung der Rolle der Aristokraten als militärische Führer s. zuletzt Drogula 2015.

¹⁶ Zu den zentralen öffentlichen Räumen als Orte der Konkurrenz s. vor allem Hölkeskamp 1995/2004; Hölkeskamp 2001/2004; Hölkeskamp 2019.

¹⁷ S. dazu Hölkeskamp 1987/2011, 204–240; Hölkeskamp 2004/2010, 116–121. Zur Funktion des *populus Romanus* als ‚dritte Instanz‘ im Sinne von Georg Simmel s. Hölkeskamp 2018b, 72f.

Gruppe ihrer *peers* hervortreten ließen.¹⁸ Als eine der Ursachen für die Herausbildung dieser zugleich homogenen und hierarchisierten Elite lässt sich die Existenz ebenenes einheitlichen Regelwerks identifizieren, das den politischen Raum strukturierte und gegenüber anderen Feldern privilegierte und zugleich die Konkurrenz kanalisierte. An die Stelle der multiplen Instanzen und Institutionen, die im archaischen Griechenland als ‚dritte Instanz‘ fungierten und über die Zuteilung eines ebenso breiten wie heterogenen Spektrums an Siegespreisen entschieden, trat in Rom der *populus Romanus*, der in jährlichem Rhythmus durch die Vergabe der Magistraturen die politische Klasse symbolisch neu konstituierte und ihre interne Hierarchie durch die Zuweisung von Rang und Status an die einzelnen Akteure neu austarierte.¹⁹ Dabei kann es als eine Besonderheit der republikanischen politischen Kultur angesehen werden, dass es neben dem politischen und militärischen Feld keine alternativen Felder der Distinktion gab. Es bestanden keinerlei Möglichkeiten, sich durch Aktivitäten auf anderen Feldern zu profilieren, um gesellschaftliche Anerkennung und darauf beruhenden Rang zu erwerben. Alternativen zu diesem Lebensmodell wurden nicht als Varianzen, sondern als Devianzen betrachtet, die einem tief verankerten kollektiven Konsens über Werte und Normen widersprachen.

Das hier beschriebene System darf allerdings keineswegs als über die Generationen hinaus stabil oder gar statisch begriffen werden. Zumal die rasante außenpolitische Entwicklung und die Expansion in Italien und darüber hinaus stellten die politische Ordnung vor immer neue Herausforderungen und machten ständig Modifikationen aller Art erforderlich – eine Entwicklung, die im letzten Jahrhundert der Republik eine gesteigerte Dynamik und krisenhafte Brisanz entfaltete und schließlich in der Errichtung der Monarchie durch Augustus ihren Höhepunkt erreichte.²⁰ Für die politische Klasse resultierten aus diesen komplexen Veränderungsprozessen vielfältige Erschütterungen jenes wohlaustarierten Systems, das die Zuteilung von Positionen und Ressourcen regelte, welche traditionell Macht und Einfluss gesichert hatten. Schon die außerordentlichen Kommanden und die ‚berühmt-berüchtigten großen Einzelnen‘ wie der ‚große‘ Pompeius und der spätere Dictator Caesar, stellten für eine Elite, die auf Ämter, Funktionen und Kommanden als exklusive Statuskriterien fixiert war, eine enorme Herausforderung dar, die die Grundlagen ihrer kollektiven Herrschaft in

18 Zu den Rangklassen und der internen Hierarchie innerhalb des Adels s. Flaig 2003, 27–31 und außerdem Beck 2005, 62–70.

19 S. dazu noch einmal Hölkeskamp 2006/2017 und Hölkeskamp 2018b mit der älteren Literatur.

20 S. dazu Flower 2010 passim und die überzeugende Zusammenfassung 154–171. Der komplexe Zusammenhang zwischen der Expansion und den innenpolitischen Entwicklungen ist ein zentrales Thema bei Blösel 2015.

Frage stellte.²¹ Mit der Etablierung des Prinzipats änderte sich dann grundsätzlich und unumkehrbar die Basis, auf welcher der aristokratische Status selbst und der jeweilige Rang innerhalb der Aristokratie beruht hatten – auch wenn diese die (sozial und kulturell) überlegene Gruppe blieb, verlor sie doch ihre zuvor konstitutive Rolle als kollektiv ‚regierende Klasse‘. Für die aristokratischen Akteure manifestierten sich diese Veränderungen einerseits in einer Änderung der Voraussetzungen, unter denen sie auf den traditionellen Handlungsfeldern agieren konnten, und andererseits in einer Neuordnung der Bedingungen, unter denen sie miteinander um Rang und Status konkurrierten. Positionen und Prämien kamen nun als Gunst und Gnade von oben, aus der Hand des Kaisers, der nun jene ‚dritte Instanz‘ darstellte, um deren Wohlwollen und Anerkennung ambitionierte Aristokraten wetteifern mussten.²²

In den folgenden Kapiteln wird in diesem Sinne zunächst nach der Bewertung respektive Umwertung des politischen Feldes in den Werken der spätrepublikanischen und kaiserzeitlichen Autoren gefragt. Die explizite Relativierung der Bedeutung dieses Handlungsfeldes, die sich in Texten aus ganz unterschiedlichen Gattungen diagnostizieren lässt, leitet unmittelbar zu der Frage nach alternativen Feldern über, die dem Einzelnen eine stärkere Profilierung etwa durch kulturelle Aktivitäten ermöglichten. Als Grundlage für die Beschreibung dieser neuen Felder werden in den folgenden Kapiteln zunächst jene Texte aus dem ersten vorchristlichen und dem ersten nachchristlichen Jahrhundert ausgewertet, die eine intensive Reflexion und einen lebhaften Diskurs über die Frage nach einer sinnvollen Lebensgestaltung widerspiegeln.²³ Darüber hinaus hat sich eine akteurszentrierte Vorgehensweise als fruchtbar erwiesen: Eine vergleichende Betrachtung der Lebensläufe einer Reihe von Persönlichkeiten von der Generation Ciceros bis zu der des jüngeren Plinius lässt nämlich erkennen, dass die einseitige Fixierung auf *cursus* und Karriere allmählich ihre Verbindlichkeit verlor und die Aristokraten nun auf anderen Feldern um neue, wiederum distinktive Überlegenheitsmerkmale rangen.

Unter diesen neuen Feldern, auf denen die Aristokraten nun agierten und konkurrierten, kommt dem kulturellen Feld seit spätrepublikanischer Zeit eine stetig steigende Bedeutung zu. Zwei Aspekte dieses Feld – der Literaturbetrieb und die ausgeprägte Konsumkultur – treten dabei besonders prominent hervor. Hier bedarf das Konzept des ‚konsumtiven Feldes‘ einer besonderen Erläuterung. Damit soll jener Aktionsraum bezeichnet werden, in dem der Einzelne durch den

²¹ S. dazu Hölkeskamp 2009/2017.

²² S. dazu Stein-Hölkeskamp 2011.

²³ S. die Ausführungen in Kapitel 2: Einheit oder Vielfalt? Lebensziele und Lebensentwürfe der römischen Aristokratie im Wandel.

Erwerb von allen möglichen (Luxus-)Gütern die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich zu ziehen und Anerkennung und Prestige zu gewinnen suchte. Aktivitäten auf dem literarischen und dem konsumtiven Feld waren häufig eng miteinander verwoben und bilden in der Zusammenschau einen zentralen Ausschnitt der aristokratischen Lebenswelt ab. Am Anfang soll das literarische Feld stehen: Senatoren und Ritter verfassten in dieser Epoche mit Ehrgeiz und Engagement literarische Texte aller möglichen Gattungen. Sie schrieben diese Texte in lateinischer und griechischer Sprache und demonstrierten auf diese Weise ihre selbstverständliche Vertrautheit mit beiden Kulturen. Darüber hinaus galt nunmehr ein ganzes Spektrum an literarischen Gattungen gewissermaßen als salonfähig. Es wurde dementsprechend nicht mehr als statusinadäquat angesehen, wenn Mitglieder der Elite ihre Energie und Phantasie in das Verfassen von Epen, Elegien und Epigrammen investierten. Dabei war es auf jeden Fall erforderlich, diese Texte einem Publikum zu präsentieren. Allerdings müssen wir bei Veranstaltungen dieser Art nun mit ganz verschiedenen Formaten und Foren rechnen. Natürlich gab es weiterhin Vorträge auf den öffentlichen Plätzen im Zentrum der *urbs*. Lesungen von literarischen Texten fanden jetzt aber vermehrt auch in den Privathäusern der Senatoren und Ritter statt, also in den Stadtresidenzen in Rom und in den Villen vor den Toren der Stadt und an den Küsten des „glücklichen Campanien“.²⁴ Mit dem Wandel des Kommunikationsraumes veränderte sich mithin zugleich die Zuhörerschaft, die diese Texte konsumierte, diskutierte und schließlich ein Urteil über den Dichter und sein Werk fällte. Ebenso wie alle anderen aristokratischen Aktivitäten war der Literaturbetrieb nämlich auch durch den Handlungsmodus der Konkurrenz bestimmt.²⁵

Die *domus* und die Villen waren aber nicht nur als Orte solcher Lesungen von Bedeutung für die Gestaltung des kulturellen Feldes. Mit diesen Anlagen schufen sich ihre Besitzer vielmehr ein ideales Ambiente, das den perfekten Rahmen für die Inszenierung einer in jeder Hinsicht kultivierten Lebensführung bot. Ihre Ausstattung mit kostbarem Mobiliar und Hausgerät und die Anlage von Pinakotheken und Bibliotheken verwiesen nämlich keineswegs nur auf die finanzielle Potenz des Besitzers, sondern sie führten Besuchern auch seinen Geschmack, seine Bildung und seine umfassende distinktive Kultiviertheit vor Augen. In den Villen bündelt sich in einmaliger Weise das gesamte Spektrum der Aktivitäten ihrer Besitzer auf dem kulturellen Feld, und sie sind damit zugleich Ausdruck seiner ökonomischen, sozialen und symbolischen Kapitalien. Die Auswahl des Mobiliars sowie der Bücher, Statuen und Gemälde, die die Sammlungen füllten,

24 Plin. nat. hist. 3,60.

25 S. die Ausführungen in Kapitel 3: Epos oder Elegie? Die Dichtung als Weg zum ewigem Ruhm.

setzten neben erheblichen materiellen Ressourcen auf jeden Fall ein wohlentwickeltes Differenzierungsvermögen voraus. Um die richtigen Kaufentscheidungen treffen zu können, musste man über eine intime Kenntnis des aktuellen Kunstmarkts verfügen. Man musste also wissen, welche Materialien gerade als besonders kostbar galten. Und darüber hinaus musste man die Namen jener alten Meister und zeitgenössischen Toreuten kennen, die bei den Zeitgenossen besonders en vogue waren und deshalb als unschlagbar begehrenswert galten. Allerdings reichte es keineswegs aus, diese attraktiven Objekte einfach zu besitzen, sondern man musste auch über ausreichende Kenntnisse in Sprache und Literatur, Geschichte und Mythologie verfügen, um kompetent an den allfälligen Diskursen über ihre Bedeutung und ihren Wert teilnehmen zu können. Und das heißt konkret, dass man in der Lage sein musste, etwa bei den allabendlichen Gastmählern ebenso elegant wie amüsant über Konsum und Kultur zu parlieren und auf diese Weise sein gesamtes kulturelles Kapital zu mobilisieren, um sich als Mitglied der gesellschaftlichen und kulturellen Elite zu profilieren.²⁶

Die Gastmähler in den *domus* und Villen der Aristokraten leiten unmittelbar auf einen weiteren zentralen Aspekt des konsumtiven Feldes über. Denn zu den Luxusgütern, die Ritter und Senatoren mit Vorliebe erwarben, um ihre Fähigkeit zum demonstrativen Konsum zu beweisen, gehörten neben edlem Hausgerät und wertvollen Kunstwerken vor allem jene extravaganten kulinarischen Leckereien, die allabendlich bei den Gastmählern in den Häusern der Reichen serviert wurden.²⁷ Bereits die letzten Republikaner genossen bei Tisch die Früchte ihres Weltreiches in vollen Zügen – eine Entwicklung, die im ersten vorchristlichen Jahrhundert eine gesteigerte Dynamik gewann, denn jeder Eroberungszug ermöglichte den Zugriff auf neue Delikatessen und exotische Köstlichkeiten. Dabei entwickelten sich immer wieder neue Vorlieben, Moden und Varianten dieser besonderen Form der demonstrativen Verschwendung. Jede Generation formulierte gewissermaßen ihre eigenen Ranglisten, was die Art und Qualität der Lebensmittel betraf. Als die quantitative und qualitative Steigerung der Importe aus den Regionen diesseits und jenseits der Grenzen des Reiches an ihr Limit stieß und die exotische Herkunft der Delikatessen und die Kompliziertheit ihrer Beschaffung für den einzelnen Konsumenten nicht mehr jenen überlegenen distinktiven Wert besaßen, der ihnen lange Zeit zugekommen war, galt es schließlich noch einmal neue Kriterien für die Bewertung der kulinarischen Konsumgüter zu entwickeln. Die Konkurrenten um den Nimbus des versiertesten Konsumenten

²⁶ S. die Ausführungen in Kapitel 4: Mars oder die Musen? Kunstsammler und Kunstkenner im republikanischen und kaiserzeitlichen Rom.

²⁷ Zum Konzept der ‚conspicuous consumption‘ s. grundlegend Veblen 2007. S. dazu Hahn 2005, 56f.

mussten sich nun um die Entwicklung neuer, wiederum statusrelevanter, weil distinktionsstiftender Konsumformen bemühen. Die römischen Aristokraten setzten dabei konsequent auf verschärfte Selektion und gesteigertes Raffinement. Und das heißt konkret, dass sie selbst von den edlen, hochpreisigen Lebensmitteln nur noch ausgewählte Teile verzehrten und diese nach Rezepturen zubereiten ließen, die sich an Extravaganz kaum noch überbieten ließen.²⁸

Eine Zusammenschau der neuen Handlungsfelder und Distinktionsstrategien verdichtet sich also gewissermaßen in der Zeremonie des gemeinsamen Mahls: Die Senatoren und Ritter des ersten nachchristlichen Jahrhunderts legten für diese festlichen Zusammenkünfte mit ausgewählten Gästen ihre formelle Kleidung ab. Sie verzichteten also bewusst auf ihre Togen, ihre Tuniken und ihre geschlossenen Schuhe, die eindeutig ihre Zugehörigkeit zur politischen Klasse und ihren individuellen Rang in dieser Gruppe demonstrierten. Befreit von jenen veräußerlichten Indikatoren der hergebrachten Hierarchien kleideten sie sich in leichte, bequeme Gewänder, offene Sandalen und unkonventionelle Unterkleider, die ihren Wunsch nach Divergenz und Varianz sowie ihre Vorliebe für eine an griechischen Vorbildern orientierte *vita Graeca* unübersehbar demonstrierten. Die Kleidungsstücke aus kostbaren, von weither importierten Materialien waren Teil eines allgegenwärtigen konsumistischen Lebensstils. Ihr materieller Wert und ihre ästhetische Qualität demonstrierten ebenso die Kennerschaft und das subtile Unterscheidungsvermögen ihrer Besitzer wie die raffiniert zubereiteten Lebensmittel, die sie in einem stilvollen Ambiente in den *triclinia* ihrer mit edlen Kunstwerken ausgestatteten Villen verzehrten.²⁹ Ihre volle distinktive Qualität konnten alle diese Luxusgüter allerdings nur entfalten, wenn ihre Besitzer in der Lage waren, ihre umfassende Bildung und das ganze Spektrum ihrer kulturellen Kompetenzen in diese geselligen Treffen miteinzubringen. Dabei beherrschte der Modus der Konkurrenz auch die *convivia* im Kreise der Standesgenossen. Auch bei diesen Gelegenheiten galt es stets, sich mit seinesgleichen zu messen und aus dem Wettbewerb um den Ruf des versiertesten Konsumenten und des kultiviertesten Connaisseurs als Sieger hervorzugehen, der die aktuellen Distinktionsstrategien perfekt beherrschte.

Ein allgemeines Fazit könnte folgendermaßen lauten: Die Ritter und Senatoren des ersten nachchristlichen Jahrhunderts konkurrierten weiterhin auf den hergebrachten Feldern um Rang und Status. Ihr Engagement auf diesen Feldern verlor allerdings seine bislang alternativlose Verbindlichkeit. Neben die tradi-

²⁸ S. dazu die Ausführungen in Kapitel 6: Luxus oder Dekadenz? Konsum und Konkurrenz beim römischen Gastmahl.

²⁹ S. dazu die Ausführungen in Kapitel 5: Toga oder Chlamys? Dresscodes und Habitus der spätrepublikanischen und kaiserzeitlichen Aristokraten.

tionellen politischen und militärischen Aktionsräume traten nun neue alternative Handlungsfelder, die vor allem dem kulturellen Feld zuzurechnen sind. Dabei gaben die Aristokraten ihre allfälligen kompetitiven Verhaltensmuster keineswegs auf: Sie suchten weiterhin den Wettbewerb mit den Standesgenossen um Rang und Prestige und um die Auszeichnung mit Prämien aller Art. Dabei handelte es sich nun allerdings um Konkurrenzen, deren Ablauf nicht mehr institutionalisiert war, und die Vergabe der Prämien erfolgte nicht mehr nach festgelegten Regeln und allgemein anerkannten Kriterien. Es fehlte nun eine eindeutige Hierarchie der Handlungsfelder, auf denen sich diese Konkurrenzen abspielten, und über ihren Ausgang entschieden eine Reihe von höchst unterschiedlichen ‚dritten Instanzen‘. Zumal bei den Wettbewerben auf dem kulturellen Feld konnte deren Zusammensetzung ebenso kontingent wie beliebig sein. Die Ergebnisse dieser Konkurrenzen manifestierten sich in immer nur volatilen Hierarchien, die durch jeden neuen Wettkampf gewissermaßen überschrieben werden konnten und daher keinerlei Nachhaltigkeit besaßen. Individuelle Überlegenheitsprofile zeichneten sich dementsprechend durch eine fortschreitende Heterogenität aus. Es entwickelte sich eine neue Art von Elite, die über kein homogenes Statusprofil mehr verfügte. Reichtum und die darauf beruhende Kaufkraft konnten gemeinsam mit einer hohen kulturellen Kompetenz auf ganz neue Weise die Dissonanz zwischen der Standeszugehörigkeit und dem gesellschaftlichen Status überbrücken. Die traditionellen Kriterien von Prominenz konnten sich mit den neuen Distinktionsmerkmalen verbinden, die auf dem kulturellen Feld erworben wurden. Die für die republikanische Gesellschaft typische Vergleichbarkeit der Leistungen und die hohe Transparenz der Hierarchien ging damit verloren. In den multiplen Konkurrenzen auf dem kulturellen Feld konnte für einen kurzen Moment der begeisterte junge Poet den erfahrenen Consular überstrahlen und der reiche Connaisseur den bewährten Senator übertrumpfen.

2 Einheit oder Vielfalt? Lebensziele und Lebensentwürfe der römischen Aristokratie im Wandel

Für eine ‚dichte Beschreibung‘ der Lebensziele und Lebensentwürfe römischer Aristokraten bietet die Epoche von Cicero bis zum jüngeren Plinius vielfältiges und hervorragendes Material. Historiographische und epigraphische Quellen ermöglichen die Rekonstruktion der höchst individuellen Lebensläufe einer großen Zahl von Persönlichkeiten. Literarische Quellen unterschiedlicher Genres spiegeln die intensive Reflexion und den lebhaften Diskurs über die Frage nach einer sinnvollen Lebensgestaltung wider. Dabei zeigen die Zeugnisse insgesamt eine Welt im Wandel, in der die Angehörigen der Elite sich intensiv an den alten republikanischen Idealen abarbeiten und sich durch alternative Lebensentwürfe neu zu positionieren suchen.

Als ein Beispiel für eine solche Art der Lebensgestaltung kann etwa Silius Italicus dienen. Silius wurde um das Jahr 25 geboren und amtierte 68 als letzter unter Nero ernannter *consul ordinarius*. Obwohl er durch sein Verhalten unter Nero kompromittiert war, konnte er seine Karriere im Jahre 77 als Proconsul von Asia erfolgreich fortsetzen. Nach seiner Rückkehr aus der Provinz entschied sich Silius jedoch für ein Leben der „lobenswerten Zurückgezogenheit“. „Er lebte“, so heißt es in einem der Briefe des jüngeren Plinius, „unter den führenden Männern des Staates ohne Macht und ohne Neid“ und widmete sich einer vornehm gebildeten Muße.¹ Um diesen neuen Lebensabschnitt in einem angemessenen Ambiente zu verbringen, kaufte er eine Reihe eleganter Landhäuser in Kampagnen. Sobald er auf ein neues Anwesen „nach seinem Geschmack“ aufmerksam geworden war, so wiederum Plinius, brachte er es in seinen Besitz und vernachlässigte die alten – ein Verhalten, das „diesem Freund alles Schönen“ bei seinen Zeitgenossen den Vorwurf der „Kaufsucht“ eingebracht haben soll. Seinen immensen Reichtum nutzte Silius darüber hinaus, um alle diese Villen auf das prächtigste auszustatten – vor allem mit kostspieligen Statuen und Gemälden, „die er nicht nur besaß, sondern geradezu verehrte“. Dabei lagen ihm die Portraits des Vergil ganz besonders am Herzen, den er schwärmerisch bewunderte. Diese Schwärmerei ging sogar so weit, dass er das Grabmal des Schöpfers der *Aeneis* in Neapel erwarb und es regelmäßig besuchte – wohl zu den Geburtstagen des Dichters, die er gewissenhafter begangen haben soll als seine eigenen.² Bei seinen

¹ Plin. epist. 3,7,4. S. hierzu und zum Folgenden Leigh 2000, 478–483 sowie Johnson 2010, 40 f.

² Plin. epist. 3,7,8.

Aufenthalten in Campanien verbrachte Silius seine Tage mit gelehrten Gesprächen. Er verweilte in seinem *cubiculum* und empfing dort am Morgen regelmäßig Besucher, die ihm ihre Aufwartung machten – eine bemerkenswerte Modifikation jener traditionellen *salutatio*, bei der die pflichtbewussten Patrone ihren Klienten bald nach Sonnenaufgang im Atrium ihrer Häuser in Rom zur Verfügung standen.³ Doch Silius wusste durchaus um die Werte und Ideale seiner Zeit und führte dementsprechend eben kein „Leben in Untätigkeit“, sondern eines „in Muße“ – eine durchaus subtile Unterscheidung, die sein Zeitgenosse, der jüngere Seneca, so treffend auf den Punkt gebracht hat.⁴ Silius betätigte sich nämlich intensiv und produktiv als Literat. Von seinen Werken sind nur die *Punica* erhalten, ein episches Gedicht über den Zweiten Punischen Krieg, mit dem der glühende Verehrer Vergils seinem Vorbild nachzueifern suchte. Das Epos zeichnete sich zumindest in den Augen der Zeitgenossen durch eine Kombination von komplexem Aufbau und klarem Duktus aus und scheint damit durchaus dem Geschmack der Zeit entsprochen zu haben. Auf die Meinung seiner Zeitgenossen legte Silius nämlich den allergrößten Wert – daher lud er immer wieder zu Rezitationen ein, „um das Urteil der Leute zu erfahren“.⁵ Der Dichter Martial, der bei solchen Veranstaltungen zugegen war, urteilt geradezu enthusiastisch über die Dichtkunst des Silius. Seine „unvergänglichen Werke von römischem Geist“, so schwärmt er, verdienen nicht weniger Anerkennung als seine Leistungen als Consul in einem für Rom und das Reich schwierigen Jahr.⁶ Der jüngere Plinius dagegen sagt dem Silius nach, er habe „mehr mit Sorgfalt als mit Talent geschrieben“ – ein ebenso herablassendes wie vernichtendes Urteil, das allerdings nur die persönlichen Fähigkeiten des Verfassers der *Punica* betrifft.⁷ Dass es Plinius dabei nicht um eine Herabwürdigung der literarischen Tätigkeit als solcher ging, zeigt sich wenige Zeilen später. Am Ende des Briefes formuliert Plinius nämlich einige durchaus grundsätzliche Überlegungen, in denen er die Dichtung generell als den einzigen Weg zu dauerhaftem Ruhm charakterisiert. Sie allein, so schreibt er, biete dem Einzelnen noch die Möglichkeit, der Nachwelt etwas zu hinterlassen, das als nachhaltiger Beweis seiner Existenz gelten könne. Kulturelle und speziell literarische Kompetenzen werden hier als einziger Weg zu einer *fama apud maiores* und einer *sequentia aevi memoria* verabsolutiert – Lebensziele, die in dieser Epoche un-

3 Plin. epist. 3,7,4. Zur republikanischen *salutatio* s. Goldbeck 2010, 106–115 und 130–146.

4 Sen. epist. 6,55,3–7.

5 Plin. epist. 3,7,5.

6 Mart. 7,63. S. dazu Salomies 2005, 239f. mit Anm. 56.

7 Plin. epist. 3,7,5. Eine überzeugende Interpretation von Plinius' Urteil über Silius findet sich bei Johnson 2010, 40–41.

verändert gültig und erstrebenswert geblieben sind, wie ein Brief des Plinius an Valerius Paulinus, einen der Suffectconsuln des Jahres 107, zeigt, in dem er mit einer gewissen Emphase betont, dass er denjenigen für „den glücklichsten Menschen hält“, „der sich des Beifalls der Nachwelt sicher ist und mit seinem zukünftigen Ruhm schon jetzt lebt“.⁸

Als Silius im Jahre 101 seinem Leben nach der Diagnose einer schweren Krankheit freiwillig ein Ende setzte, konnte er auf eine erfüllte Existenz zurückblicken.⁹ Seine Karriere hatte ihn immerhin bis zum Consulat und in die prestigereiche Statthalterschaft in Kleinasien geführt und damit in jeder Hinsicht den traditionellen Anforderungen an die Angehörigen seines Standes entsprochen. Auf seinem Grabstein, der uns leider nicht erhalten ist, dürfte sein *cursus honorum* aufgezeichnet gewesen sein, also eine Auflistung aller öffentlichen Ämter, die er im profanen wie im sakralen Bereich ausgeübt hatte. Weitere Informationen – etwa über seinen zweiten Lebensabschnitt und seine Selbststilisierung als reicher Müßiggänger mit kulturellen Ambitionen – dürfte dieses Monument allerdings nicht enthalten haben. Denn allein die Leistungen im Dienst von Kaiser und Reich waren nach dem Verständnis der Zeit der monumentalen Präsentation in der Öffentlichkeit und der Erinnerung über den Tag hinaus würdig. Moderne Rekonstruktionen der Lebenswelt der römischen Aristokratie, die sich in erster Linie auf die Inschriften stützen und aus ihrer Fülle und marmornen Monumentalität unmittelbar auf ihre umfassende Aussagekraft schließen, charakterisieren die Ritter und Senatoren deshalb vornehmlich als Individuen, die unermüdlich in Politik, Reichsverwaltung und Militär tätig waren, und ihre ganze Lebenskraft darin investierten, in der Konkurrenz um Ämter und Ehren zu obsiegen.¹⁰ Lebensmodelle, die diesem (scheinbar) alternativlosen Ideal nicht entsprachen, wurden nicht als Varianzen, sondern als Devianzen betrachtet – eine Sichtweise, die auf einer Art von binärer Hermeneutik beruht, die trennscharf zwischen unvermittelt nebeneinanderstehenden, sich gegenseitig ausschließenden Lebenswelten, Politik und Kultur, ‚privater‘ und ‚öffentlicher‘ Sphäre, *otium* und *neg-*

8 Plin. epist. 3,7,15; 9,3,1. S. dazu allgemein Ludolph 1997, 61–71; Eck 1999, 31; Pausch 2004, 25 und 59–65.

9 Plin. epist. 3,7,1.

10 Zur Ausbildung dieses ‚epigraphic habit‘ s. etwa Eck 1999 passim; Bodel 2001 passim; Salomies 2001, 73–94 besonders 87–91; Alföldy 2001; Alföldy 2005 passim; Eck 2005, 1–18, der allerdings mit Nachdruck darauf verweist, dass eine Konzentration auf diese Materialklasse alternativlos sei, weil andere Texte und Monumente, die die Selbstdarstellung der Senatoren belegen könnten, verlorengegangen seien. S. zuletzt Bruun 2015 und den überzeugenden Versuch von Beltrán Lloris 2015, die Bedeutung des ‚epigraphic habit‘ für die römische Kultur in einen größeren Zusammenhang zu stellen.

otium zu unterscheiden sucht.¹¹ Ebendieses Deutungsmuster wird in den folgenden Kapiteln kritisch zu prüfen sein. Dabei soll zugleich der Versuch unternommen werden, die Vielfalt und die Heterogenität der Handlungsfelder in den Blick zu nehmen, auf denen die Senatoren und Ritter agierten und miteinander um Rang und Ruhm konkurrierten.

Zunächst zu den hinlänglich bekannten Rahmenbedingungen: natürlich war die senatorische Elite in den auf Augustus folgenden Generationen noch weiter in Politik und Krieg aktiv. Ihr ökonomisches Gewicht, ihre in vierhundert Jahren kumulierte politische Erfahrung, ihr Herrschaftswissen und ihre Standesmoral machten die adligen Herren nämlich von Rom bis in die kleinste Landstadt am Rande des Imperiums unentbehrlich.¹² Aufgaben, Ämter und Ehren, *dignitas* durch *honores* erlangte man jetzt allerdings nicht mehr als Prämien für den Sieg in der Konkurrenz mit den Standesgenossen und damit als Widerspiegelung der Anerkennung durch die eigene Klasse und den ganzen *populus Romanus*. Die in republikanischer Zeit übliche Wahl der Amtsträger durch das Volk wurde bereits unter Tiberius durch ein Bestellungsverfahren im Senat ersetzt, dessen Mitglieder in der Regel den Empfehlungen des Princeps folgten.¹³ Positionen und Prämien kamen nun also als Gunst und Gnade von oben – eben aus der Hand des Kaisers, um dessen Wohlwollen ehrgeizige Aristokraten wetteiferten, denn nur in seinen Diensten war die Realisierung von Ansprüchen und Ambitionen *in politicis* noch möglich. Und damit änderten sich nicht nur die Grundlagen der Selbstwahrnehmung und des Selbstverständnisses der Elite, sondern darüber hinaus auch grundsätzlich die Basis, auf welcher der aristokratische Status selbst und der jeweilige Rang innerhalb der Aristokratie in der Republik beruht hatten.¹⁴ Denn in dieser Epoche hatte diese Klasse selbst die Regeln und Normen definiert, die den *cursus honorum* beherrschten, und damit letztlich darüber bestimmt, wer dazugehörte und wer wie weit kam in dieser nach innen rang- und hierarchiebewussten Gesellschaft. Ja, selbst die Suspendierungen bzw. Verletzungen dieses Regelwerks, welche die gefährlichen Ausnahmekarrieren ermöglicht hatten, waren in und durch diese Klasse (und sei es im Kampf gegen sie) zustande gekom-

11 Zur Problematik der Anwendung der modernen Kategorien ‚privat‘ und ‚öffentlich‘ auf die Verhältnisse im kaiserzeitlichen Rom s. generell Winterling 2005. Zu der Unterscheidung zwischen *publicus* und *privatus* im republikanischen Rom s. zuletzt Russell 2016, 25–42.

12 Diesen Aspekt der fortwährenden Bedeutung der Tätigkeit der Senatoren für Kaiser und Reich betonen insbesondere Alföldy 2001, 38 f.; Alföldy 2011, 131 f. und Eck 1999; Eck 2005. S. zuletzt Page 2015, 30–37, der ausführlich die ältere Literatur zitiert.

13 Tac. ann. 11,21,2.

14 Zu dem republikanischen politischen und ideologischen Hintergrund s. Hölkeskamp 1993/2004, 28–35; Hölkeskamp 2004/2010, 76–97, 107–124.; Hölkeskamp 2013/2017, 173–188.

men.¹⁵ Über all das wurde nun jedoch außerhalb – genauer gesagt: oberhalb – des Standes entschieden. Denn es waren jetzt die Kaiser, die die senatorischen Karriereregeln definierten, nach ihren eigenen Herrschafts- und Kontrollinteressen normierten und vor allem nach ihrem Willen instrumentalisierten. Zudem entwickelte sich nun sogar eine komplementäre Karrierestruktur, die ebenso festgeschrieben wurde – diejenige der Ritter, die eigentlich erst jetzt, in der frühen Kaiserzeit, zum *ordo equester* wurden: Bezeichnenderweise war diese Gruppe als solche in der Republik nie Teil der politischen Klasse im engeren Sinne gewesen.¹⁶

All das hatte natürlich weitreichende Folgen für die Rolle und die Funktionen der zentralen Institution der politisch-gesellschaftlichen Ordnung, nämlich des Senats. In der Republik war dieses Gremium das souveräne Zentrum einer herrschenden Aristokratie als Kollektiv gewesen, das nicht nur die Geltung der Regeln und Praktiken der Konkurrenz garantierte, sondern als eigentliches Regierungsorgan die Magistrate kontrollierte und überhaupt als entscheidende Instanz der politischen Willensbildung fungierte.¹⁷ Nun wurden in dieser Versammlung zwar weiterhin alle wesentlichen Angelegenheiten des politischen Lebens intensiv und kontrovers diskutiert, doch die letzte Entscheidung wurde in vielen Fällen in der kaiserlichen Zentrale getroffen. Die Bedeutung der Senatsaristokratie, der man nun durch Geburt oder durch kaiserliche Ernennung angehörte, erschöpfte sich damit also in der Erfüllung der höchsten und immer noch prestigereichen, aber letztlich eben ‚dienenden‘ militärischen, zivilen und richterlichen Funktionen als Staatsbeamte.¹⁸ Dass dies in der Regel reibungslos funktionierte, hat auch damit zu tun, dass die Elite in den blutigen Bürgerkriegen hohe Opfer zu verzeichnen hatte. Außerdem wurden in den Jahrzehnten vom Tode des Augustus bis zum ‚langen Jahr‘ 69 zahlreiche weitere Träger glanzvoller alter Namen durch Will-

15 Zum *cursus honorum* s. Beck 2005 Kap. II, 2 zu den Regelkarrieren sowie Kap. III zu den Einzel- und Ausnahmekarrieren.

16 Alföldy 1981/1986; Eck 1987/1995 betont, dass es keine überzeugenden Belege dafür gibt, dass es Augustus und seinen Nachfolgern bei der Einsetzung der ritterlichen Amtsträger um eine prinzipielle Schwächung der senatorischen Einflussmöglichkeiten gegangen sei, sondern im Einzelfall jeweils ganz pragmatische Gründe ausschlaggebend gewesen sein mögen. S. Eck 1995a, 103–117 mit der älteren Literatur. S. dazu Eich 2005, 258–266, 274–278. Eich diagnostiziert ein Bestreben des Monarchen „besonders sensible Felder der Administration“ an ritterliche Funktionsträger zu übertragen.

17 Zum republikanischen Senat s. Hölkeskamp 1987/2011, Kap. IV, 3 und 1993/2004, 36–41; Bonfond-Coudry 1989; Lintott 1999, 65–88; Hölkeskamp 2004/2010, 26–30; Walter 2017, 50–54, 183–188.

18 Zum kaiserzeitlichen Senat grundlegend immer noch Talbert 1984. S. zuletzt Blochmann 2017 mit der älteren Literatur.

kürakte aus dem Weg geräumt – zuletzt noch der Kaiser Galba, der einer uralten republikanischen Familie entstammte. Neue Familien aus Italien und später auch aus den Provinzen, die in die Führungsschicht einrückten, wurden in Bezug auf ihre Ideale, ihre Mentalität und ihre Lebensformen schnell und gründlich assimiliert – und das hatte weitere Konsequenzen: Denn die neuen Mitglieder des *ordo senatorius* waren von Anfang an daran gewöhnt, ihre Ambitionen ausschließlich mit der Hilfe des Kaisers zu realisieren. Für die Zusammensetzung der senatorischen Elite dürfte auch die Festlegung des Mindestvermögens in Kombination mit den finanziellen Belastungen durch einzelne Ämter eine Rolle gespielt haben. So muss etwa die Übernahme der Praetur, deren Inhaber seit der augusteischen Zeit für die Ausrichtung der Spiele verantwortlich waren, für einzelne Senatoren zu finanziellen Problemen geführt haben.¹⁹ Hinzu kamen noch die erheblichen Kosten für eine standesgemäße Lebensführung in der Hauptstadt. So mancher auf Grund von Herkunft und Status für Führungsämter prädestinierte Kandidat scheint sich zudem einer solchen Karriere bewusst verweigert und sich stattdessen in die private Sphäre zurückgezogen zu haben.²⁰ Eine nennenswerte Opposition der Elite gegen die neue Ordnung gab es allerdings nur in den Fällen, in denen der jeweilige Kaiser aus dem von Augustus begründeten komplexen Regelwerk ausbrach und – zumindest aus der Sicht des Standes – seine Macht in eklatanter Weise missbrauchte. Doch noch nicht einmal in diesen Fällen zielte der aristokratische Widerstand auf eine Abschaffung der Monarchie und eine Wiederherstellung der alten Republik. Der Elite waren, wie Jochen Bleicken es for-

19 Aufschlussreich ist hier ein Epigramm des Martial (10,41), in dem dieser die Kosten für die *ludi Megalenses* auf 100.000 Sesterzen beziffert. S. Edwards 1993, 183–186 und zum Problem umfassend Klingenberg 2009, 63–68 u. ö.

20 Die Frage des gewissermaßen freiwilligen Rückzugs ist in der Forschung weiterhin umstritten: S. etwa Eich 2008, 127, der den Verzicht auf *cursus* und Karriere vor dem 3. Jahrhundert als „spektakuläre Ausnahme“ bezeichnet und energisch gegen eine ‚Entpolitisierung‘ der kaiserzeitlichen Elite argumentiert. Er vertritt demgegenüber die These, die politischen Partizipationsbedingungen hätten sich in der Kaiserzeit durch „die verringerte inneraristokratische Konkurrenz“ eher noch verbessert. Ganz ähnlich Heil 2005, 308, der es offensichtlich für „vorgeschoben“ hält, wenn die Schriftquellen von einem Senatorensohn berichten, der sich ganz dem *otium* widmen wollte. Eine andere Sichtweise findet sich bereits bei Hopkins/Burton 1983, 120–200. S. zu der Diskussion zuletzt Page 2015, 30–37, der die unterschiedlichen Ansätze ausführlich diskutiert und eine „einheitliche Gesamtschau“ der aristokratischen Existenz weiterhin für ein Forschungsdesiderat hält.

muliert hat, schon bald die Befähigung und vor allem „der Wille zu einer kollektiven Regierung verlorengegangen“.²¹

Auch unter diesen neuen Bedingungen hatten die einzelnen Ritter und Senatoren ein Interesse daran, sich möglichst große Einflussmöglichkeiten zu sichern und zu erhalten. Sie strebten weiterhin ein zügiges Fortschreiten im *cursus honorum* an und konkurrierten intensiv um die ebenso prestigereichen wie lukrativen Positionen in der Reichsverwaltung, die ihnen Zugang zu erheblichen finanziellen und sozialen Ressourcen boten. Allerdings lag die Entscheidung über den Ausgang dieses Wettbewerbs und die Zuteilung der Prämien nun beim Princeps und war damit auf neue und ganz andere Weise kontingent. Im Zuge dieser Entwicklung verloren traditionelle Handlungsfelder, auf denen sich diese Konkurrenz in republikanischer Zeit abgespielt hatte, ihre Bedeutung. Und das gilt keineswegs nur für die öffentliche Rede, deren politische Relevanz durch die Loslösung aus ihrer unmittelbaren Anbindung an die Volksversammlungen in Gestalt der *contiones*, die Wahlen und die strikt regulierte Ämterlaufbahn sukzessive abnahm,²² sondern auch für die traditionellen Praktiken und Medien individueller wie familialer Selbstdarstellung, etwa durch öffentliche Auftritte und monumentale Repräsentation im städtischen Raum, die die Kaiser eng beschränkt hatten. Die großen *pompae* anlässlich von Triumphzügen und Leichenfeiern sowie die öffentliche Aufstellung von Ehrenstatuen, mit denen die Senatoren sich in das Weichbild der Stadt einschreiben und ihren Rang und ihr Prestige öffentlich demonstrieren konnten,²³ wurden in Rom zunehmend von den Kaisern und den Mitgliedern der kaiserlichen Familie monopolisiert. Felder und Foren des anhaltenden Wettbewerbs um die sozialen und symbolischen Kapitalien, die einen Platz in der Spitzengruppe der hierarchisch strukturierten Gesellschaft sicherten, verschoben sich damit erheblich. Die Senatoren und Ritter waren nun stärker auf traditionell weniger bedeutende Kommunikationsräume wie die Städte in Italien und in den Provinzen sowie ihre *domus* und Villen verwiesen. In diesem Rahmen mussten sie sich kreativ um die Entwicklung neuer Distinktionsstrategien bemühen, die ihnen Prestige und Prominenz in einer sich wandelnden Welt versprachen.²⁴

21 Das Zitat s. Bleicken 1978, 280 f. Zur Opposition gegen die Kaiser im 1. Jahrhundert s. Raaflaub 1987 und die weiteren Beiträge in diesem Band. S. außerdem Raaflaub/Samons 1990, wo es um den Widerstand gegen Augustus geht. Beide Artikel mit weiterer Literatur.

22 Zu dem Bedeutungswandel der öffentlichen Rede s. Dupont 1997, 44–59; Roller 2011.

23 Zu den Möglichkeiten der Statusdemonstration im öffentlichen Raum zu Zeiten der Republik s. Hölkeskamp 2008/2017; Hölkeskamp 2016/2017 und zuletzt Hölkeskamp 2018b mit weiteren Nachweisen.

24 S. dazu etwa Alföldy 2005 mit der älteren Literatur und ausführlich Kriekhaus 2006.

Bei der Suche nach den Veränderungen, die dieser Wandel der Rahmenbedingungen im mentalen Haushalt der Elite allgemein und konkret in der Lebensführung ihrer Mitglieder bewirkte, stellt sich natürlich die Frage nach den zur Verfügung stehenden Quellen und nach ihrer Aussagekraft. Historiographische Texte und ihre traditionelle Interpretation sowie das epigraphische Material und die daraus gewonnenen prosopographischen Daten lassen hier jedenfalls direkt nichts erkennen, selbst wenn sie einerseits den Wandel in der Zusammensetzung der Reichselite widerspiegeln und andererseits als Selbstzeugnisse dieser Klasse auch einen Einblick in ihre Mentalität gestatten. Denn diese Materialien geben zwar Aufschluss über die öffentliche Selbstdarstellung von Senatoren und Rittern als administrative und gesellschaftliche Spitze des Reiches und als Wohltäter der Gemeinden – und zwar jeweils im Sinne einer möglichst perfekten Erfüllung der überkommenen kollektiven Wertvorstellungen. Sie beleuchten jedoch nicht ihre gewissermaßen introvertierte Selbstsicht, ihre Suche nach alternativen Lebenszielen und ihr Bemühen um eine Positionierung in dieser neuen andersartigen Welt.²⁵

Die Argumentation wird sich deshalb im Folgenden auf zeitgenössische literarische Quellen, Selbstzeugnisse und Selbstdeutungen in Briefen, philosophischen Traktaten, Gedichten und Satiren stützen. Ihre kulturhistorische Deutung in der Form einer idealtypischen Zusammenführung „der in ihnen enthaltenen Fülle von diffusen und diskreten Einzelgedanken zu einem geschlossenen Gedankengebilde“ (frei nach Max Weber) erscheint als vielversprechende heuristische Ergänzung zu hergebrachten Interpretationsmethoden.²⁶ Denn diese literarischen Genres sind zwar allesamt durchsetzt von tradierten Topoi und moralisierenden Wertungen. Aber dennoch – und zumal für diese Fragestellung – sind sie (diesmal frei nach Marc Bloch) weit mehr als „verbeulte Spiegel“, „die bestenfalls den vagen Reflex verschwommener Ereignisse bilden“.²⁷ Sie drücken vielmehr gemeinsame Werte und Erfahrungen ihrer Verfasser und Leser aus, spiegeln ihre Überzeugungen und Ideale, Hoffnungen und Ängste

²⁵ S. Alföldy 1980/1986, 19–22, 38–49, der darauf hinweist, dass dieses Material nicht so sehr „rein persönliche Fähigkeiten, Neigungen und Interessen“, sondern vielmehr „die Erfüllung der Anforderungen der Kollektivmoral“ widerspiegeln; es ginge dabei um „die Verwirklichung immer neuer *exempla* für die gleichen Werte“. Zu der Aussagefähigkeit dieses Materials s. zuletzt Bruun 2015.

²⁶ Weber 1922, 190 f.; s. dazu Jaeger 1992.

²⁷ Bloch 1950, 8. S. auch Galinsky 1996, 224, der die Dichter der augusteischen Zeit als „creative participants in the ongoing discussion about ideals and values“ bezeichnet. Zu den verschiedenen Gattungen s. die einschlägigen Beiträge in Barchiesi/Scheidel 2010.

wider und sind damit auf ihre Weise besonders authentische Zeugnisse für die Lebenswelt der Epoche, die ihre Entstehung erlebte.

Ein durchaus kritischer Blick auf das traditionelle republikanische Lebensmodell findet sich bereits bei Lukrez, einem Zeitgenossen Ciceros. Schon für ihn stellt die politische Karriere, der sukzessive Aufstieg über die streng regulierte Stufenleiter des *cursus honorum*, nicht mehr das alternativlos ultimative Ziel menschlichen Strebens dar. In seinem Lehrgedicht *De rerum natura* vergleicht er die Kandidatur um politische Ämter, die Gier nach Likatoren, Beilen und Rutenbündeln – den sichtbaren Zeichen politischer Macht – mit den ebenso end- wie sinnlosen Qualen des Sisyphos. Und in seinem eindringlichen Bild von dem unermüdlichen Kandidaten, der nach einem Misserfolg bei den Magistratswahlen frustriert vom Forum zurückkehrt, klingen bereits eine Reihe von Motiven an, die dann von den Autoren der augusteischen und nachaugusteischen Zeit immer wieder aufgenommen, neu interpretiert und vielfach modifiziert werden.²⁸ Denn Rang, Reputation und Prominenz, die traditionell aus der Tätigkeit als Redner auf dem Forum, den Auftritten in Prozessen als Anwalt oder Kläger und vor allem der Übernahme von politischen Ämtern resultierten, erscheinen in den Texten des Horaz, des jüngeren Seneca und des Martial nicht mehr als die exklusiven und konkurrenzlos wertvollen Prämien und Auszeichnungen, als die sie die Männer der Generation Ciceros in der Mehrzahl noch angesehen hatten.²⁹ Politische Aktivitäten jeglicher Art werden von diesen Autoren jetzt vielmehr als beschwerliche Mühen charakterisiert. In einer in jeder Hinsicht vielsagenden Instrumentalisierung eines traditionellen Topos der Stoiker werden also die täglichen Sorgen um eine adäquate Ordnung des Staates, um die Befriedung des Imperiums nur noch als drückende Last wahrgenommen – Aufgaben, die etwa von Cicero noch als positive Herausforderung angenommen worden waren, die seinem Leben allein Sinn und Richtung geben konnten und sollten. Denn diese Aufgaben bringen, so Horaz, Zwänge mit sich, die nun nur noch als belastend empfunden werden: Sie verpflichten zu täglichem Frühaufstehen und zu regelmäßiger sichtbarer Präsenz an einem Ort, von dem man Cicero noch geradezu gewaltsam hatte fernhalten

28 Lucr. 3,995–1002. Für eine Interpretation dieser Passage und für eine Einordnung der Schrift in den politischen und philosophischen Kontext der letzten Dekaden der Republik s. Fowler 1989. Zum Einfluss der verschiedenen philosophischen Schulen auf den römischen Diskurs über den Sinn politischen Engagements allgemein s. Griffin 1989.

29 Zu dem Stellenwert einer politischen Karriere in der Generation Ciceros s. etwa Stein-Hölkamp 2003, wo es um den Kontrast zwischen der republikanischen und der kaiserzeitlichen Sichtweise geht.

müssen – nämlich dem Forum.³⁰ Einst Ort der *contiones* und damit Schauplatz von Rededuellen bedeutender, erinnerungswürdiger Redner und damit „die größte und wichtigste Bühne“ des republikanischen Redners,³¹ wird dieser zentrale Platz nun etwa bei Seneca und bei Martial als ein trister Ort charakterisiert, den man besser meiden sollte, wenn man in Ruhe leben wolle. Ja, dieser traditionelle räumliche Fokus politischen Handelns und Entscheidens wird nun sogar mit jenen ungesunden Gegenden verglichen, die auch eine besonders robuste Konstitution gefährden; denn dort stehe das seelische Gleichgewicht all derer auf dem Spiel, die sich allzu intensiv der dort herrschenden Atmosphäre von Streit und Unrast aussetzten.³² Wer sich dennoch für eine solche Lebensweise entscheide, liefere sich einer nicht versiegenden Flut von Anforderungen und Zumutungen aus: Gerichtstermine, Bittgesuche und die vielfältigen Agenden der Tagespolitik nähmen ihn unablässig gefangen.³³ Darüber hinaus stehe er unter dem permanenten Zwang zu statusadäquatem Auftreten mit einem demonstrativ standesgemäßen Gefolge. Denn wer sich in diesem Bereich exponiere – so hält Horaz einem gewissen Tillius vor, der gerade das Tribonat übernommen hatte – setze sich zudem automatisch der permanenten Beobachtung durch seine Mitbürger, der allgemeinen Missgunst aus: Das gehöre zu den Unannehmlichkeiten, von denen ein *privatus*, der sich klug zurückhielte, verschont bleibe.³⁴ Und selbst am Ende des Tages, beim Mahl, gebe es keine Entspannung. Es gelte auch dann immer noch den Standards zu genügen, sich an den aktuellen Moden zu orientieren, sich an der ewig gleichen Konversation über die ewig gleichen Leute, ihr Verhalten und ihre Vorlieben zu beteiligen – auch bei diesem gesellschaftlichen Ritual blieben also keine Freiräume, keine Gestaltungsmöglichkeiten.³⁵

Dementsprechend erscheint dem jüngeren Seneca der Eintritt in eine militärisch-politische Karriere, die Bekleidung von Ämtern in Rom und den Provinzen, denn auch dem Eintreten in einen Strudel ähnlich, aus dem es kein Entrinnen mehr gebe. Denn die Übernahme einer Verpflichtung, so schreibt er, ziehe notwendig weitere nach sich, denen man ebenfalls nicht entkommen könne. Dabei beruht diese fatale Spirale seiner Meinung nach keineswegs ausschließlich auf den äußeren Gegebenheiten – also den fixierten Regeln des *cursus honorum*. Sie

30 Hor. sat. 1,6,107–114. Eine ausführliche Interpretation des Textes findet sich bei Duquesnay 1984, 43–52.

31 So die Formulierung bei Cic. orat. 2,338. S. dazu Hölkeskamp 1995/2004.

32 Sen. epist. 28,6; Mart. 5,20; vgl. auch Hor. epod. 2,1–8.

33 Sen. dial. 10,2,4; 10,7,8; epist. 8,6.

34 Hor. sat. 1,6,107–131; 1,6,17–26. S. dazu Duquesnay 1984, 43–52.

35 Hor. sat. 2,6,59–76. Vgl. auch Sen. dial. 10,12,5. Zu Senecas Urteilen über die zeitgenössischen Gastmähler s. Stein-Hölkeskamp 2002a.

liege vielmehr auch in der Natur des politischen Ehrgeizes selbst begründet, der an sich gar nicht zu befriedigen sei. Denn einzelne Erfolge provozierten stets nur neue Ambitionen, weckten immer neue Begierden. Da werde es schon als Demütigung empfunden, den Namen eines anderen häufiger in den Beamtenlisten zu lesen als den eigenen. „So groß wird der Wahnsinn deines Ehrgeizes sein“, warnt Seneca den Empfänger seines Briefes, „dass niemand dir nachzustehen scheint, wenn sich irgendeiner vor dir befindet“.³⁶ Was diese Befindlichkeit als solche und ihre Autopsie und Charakterisierung anlangt, so klingt das alles noch sehr republikanisch. Hier wird eine Haltung beschrieben, die der des rastlosen Republikaners Cicero und seiner Zeitgenossen weitgehend entspricht. Allein die Bewertung ist grundlegend anders.

Doch Horaz, der ältere und der jüngere Seneca gehen sogar noch weiter. Sie charakterisieren politischen Ehrgeiz nämlich nicht nur als unstillbar und daher unkontrollierbar, sondern sie verwerfen ihn auch als grundsätzlich sinnlos. Sie brandmarken alle Bemühungen, ihn zu befriedigen, als vergebliche Anstrengungen, die sich auf ein Ziel richten, das zu erreichen überhaupt nicht lohne. So betont Horaz immer wieder, dass der auf Forum und Marsfeld erworbene Ruhm über den Tag hinaus keinen Bestand habe. Er formuliert damit eine vollständige Umkehr der republikanischen Ideologie, nach der nur jene Leistungen als erinnerungswürdig und damit dauerhaft galten, die in ebendiesen Bereichen, nämlich in Politik und Krieg, erbracht worden waren. Daher war es für jeden *nobilis* auch ebenso selbstverständlich wie unausweichlich gewesen, seine Leistungen und die daraus resultierende *gloria* durch Ahnenbilder, Ehrenstatuen und Triumphmonumente für alle, Zeitgenossen und Nachwelt, sichtbar und unauslöschlich in das kollektive Gedächtnis des Standes und des ganzen *populus Romanus* einzuschreiben.³⁷ Doch Horaz löst diese traditionelle Symbiose von Leistung, Ruhm und Nachruhm nicht nur vollständig auf, sondern er leugnet letzten Endes sogar den Wert jeder einzelnen dieser drei Konstituenten. Sein Urteil über politische Erfolge, ihren ephemeren Charakter und ihre Vergänglichkeit nimmt wiederum in

36 Sen. epist. 73, 3 (Zitat). S. auch Sen. epist. 19,5–8; epist. 115,9; dial. 3,1,21; benef. 2,74. S. dazu auch Griffin 1976, 315–366, die mit Nachdruck darauf hinweist, dass sich aus den Schriften Senecas keineswegs ein einheitliches, widerspruchsfreies Bild seiner Einschätzung politischen Engagements herausfiltern lässt. Da es hier aber weniger um Senecas persönliche Einstellung geht, als um die Frage, welche Positionen im politischen und philosophischen Diskurs dieser Zeit überhaupt artikuliert wurden, scheint mir dieses Problem in dem thematisierten Rahmen keine zentrale Rolle zu spielen. Vgl. auch Momigliano 1969, der betont, dass eine sinnvolle Interpretation der einschlägigen Passagen nur dann gelingen kann, wenn eine plausible chronologische Einordnung der entsprechenden Schriften möglich ist.

37 S. dazu Hölkeskamp 2001/2004 passim; Hölkeskamp 2016/2017 und zuletzt Hölkeskamp 2018.

der Charakterisierung eines Kandidaten bei den Magistratswahlen konkrete Gestalt an. Dabei wählt er sogar das Bild eines glücklichen Siegers, der stolz auf seine Verdienste und das Erreichte das Marsfeld verlässt – und den dennoch „am Ende seines Lebens das gleiche Schicksal ereilt wie alle anderen Sterblichen“. Auch den geschäftigen, erfolgreichen Redner, der aller Welt bekannt ist, so heißt es an anderer Stelle, „führt sein letzter Gang doch dort hinab, wo Numa, wo Ancus das Ziel fand“. Alle Mühen, die er und seinesgleichen aufwendeten, seien letztlich vergeblich, da die Menschen ohnehin keinen Einfluss auf die Zukunft hätten.³⁸ Und wie später Seneca wusste auch schon Horaz, dass Politik allein nicht glücklich macht – jedenfalls dann nicht, wenn man Glück als etwas betrachte, das mit Seelenruhe, dem Vernünftigen und dem sittlich Vollkommenen in Einklang stehe. Und ganz in diesem Sinne fällt der Dichter dann auch ein abfälliges Urteil über das Amt des Consuls – zuvor der alles überragende *maximus honos*, das höchste Ziel republikanischen politischen Ehrgeizes und für den *homo novus* Cicero gar die Erfüllung seines Lebenstraums. Denn bei Horaz heißt es jetzt nur noch, dass dieses Amt und seine äußeren Insignien, die Liktores mit den Ruttenbündeln, weder von Sorgen befreien, noch „den bitteren Aufruhr der Seele heilen“.³⁹ Für Seneca sind Ämter und Macht deshalb auch nur in der Einbildung der Menschen wertvoll. Sie hätten nichts Großartiges an sich außer der Tatsache, dass es den Konventionen entspreche, ihre Inhaber zu bewundern und zu beneiden. In Wirklichkeit entfernten sie den Menschen jedoch vom rechten Leben, erschöpften seine Lebenskraft. Neid auf solche Erfolge sollten die Seelenruhe eines Menschen nicht stören, eine wohlgeordnete Seele nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Denn sie machten schließlich nur scheinbar groß und auf keinen Fall zufrieden.⁴⁰ Und so fällt sein Urteil über die Ikonen des individuellen militärisch-politischen Erfolges auch entsprechend vernichtend aus: Marius, Pompeius und Caesar, so schreibt er, hätten nämlich weder Vernunft noch das Streben nach sittlicher Vollkommenheit zu ihren Taten getrieben, sondern allein „wahnwitzige Liebe nach Größe“ und „grenzenlose Geltungssucht“.⁴¹ Das Streben nach Auszeichnung in Politik und Krieg – allgegenwärtiges Identitätsmerk-

³⁸ Hor. epist. 1,6,15–27 (Zitat); carm. 3,1. Vgl. auch Sen. dial. 10,15,4; dial. 10,20,10.

³⁹ Hor. carm. 2, 16, 9–12. S. dazu die Interpretation von Galinsky 1996, 241–244.

⁴⁰ Sen. epist. 76,31; epist. 81,29; epist. 94,60; dial. 10,20,1. S. dazu zuletzt die überzeugenden Beobachtungen von Fuhrer 2012, 140 f.: „Gestützt auf die stoische Ethik werden Verdienste um die *res publica*, politische und militärische Erfolge und das damit verbundene soziale Prestige abgewertet. Es werden neue Verhaltensmöglichkeiten und neue Habitusformen, d. h. neue Verhaltens- und Handlungsgrammatiken, entworfen, und diese Definitionen und Entwürfe umfassen auch individuell bedingte Unzulänglichkeiten und politisches Scheitern.“

⁴¹ Sen. epist. 94, 64–67. S. dazu Griffin 1976, 182–201.

mal und immer und überall selbstverständlicher Habitus des republikanischen Aristokraten – hat für diese Autoren also seinen Status als exklusives Regulativ der Lebensführung verloren. Damit stellen sie zugleich die Gültigkeit des traditionell verbindlichen, über Generationen unumstrittenen und konstanten Verhaltensmodus insgesamt in Frage. In diesem Sinne können die zitierten Texte als Teil eines umfassenden Prozesses der Umorientierung angesehen werden, in dem die neuen und neuartigen Normen ausgehandelt werden, die für die Elite in Zukunft richtungsweisend und maßgebend sein sollten.

Im Folgenden gilt es nun zu verifizieren, welchen ‚Sitz im Leben‘ diese Aussagen der literarischen Quellen tatsächlich haben. Dabei sollen im Sinne einer gewissermaßen akteurszentrierten Perspektive zunächst weitere konkrete Lebensläufe vorgestellt werden. Am Anfang soll Gaius Plinius Secundus stehen, der um das Jahr 61 in Comum geboren wurde. Plinius durchlief unter den Kaisern Domitian, Nerva und Traian eine formidable Karriere. Der junge Mann aus ritterständischer Familie amtierte bereits 81 als Mitglied der Zehnmännerkommission, die den Vorsitz bei den Ausschüssen der *centumviri* führte – eines Gerichtshofes, dessen Zuständigkeit im Bereich von Erbschafts- und Verwandtschaftsangelegenheiten lag. Nach dem Militärtribunat in Syrien wurde Plinius für das Jahr 90 zum Quaestor gewählt – und zwar als einer der beiden *quaestores Augusti*, die vom Kaiser persönlich vorgeschlagen wurden. Im Jahre 92 folgte dann das Volkstribunat, das Plinius ebenso wie die Praetur, die er schon 93 bekleidet hatte, durch kaiserliche Kommendation erhielt. Domitian hatte Plinius also das eigentlich vorgeschriebene amtlose Intervalljahr zwischen den beiden Magistraturen erlassen, um seine Karriere zu beschleunigen. Wiederum im folgenden Jahr übernahm er als *praefectus aerarii* die Leitung der Kasse für die Legionsveteranen – ein Amt, das er nach der Ermordung Domitians im September 96 offenbar vorzeitig niederlegte. Plinius scheint durch die persönliche Förderung Domitians allerdings nicht so kompromittiert gewesen zu sein, dass seine Laufbahn nun ein vorzeitiges, unrühmliches Ende genommen hätte. Bereits 98, im ersten Regierungsjahr Traians, wurde er mit der Leitung des *aerarium Saturni*, der Staatskasse, betraut und im Jahre 100 erreichte er schließlich das Consulat. Allerdings amtierte Plinius den veränderten Rahmenbedingungen entsprechend nur zwei Monate, vom 1. September bis zum 31. Oktober, als einer der Suffectconsuln. Das höchste Amt, der *summus honos*, hatte wenn nicht an Glanz, so doch an Macht verloren und diente nun vornehmlich als Zugangsvoraussetzung für die hochangesehenen (und hochdotierten) Positionen in der Provinzialverwaltung. Und so war es nur folgerichtig, dass Plinius nach weiteren Jahren in der stadtrömischen Verwaltung, in denen er das Amt eines *curator alvei Tiberis* ausübte,

109 von Traian als kaiserlicher Legat mit consularischem Rang in die Provinz *Pontus et Bithynia* entsandt wurde, wo er um das Jahr 114 starb.⁴²

Über die einzelnen Stationen dieser Bilderbuchkarriere, die den *homo novus* aus der Gallia Transpadana in eine der Spitzenpositionen der Reichsverwaltung führte, informiert uns eine Inschrift, die von Plinius selbst in Auftrag gegeben und nach seinem Tode in Comum aufgestellt wurde.⁴³ Doch Plinius hinterließ der Nachwelt nicht nur diese Inschrift, sondern darüber hinaus bekanntlich auch eine umfangreiche Sammlung von Briefen, die er bereits zu Lebzeiten veröffentlichte. In diesen Egodokumenten besonderer Art präsentierte er der Nachwelt nicht nur ein wohlkomponiertes ‚Selbstportrait‘, sondern darüber hinaus auch ein äußerst vielschichtiges ‚Gruppenportrait‘ der senatorischen und ritterlichen Führungsschicht und ihrer Lebenswelt.⁴⁴ Natürlich bringt Plinius auch in diesen Briefen gelegentlich seinen Stolz auf seine Karriere und sein öffentliches Ansehen zum Ausdruck. Dem Novius Maximus etwa schildert er in eindringlichen Worten, wie die Mitglieder des ehrwürdigen Centumviralgerichts bei seinen Reden „gleichsam überwältigt und hingerissen“ von ihren Stühlen aufgesprungen seien, um ihm spontan Beifall zu spenden. Und auch im Senat soll es zu ähnlichen Szenen gekommen sein – ein Ruhm, den Plinius durchaus genossen haben muss; denn schließlich hatte er sich ebenjene Art von Anerkennung „sehnlichst gewünscht“, wie er freimütig bekennt.⁴⁵ In anderen Briefen charakterisiert er seine Tätigkeit in dem genannten Centumviralgericht dagegen als ein zwar wichtiges, „aber auch sehr lästiges Amt“, das ihn stark in Anspruch nehme und zunehmend zu einer

42 Zur Laufbahn des Plinius s. etwa Strobel 1983, 37–56; Birley 2000, 5–17. S. außerdem die interessanten Beobachtungen von Roman 2001, 392f., der einerseits die Brillanz der Karriere des Plinius hervorhebt, andererseits aber darauf hinweist, dass dessen Amtshandlungen in der Provinz sich durch eine gewisse Zögerlichkeit und Unsicherheit auszeichneten – Verhaltensweisen, die er für durchaus typisch für die Generation des Plinius hält. Die Senatoren, so argumentiert er, hätten gewissermaßen verlernt, was Männer ihres Standes jahrhundertlang getan hatten – nämlich: entscheiden, befehlen, rücksichtslos durchgreifen, kurzen Prozess machen. Und damit hätte sich auch der Charakter aristokratischer Karrieren grundsätzlich geändert.

43 CIL V 5262. S. dazu Alföldy 1999, 221–244; Salomies 2001, 88–93; Eck 2001, 225–235; Alföldy 2005, 54.

44 Zu den Briefen des Plinius als vielsagenden Selbstzeugnissen s. etwa Ludolph 1997 passim; Fantham 1998, 189–192; Henderson 2003 und vor allem Pausch 2004, 71–78 und 141–146, dem es äußerst überzeugend gelingt darzulegen, wie Plinius gerade „die Offenheit der epistolographischen Form“ dazu nutzt, „dem Leser die vielfältigen Facetten der eigenen Person gleichsam im Spiegel anderer Figuren zu präsentieren“. S. dazu zuletzt Kriekhaus 2006, 31–35, der sich kritisch mit der älteren Literatur auseinandersetzt, methodisch und sachlich jedoch nichts Neues zur Diskussion beizutragen hat. Vgl. dazu zuletzt Johnson 2010, 32–36 und Page 2015.

45 Plin. epist. 9,23,1–2. Zu diesem Brief und zu Plinius' spezieller Art von ‚Selbstlob‘ s. Gibson 2003 passim.

Belastung werde.⁴⁶ In einem Brief an Minicius Fundanus, einen der Suffectconsuln des Jahres 107, listet er die zahlreichen Beschäftigungen auf, denen er an einem einzigen Tag nachgegangen ist: Er berichtet von der Teilnahme an einer offiziellen Feier, bei der die Männertoga übergeben wurde, von der Unterzeichnung eines Testaments, vom Verfassen eines Rechtsgutachtens und von einem Auftritt vor Gericht. „Dies alles“, so resümiert er mit einer gewissen Resignation, „erscheint an dem Tage, an dem man es getan hat, als notwendig, dasselbe aber, wenn man überlegt, dass man es täglich getan hat, als wertlos.“ Und so rät er dem Minicius Fundanus dann auch, „diesen Lärm, diese nutzlose Geschäftigkeit und die albernen Strapazen“ hinter sich zu lassen und sich stattdessen seinen Studien und seiner Muße zu widmen.⁴⁷ Auch er selbst, so schreibt er, sei „sehr begierig darauf, zum Rückzug zu blasen“ – allerdings erst, „wenn sein Alter es erlaube“. „Denn die erste und mittlere Zeit unseres Lebens“, so bringt er sein Ideal auf den Punkt, „müssen wir dem Vaterland, die letzte uns selbst widmen.“⁴⁸

Und obwohl Plinius selbst seinen Traum vom Ausstieg aus den Mühen des politischen Alltags bekanntlich nicht realisieren konnte und bis zu seinem Tode im Dienste des Kaisers in der Reichsverwaltung tätig war, hat er durchaus Verständnis, ja Sympathie für jene Männer, die bereits zu einem deutlich früheren Zeitpunkt aus dem öffentlichen Leben ausscheiden oder sogar von vornherein ganz bewusst auf eine Karriere in Politik, Militär und Reichsverwaltung verzichten. Das gilt etwa für Terentius Iunior, der nach seinem Kriegsdienst noch das Amt eines Procurators in der Gallia Narbonensis übernommen hatte und dann „einem ruhigen Leben in Muße den Vorzug vor den Ehrenstellen“ gegeben habe, die ihm – so betont Plinius nachdrücklich – durchaus offengestanden hätten.⁴⁹ Und es gilt umso mehr für Minicius Macrinus aus Brixia, der sich mit dem Ritterstand zufriedengegeben habe und höflich aber bestimmt abgelehnt habe, als Vespasian ihn mit dem Rang eines Praetors auszeichnen wollte. Er habe nämlich, so Plinius, eine „ehrenvolle Ruhe“ dem üblichen Streben nach einem „ehrenvollen Rang“ beharrlich vorgezogen.⁵⁰ Dass Plinius sich der Pluralität der Lebensläufe und der Heterogenität der Lebensentwürfe seiner Standesgenossen durchaus bewusst war, zeigt ein Brief an Vibius Maximus, den Praefekten von Ägypten. Plinius erinnert sich in diesem Brief mit einer gewissen Nostalgie an die Reden, die er als junger Mann vor dem Centumviralgericht gehalten hatte, und an seine damaligen Mitanwälte. „Manche von denen, die damals als Anwälte aufgetreten sind“, so

⁴⁶ Plin. epist. 1,10,9.

⁴⁷ Plin. epist. 1,9,1–7. S. dazu Leach 2003, 156–163.

⁴⁸ Plin. epist. 4,23,3–4. S. dazu Stein-Hölkeskamp 2003, 328–330.

⁴⁹ Plin. epist. 7,25,2

⁵⁰ Plin. epist. 1,14,5.

sinniert er, „sind tot, andere verbannt“. „Den einen haben Alter und Krankheit zum Schweigen geraten, ein anderer genießt freiwillig die glücklichste Mußezeit. Wieder ein anderer führt ein Heer, jenen hat die Freundschaft des Kaisers von bürgerlichen Pflichten befreit. Wieviel hat sich rings um mich selbst verändert.“⁵¹

Plinius beschreibt hier allerdings keineswegs eine neue Entwicklung. Schon in republikanischer Zeit hatte es ja durchaus Fälle einer bewussten Abstinenz bzw. eines absichtsvoll inszenierten Rückzugs von der senatorischen Karriere gegeben. T. Pomponius Atticus, der reiche Ritter, dem Cicero durch seine Briefe ein Denkmal gesetzt hat, ist das wohl prominenteste Beispiel für einen solchen Lebensentwurf, der auf dem konsequenten Verzicht auf *cursus* und Karriere beruht.⁵² Für die Gruppe der ‚Aussteiger‘ sei hier auf Lucius Licinius Lucullus verwiesen, der im Jahre 74 v. Chr. das Consulat bekleidete und dann jahrelang erfolgreich als Oberbefehlshaber im Krieg gegen Mithridates, den König von Pontos agierte. Lucullus zog sich ab dem Jahre 63 v. Chr. nach einigen Rückschlägen und Enttäuschungen weitgehend aus dem politischen Leben zurück, um sich in den verbleibenden Jahren seines Lebens vornehmlich einer „Karriere der Extravaganz“ hinzugeben, wie es Athenaios Jahrhunderte später formulieren sollte. Darauf wird an anderer Stelle noch zurückzukommen sein.⁵³

Seit der augusteischen Zeit mehren sich dann zumal in den historiographischen Quellen die Nachrichten über Angehörige des Ritter- und Senatorenstandes, die gar nicht erst in den Senatorenstand eintraten bzw. ihre Karriere zu einem relativ frühen Zeitpunkt auf eigene Entscheidung beendeten. Das gilt beispielsweise für C. Sallustius Crispus, den Großneffen und Adoptivsohn des berühmten Historikers. Obwohl diesem Crispus, so Tacitus, „der Zugang zu den Staatsämtern offenstand“, verzichtete er auf eine entsprechende Laufbahn. Dabei verfügte er über eine „außergewöhnliche Schaffenskraft“ und brachte es eher informell und außerhalb der üblichen Karrierestrukturen zum „ersten Ratgeber, in dessen Händen die Geheimnisse des Herrschers ruhten“. Er ahmte in jeder Beziehung – so das durchaus ambivalente Urteil des Tacitus – den Maecenas nach und pflegte dementsprechend einen Lebensstil, der sich „vom Brauch der Alten“ durch Ver-

51 Plin. epist. 4,24,3–4.

52 Perlwitz 1992; Leppin 2002.

53 Athen. 12,54a; Plut. Luc. 38,2; 39,1. S. dazu Stein-Hölkeskamp 2005/2010, 38, 118, 127f. Zum Leben und zur Karriere des Lucullus s. Keaveney 1992. S. zuletzt Tröster 2008, 70–72, der die Historizität der Informationen über einen Rückzug des Lucullus aus dem politischen Leben bezweifelt und die Aussagen über das Leben des Lucullus in der Biographie des Plutarch als Invektiven zur Diffamierung ansieht. S. dazu zuletzt Lundgreen 2019 mit anderem Akzent. S. außerdem Kap. 4 ausführlich zum Lebensweg des Lucullus.

feinerung und Luxus unterschied.⁵⁴ Ganz anders liegt dagegen der Fall des Servilius Vatia, eines Senators der tiberischen Zeit. Dieser ehemalige Praetor, „reich und durch nichts anderes als seine Muße bekannt“, wie ihn der jüngere Seneca mit einer gewissen Verachtung charakterisiert, zog sich nach Campanien an den Golf von Neapel zurück und verbrachte dort seinen Lebensabend. Er wohnte in einer prächtigen Villa in Baiae, die ihm mit ihren künstlich geschaffenen Grotten, weitläufigen Platanenhainen und Fischteichen alle denkbaren Annehmlichkeiten bot. Vatia wurde wegen seiner Entscheidung von vielen Zeitgenossen bewundert. „O Vatia, du allein weißt zu leben!“ wurde geradezu zu einem geflügelten Wort. Seneca teilte diese positive Einschätzung allerdings nicht. Er vergleicht den Vatia wenig schmeichelhaft mit „einem trägen Tier, das nur für den Bauch, den Schlaf und die Lust lebt“, und fordert dazu auf, künftig genauer zwischen „Muße“ und „Untätigkeit“ zu unterscheiden.⁵⁵ Äußerst ambivalent beurteilen die antiken Autoren die Entscheidung des L. Annaeus Mela, gar nicht erst für politische Ämter zu kandidieren. Sein Vater, der ältere Seneca, akzeptierte seine Entscheidung und hielt es für durchaus angemessen, dass sein Sohn sein Leben ganz dem Studium der Rhetorik widmen wollte. Tacitus dagegen unterstellt dem Mela „üblen“, fehlgeleiteten Ehrgeiz und schamlose Habgier. Er habe „den kürzeren Weg zum Erwerb eines Vermögens“ eingeschlagen und es deshalb vorgezogen, als Procurator die Geschäfte des Kaisers wahrzunehmen.⁵⁶

Während es sich bei den genannten Beispielen um prominente Figuren handelt, die einen bekannten Namen trugen bzw. sich in der Öffentlichkeit einen solchen gemacht hatten, haben wir es bei Quintus Valerius mit einem Mann zu tun, der niemals die Aufmerksamkeit der Historiker auf sich gezogen hat. Seinen Verzicht auf die große Karriere in Rom dokumentiert sein Grabstein, der sich bezeichnenderweise auch nicht dort, sondern in der südfranzösischen Stadt Tain gefunden hat. Die Inschrift auf dem Stein listet zunächst die Stationen seiner bescheidenen lokalen Ämterlaufbahn auf, weicht dann aber von dem bekannten Muster ab. Dem Valerius, so heißt es dort nämlich, habe der göttliche Hadrian einst die senatorischen Rangabzeichen zusammen mit der Quaestur angeboten. Doch Valerius habe abgelehnt, und der Kaiser habe seine Entscheidung akzeptiert.⁵⁷ Nun wissen wir nicht, was den Valerius dazu bewogen hat, die angebotene Chance auszuschlagen. Fest steht jedoch, dass mit dem Karriereverzicht keineswegs auch automatisch ein Verzicht auf monumentale Präsenz im öffentlichen

⁵⁴ Tac. ann. 3,30,1–4.

⁵⁵ Sen. epist. 6,55,3–7.

⁵⁶ Sen. contr. 2,3. S. dazu und zum Folgenden Fantham 1998, 173.

⁵⁷ CIL XII 1738.

Raum und *memoria* einherging – eine bemerkenswerte Modifikation jenes traditionellen ‚epigraphic habit‘ mit seiner Fokussierung der steinernen Selbstdarstellung auf eine katalogartig-parataktische Auflistung der tatsächlich bekleideten Ämter.⁵⁸

Das Beispiel des Valerius verweist dabei zugleich auf die strukturellen Probleme, die aus den individuellen Entscheidungen gegen eine Laufbahn in Politik und Reichsverwaltung resultierten. Denn Karriereverzicht und Karriereabbruch führten in manchen Jahren offenbar dazu, dass für bestimmte Positionen nicht genügend Bewerber vorhanden waren und die Kaiser sogar persönlich eingreifen mussten, um diesem Missstand abzuhelpfen. Im Jahre 12 v. Chr. etwa bewarben sich so wenige Kandidaten um das Volkstribunat, dass Augustus ein Gesetz erließ, wonach jeder der Amtsinhaber des laufenden Jahres einen Ritter mit einem Vermögen von mindestens 1 Million Sesterzen vorschlagen sollte. Aus diesem Pool sollte das Volk dann die noch fehlenden Tribunen für das Folgejahr wählen.⁵⁹ Im Jahre 5 entstand ein vergleichbarer Engpass bei den Bewerbern um die Aeditilität – eine Position, die traditionell mit hohen finanziellen Aufwendungen für die Spiele verbunden war. Ehemalige Quaestoren und Volkstribune wurden deshalb durch das Los zur Kandidatur gezwungen – eine Maßnahme, so Cassius Dio, auf die man auch in späteren Jahren im Bedarfsfall immer wieder zurückgriff.⁶⁰

Ähnliche Schwierigkeiten wie bei der Vergabe dieser stadtrömischen Ämter ergaben sich auch immer wieder bei der Besetzung wichtiger Positionen in der Provinzialverwaltung. Schon im Jahre 24 v. Chr. hatten sich so wenige Kandidaten für die Quaesturen in den Provinzen gefunden, dass zwangsweise alle diejenigen zur Auslosung herangezogen wurden, die während der letzten zehn Jahre zwar die Quaestur innegehabt hatten, aber keiner Provinz zugewiesen worden waren.⁶¹ Doch selbst derartige Zwangsmaßnahmen stellten in manchen Jahren die geregelte Rekrutierung für die Provinzialverwaltung offenbar nicht mehr sicher. Denn eine nicht zu unterschätzende Zahl derjenigen Magistrate, die bereits eine Provinz erlost hatten, zeigte keine Neigung, sich zügig in ihre Amtsbereiche zu begeben. Sie trödelten, so Cassius Dio, ungebührlich lange in Rom oder andernorts in Italien herum, so dass ihre Amtsvorgänger über die festgesetzte Zeit hinaus ihre Tätigkeit ausüben mussten. Um diese skandalöse Nachlässigkeit zu unterbinden, soll sich Tiberius gezwungen gesehen haben, einen einheitlichen, für alle gleichermaßen verbindlichen Termin für die Abreise in die Provinzen anzuordnen.⁶²

58 Die intensive Präsenz der Senatoren im öffentlichen Raum betont besonders Eck 2005, 1–18.

59 Cass. Dio 54,30,2. S. hierzu und zum Folgenden Hopkins/Burton 1983, 167–171.

60 Cass. Dio 55,24,9.

61 Cass. Dio 53,28,3–4.

62 Cass. Dio 57,14,5.

Deutlich subtiler ging Caligula vor, um dem mangelnden Enthusiasmus zur Partizipation an Politik und Verwaltung gegenzusteuern. Im Jahre 38 soll der Kaiser jungen Männern aus ritterständischen Familien nämlich gestattet haben, sich in senatorischer Kleidung in der Öffentlichkeit zu zeigen, noch bevor sie ein Amt ausgeübt hatten, das sie nach den hergebrachten Regeln erst dazu berechtigt hätte. Der Kaiser hoffte, sie durch dieses Privileg zur Kandidatur und mittelfristig zum Eintritt in den Senat zu motivieren.⁶³

Denn diese altehrwürdige Institution war mittelbar ebenfalls von den Folgen einer steigenden Unlust zum Engagement in der Politik betroffen. Dementsprechend versuchten die Kaiser auch immer wieder, Gegenmaßnahmen zu ergreifen. Augustus etwa zwang schon im Jahre 14 v. Chr. alle diejenigen, die über das vorgeschriebene Mindestvermögen verfügten, tatsächlich in den Senat einzutreten. Eine Ausnahme machte er nur für Körperbehinderte (und das auch nur, nachdem er ihr Äußeres persönlich in Augenschein genommen hatte).⁶⁴ Claudius ließ im Jahre 47 einen gewissen Surdinius Gallus, der in den Senat aufgenommen werden sollte, zwangsweise aus Karthago zurückholen, wohin dieser gerade übergesiedelt war.⁶⁵ Flankierende Maßnahmen sollten darüber hinaus die Disziplinierung derjenigen sicherstellen, die bereits Mitglieder im Senat waren. Dazu gehörte das Verbot, Italien ohne Erlaubnis zu verlassen, die Einführung eines festen Zeitplans für die Einberufung der regulären Sitzungen und schließlich die Festsetzung von Geldstrafen für diejenigen, welche ohne triftigen Grund einfach zu Hause blieben. Die Zahl der danach eigentlich zu bestrafenden Senatoren war allerdings so hoch, so Cassius Dio, dass aus Zeitgründen nur jeder fünfte tatsächlich zur Rechenschaft gezogen wurde und die Buße zahlen musste.⁶⁶ Dass all diese Maßnahmen eine engagierte und konzentrierte Mitarbeit der bei den Sitzungen tatsächlich anwesenden Senatoren keineswegs sicherstellten, wird in einem Brief des Plinius deutlich: „Bei den letzten Wahlen“, so schreibt er an Pomponius Bassus, einen hochrangigen Consular und Provinzstatthalter, „fand man auf einigen Stimmtafeln viele Witze und sogar abscheuliche Wörter, auf einer aber anstelle der Namen der Kandidaten die Namen derer, die sie vorgeschlagen hatten“ – grobe Späße von „Spöttern und Spaßvögeln“, die „auf die Bühne und in den Zirkus“ gehörten und nicht in den Senat.⁶⁷ Die Missbilligung des humorlosen Plinius wäre vielleicht noch schärfer ausgefallen, wenn er diese Praktiken als das hätte begreifen können, was sie zumindest auch gewesen sein können – nämlich Ausdruck einer

⁶³ Cass. Dio 59,9,6.

⁶⁴ Cass. Dio 54,26,8–9.

⁶⁵ Cass. Dio 61,29,1–2.

⁶⁶ Cass. Dio 55,3,1–4.

⁶⁷ Plin. epist. 4,25,1–3.

tiefsitzenden Verärgerung über die gängige Rekrutierungspraxis oder sogar einer subversiven Distanz.

Dass eine demonstrative Verweigerung der Teilnahme an den Senatsitzungen durchaus als Akt des Widerstandes gelten konnte, zeigt der Fall des Thrasea Paetus. Der Senator aus Padua, der 56 das Consulat bekleidet hatte und auch dem hochangesehenen Priesterkollegium der *quindecimviri sacris faciundis* angehörte, stand dem oppositionellen Kreis der Stoiker um Helvidius Priscus nahe. Nachdem er zunächst „eifrig, ja unermüdlich“, so Tacitus, im Senat tätig war und sich selbst bei ganz alltäglichen Beschlussvorlagen stets zu Wort gemeldet und eindeutig positioniert hatte, nahm sein Engagement in diesem ehrwürdigen Gremium mit der Zeit deutlich ab. Dabei soll er zunächst nur einzelnen Sitzungen ferngeblieben sein, um seine Missbilligung der zur Entscheidung anstehenden Beschlüsse zu demonstrieren – Tacitus erwähnt unter anderem die Senatsitzung, bei der anlässlich der Ermordung Agrippinas Ehrenbeschlüsse für Nero gefasst werden sollten. Später soll er dann seine Mitarbeit gänzlich eingestellt und sich stattdessen intensiv „den Privatgeschäften seiner Klienten“ gewidmet haben – ein Verhalten, das ihm schließlich zum Verhängnis werden sollte, denn seine Ankläger sollen ihm vorgeworfen haben, er praktiziere „Aufbruch, ja Parteilichkeit“, und wenn eine größere Zahl von Senatoren diese „dreiste Haltung“ annehme, sei das „Krieg“.⁶⁸

Ein Fazit könnte folgendermaßen lauten: Das Bild des umtriebigen republikanischen Politikers, der alle seine Möglichkeiten einsetzte, um die Leistungen der *maiores* noch zu übertreffen, den *cursus honorum* optimal zu durchlaufen, das höchste Amt und vielleicht sogar einen Triumph zu erreichen, um dann als einer der Ersten des Senats die Meinungsbildung dort mitzubestimmen, ist in der Literatur der Prinzipatszeit durchaus noch präsent. So kannte und kommentierte etwa der ältere Plinius die berühmte *laudatio funebris* auf L. Caecilius Metellus und die dort aufgelisteten „zehn höchsten und besten Vorzüge, deren Erlangung weise Männer ihr Leben widmeten“: Das Ziel des Metellus, so der Text dieser uralten Rede, sei es nämlich gewesen, „der erste Krieger, der beste Redner, der tapferste Feldherr zu sein“. Er habe „die höchsten Ehrenstellen, die größte Weisheit, die höchste Senatorenwürde erstrebt“. Er habe „ein großes Vermögen auf rechte Weise sammeln, viele Kinder hinterlassen und der Angesehenste im Staat sein wollen“.⁶⁹ Doch dieser Katalog von Vorzügen und Zielen, die es allein

⁶⁸ Tac. ann. 16,21,1–22. S. dazu Hopkins/Burton 1983, 166 und zuletzt Klingenberg 2009, 145f.

⁶⁹ Plin. nat. hist. 7,139–141 schließt seine Aufzählung bezeichnenderweise mit den folgenden Worten ab: „Es würde zu weit führen und auch überflüssig sein, diese Behauptung zu widerlegen, da schon eine einzige Tatsache ihre Unwahrheit übergenug aufzeigt.“ S. dazu Kierdorf 1980,

anzustreben galt, hatte jetzt seine zuvor jahrhundertlang unumstrittene Verbindlichkeit verloren. Das sich darin manifestierende Leistungsideal war jetzt zu einer Folie geworden, die den kaiserzeitlichen Autoren zur kritischen Auseinandersetzung und zur Formulierung neuer, alternativer Ideale diene. Die zahlreichen Zeugnisse für individuellen Karriereverzicht bzw. Karriereabbruch einerseits und die Hinweise auf zeitweiligen Kandidatenmangel und kaiserliche Zwangsmaßnahmen zur Sicherstellung der erforderlichen Beteiligung von Rittern und Senatoren an Politik und Reichsverwaltung andererseits lassen erkennen, dass die Lebensentwürfe der kaiserlichen Reichsaristokratie nunmehr keineswegs alternativlos und völlig einseitig auf *cursus* und Karriere ausgerichtet waren. Die vorgestellten Lebensläufe belegen ein breites Spektrum an denkbaren Gründen und Motiven für eine solche Verweigerungshaltung, das von schlichtem Desinteresse bis zu Subversion und Widerstand reicht. Dabei dokumentieren sie zugleich, dass die Angehörigen dieser Elite auch in dieser Epoche weiterhin intensiv nach öffentlicher Auszeichnung und sozialer Distinktion strebten. In den folgenden Kapiteln sollen nun exemplarisch einige Handlungsfelder vorgestellt werden, die für die Konkurrenz um Geltungschancen und Prominenzrollen immer wichtiger wurden und zugleich die optimalen Strategien zur Wahrnehmung dieser Chancen deutlich erkennen lassen.

10 – 21; Flower 1996; Hölkeskamp 1987/2011, 222; Hölkeskamp 1995/2004, 219 – 223; Hölkeskamp 2013/2017, 285 – 289.

3 Epos oder Elegie? Die Dichtung als Weg zum ewigen Ruhm

Gaius Plinius Secundus, der unter Domitian, Nerva und Traian eine formidable Karriere im Dienst von Kaiser und Reich durchlief, empfand von Jugend an „eine besondere Liebe für die Dichtkunst“. Schon im Alter von vierzehn Jahren, so schreibt er an einen gewissen Pontius, habe er eine griechische Tragödie geschrieben. Später habe er sein Repertoire erheblich erweitert, Elegien und Epigramme verfasst und sich immer wieder „in anderen Versarten“ versucht. Die positive Resonanz seiner Freunde, denen er diese Werke vortrug, habe ihn schließlich dazu ermutigt, „einen besonderen Band Elfsilber“ herauszugeben – eine Entscheidung, die er niemals bereut habe, denn diese Texte hätten sich bei den Lesern großer Popularität erfreut: „Man liest sie“, so freut er sich, „schreibt sie ab und singt sie sogar“. Und die Griechen, „die die lateinische Sprache gelernt haben“, „tragen sie bald zur Zither, bald zur Laute vor“.¹ Dabei weiß Plinius durchaus zwischen den unterschiedlichen literarischen Genres zu unterscheiden. Die genannten Elfsilber verfasst er eigentlich nur zur Entspannung – also etwa „im Reisewagen, im Bad und während des Essens“, „um seine Mußezeit angenehm auszufüllen“. Er betont mit Nachdruck, dass er diese „Spielereien“ zwischen „seine wichtigeren Arbeiten“ einschiebe, denn schließlich sei es erlaubt, sich mit dem Verfassen eines „geistreichen kurzen Gedichtes“ zu entspannen, das „in angemessener Weise die größten Beschäftigungen und Sorgen unterbricht“. Dem angesehenen Patrizier und späteren Consul Gnaeus Pedanius Fuscus Salinator, der als erfolgreicher Anwalt in erster Linie Gerichtsreden verfasste, rät er deshalb, sich gelegentlich ebenfalls dem Genre der Poesie zu widmen, denn schließlich „verschaffen diese Spielereien bisweilen nicht geringeren Ruhm als ernsthafte Schriften“.² Dabei ist sich Plinius durchaus der Tatsache bewusst, dass manche seiner Standesgenossen seine Versdichtungen nicht schätzen und ihn „freundschaftlich und aufrichtig“ dafür tadeln, dass er „etwas Derartiges“ schreibe und vorlese. Ihnen hält er entgegen, dass er schließlich auch Komödien anschau, Possenspielen zusehe, lyrische Gedichte lese und anderen „unschuldigen Entspannungen“ nachgehe. Um seinem Argument Nachdruck zu verleihen, nennt er nicht weniger als 21 bedeutende Persönlichkeiten – vornehmlich Senatoren der republikanischen Ära – die sich neben „ernsthaften Beschäftigungen“

1 Plin. epist. 7,4,1–10. S. dazu und zum Folgenden Fantham 1998, 204–209.

2 Plin. epist. 7,9,1–20.

auch solchen „Spielereien“ widmeten und deren Nachahmung ihm durchaus „lobenswert“ erscheint.³

Dabei sollte die eher defensive Art, in der Plinius seine Tätigkeit als Autor von Gedichten rechtfertigt, nicht den Blick darauf verstellen, dass das Verfassen von Texten aller möglichen literarischen Genres ein zentrales Handlungsfeld darstellte, auf dem Senatoren und Ritter seit Generationen engagiert und ehrgeizig um Ansehen und Ruhm konkurrierten. Einige wohldokumentierte Beispiele mögen dies verdeutlichen. Am Anfang soll Marcus Servilius Nonianus stehen, der sich bei der Auswahl der Gattungen, denen seine Texte zuzurechnen sind, noch an traditionellen Vorgaben orientierte. Nonianus amtierte im Jahre 35 als Suffectconsul. Danach zog er sich aus dem politischen Leben zurück und bekleidete in den verbleibenden 24 Jahren seines Lebens kein Amt mehr. Allerdings erfreute er sich weiterhin einer ungeschmälerten Prominenz, die vor allem auf seiner „großen Beredsamkeit“ beruhte. Er verstand es, so Tacitus, „mit der Bedeutsamkeit der Gedanken Schönheit und Eleganz der Worte“ zu verbinden. Neben seiner Tätigkeit als Redner zeichnete sich Nonianus auch als Verfasser einer *Römischen Geschichte* und nicht zuletzt durch seine elegante und kultivierte Lebensführung aus.⁴ In seinem Haus verkehrten Dichter wie Persius und Gelehrte wie Plotius Macrinus, die seine Patronage genossen. Seine rhetorischen Fähigkeiten stellte er regelmäßig vor Gericht, auf dem Forum und bei Deklamationen aus seinen Werken unter Beweis. Er zeigte sich dabei als „ein Redner von hellem Geist und sprühend von Sentenzen“, wie Quintilian es formuliert, und war dementsprechend bekannt und populär. Zu öffentlichen Lesungen aus seinem Werk versammelten sich große Menschenmengen auf dem Forum, und gelegentlich soll sogar der Kaiser Claudius vorbeigeschaut haben. Die lautstarken Beifallsbekundungen der Zuhörer des Nonianus, so heißt es bei Plinius, sollen den Herrscher dazu veranlasst haben, spontan einen Spaziergang zu unterbrechen und sich dem Publikum anzuschließen.⁵

Dass das Lebensmodell des Nonianus durchaus als typisch für die fortschreitende Ausdifferenzierung der Lebenswelten der kaiserzeitlichen Elite angesehen werden kann, mögen weitere Beispiele verdeutlichen. So etwa der Lebenslauf des Gnaeus Arrius Antoninus aus der Gallia Narbonensis, der unter anderem als Großvater des späteren Kaisers Antoninus Pius in die Geschichte eingehen sollte. Arrius amtierte im Jahre 69 als einer der Suffectconsuln. Um das Jahr 79 ging er als Proconsul nach Asien und kurz vor der Jahrhundertwende

³ Plin. epist. 5,3,1–11. S. dazu Sherwin-White 1996, 317. S. auch Plin. epist. 7,4 und 8,21.

⁴ Tac. dial. 23,6; ann. 14,19. S. dazu und zum Folgenden Stein-Höllkeskamp 2011, 183 f.

⁵ Quint. inst. 10,1,102; Plin. epist. 1,13,3.

bekleidete er schließlich zum zweiten Mal das Consulat – eine beachtliche Karriere, mit der er die Bewunderung vieler Zeitgenossen auf sich gezogen haben muss. Zu diesen Bewunderern zählte auf jeden Fall der jüngere Plinius, doch der weist in einem seiner späteren Briefe mit Nachdruck darauf hin, dass es gerade nicht die politische Laufbahn des Arrius sei, die zweimalige Bekleidung des *summus honos*, die diesen in seinen Augen so verehrungswürdig mache. Er hebt zwar hervor, dass dieser wegen seiner Bescheidenheit und Rechtschaffenheit zu Recht hohes Ansehen genieße und „als führender Mann der Bürgerschaft“ gelte, doch er bewundere den Arrius vor allem wegen seines literarischen Talents. „Was Du schreibst“, so schwärmt er, „scheinen die Bienen mit Blüten zu füllen.“ Dabei bezieht sich dieses überschwängliche Lob in erster Linie auf die griechischen Epigramme und die Iamben des Arrius: „Wieviel Feinheit, wieviel Anmut ist in ihnen enthalten, wie reizend, wie liebenswert, wie geistvoll ist das alles“, schmeichelt er ihm und vergleicht ihn dann auch noch mit den hellenistischen Dichtern Herondas und Kallimachos. Gerade letzterer habe in der Gattung der Elegie eine solche Meisterschaft erreicht, dass Quintilian ihm sogar den Ehrentitel eines *elegiae princeps* zuerkannte.⁶ Doch Arrius, so treibt Plinius sein Lob auf die Spitze, sei den beiden möglicherweise sogar noch überlegen, denn schließlich habe keiner „in beiden Dichtungsarten etwas Vollendetes geleistet“. Neben der Vielfalt des literarischen Oeuvres bewundert Plinius vor allem das makellose Griechisch des Arrius. Selbst in Athen, so schwärmt er, spreche wohl niemand ein solches perfektes Attisch wie dieser talentierte und gebildete Römer. Und so musste sein Versuch, die griechischen Gedichte des Arrius ins Lateinische zu übersetzen, letztlich auch kläglich scheitern. Seinen Misserfolg schreibt er in dem für ihn typischen demonstrativen Bescheidenheitsgestus einerseits seiner „schwachen Begabung“ und andererseits der Dürftigkeit der gemeinsamen Muttersprache zu.⁷

Das Beispiel des Arrius gibt dabei nicht nur einen vielsagenden Einblick in den Duktus, in dem die Angehörigen der kaiserzeitlichen Elite über ihre Aktivitäten als Dichter kommunizierten, sondern es zeigt zugleich, dass nunmehr ein breites Spektrum an literarischen Genres gewissermaßen als salonfähig galt und es dementsprechend nicht als statusinadäquat angesehen wurde, wenn Mitglieder der Elite Energie und Phantasie in das Verfassen solcher Texte investierten. Einige wenige prominente Beispiele mögen hier genügen: Der erste Princeps Augustus, so heißt es bei Sueton, verfasste „mehrere Prosawerke verschiedensten

⁶ Plin. epist. 4,3,1–5. S. auch 4,18,1f. Vgl. Quint. 10,1,58. S. dazu Johnson 2010, 40; Stein-Hölkamp 2011, 184.

⁷ Plin. epist. 4,3,5; 4,18,1–2.

Inhalts“. Darüber hinaus versuchte er sich auch in der Poesie. Es gebe, so wiederum sein Biograph, eine Hexameterdichtung in einem Band, „deren Inhalt und Titel ‚Sizilien‘“ sei, sowie einen Band mit Epigrammen, die er vornehmlich im Bad komponiert habe. Sein Versuch, eine griechische Tragödie zu verfassen, sei allerdings nicht von Erfolg gekrönt gewesen.⁸ Tiberius, der Nachfolger des Augustus, schrieb Gedichte in griechischer Sprache, wobei er die Dichter Euphoriion, Rhianos und Parthenios nachgeahmt haben soll.⁹ Sein Zeitgenosse Mamercus Aemilius Scaurus, einer der Suffectconsuln des Jahres 21, verfasste eine Tragödie mit dem Titel *Atreus*, mit der er den Zorn des Kaisers erregt haben soll.¹⁰ Germanicus hinterließ griechische Komödien und eine freie Nachdichtung der *Phaenomena* des Arat in 725 gut gebauten Hexametern.¹¹ Lucius Domitius Ahenobarbus, der spätere Kaiser Nero, soll sich bereits in jungen Jahren intensiv den schönen Künsten gewidmet haben. Er meißelte, malte und „zeigte gelegentlich beim Verfassen von Gedichten, dass er über grundlegende gelehrte Kenntnisse verfügte“. Seine Leistungen auf diesem Handlungsfeld – so heißt es jedenfalls bei Tacitus – spiegelten jedoch keineswegs eine überragende Begabung wider. Er habe deshalb immer wieder zwar talentierte, aber wenig bekannte Dichter an seine Tafel geladen, die mit ihren Versen die des Kaisers ergänzten. Dies zeige schon „die äußere Form der Gedichte, denen es an begeisterndem Schwung und einheitlichem Rhythmus fehle“ – ein Vorwurf, den Sueton in seiner Biographie Neros zu entkräften suchte, indem er darauf verwies, dass er Texte in der charakteristischen Handschrift des Kaisers in der Hand gehalten habe, die „unzweifelhaft“ vom Talent und von der Originalität Neros zeugten.¹² Gaius Calpurnius Piso, das nominelle Oberhaupt der Verschwörung des Jahres 65, verstand es mit großer Leichtigkeit zu dichten – eine Fähigkeit, die auch der Autor der *Laus Pisonis* betont, eines vollmundigen Panegyrikus, mit dem sich der Verfasser offenbar Zugang zum engeren Kreis des Destinatars zu verschaffen suchte. Der unbekanntere Dichter betont mit einigem Überschwang, dass Piso zum Spaß „mit spielerischem Vers leicht dahinfließende Gedichte“ verfasse und dabei ein „wahrhaft aonisches Lied“ schaffe.¹³ Silius Italicus, der im Jahre 68 als *consul*

8 Suet. Augustus 85. S. auch Plin. epist. 5,3,5. Zu den Texten des Augustus s. die Übersetzung und die Kommentare bei Bringmann/Wiegand 2008, 25–29.

9 Suet. Tiberius 70. S. dazu Fantham 1998, 132. S. dazu und zum Folgenden Stein-Hölkeskamp 2011, 184 f.

10 Tac. ann. 6,29,3–4; Cass. Dio 58,24,3–5.

11 Suet. Caligula 3. S. dazu Fantham 1998, 128 f.

12 Tac. ann. 13,3,1–3; 14,16,1–2; Suet. Nero 52.

13 *Laus Pisonis* Z. 81–96 und Z. 159–169. Zu Piso s. außerdem Tac. ann. 15,48,1–3. Zur *Laus Pisonis* allgemein s. Leppin 1992 und die interessanten Beobachtungen von Badel 2005, 156–159,

ordinarius amtierte und 77 als Proconsul in die Provinz Asia ging, verfasste nach seinem Rückzug aus dem politischen Leben – wie bereits erwähnt – unter anderem ein episches Gedicht über den Zweiten Punischen Krieg.¹⁴ Gnaeus Octavius Titinius Capito, ein prominenter Ritter, der unter Nerva und Traian das Amt des *ab epistulis* innehatte, erntete Lob für seine hervorragenden Gedichte, in denen er „das Lebensende berühmter Männer“ behandelte.¹⁵ Sein Zeitgenosse Vestricius Spurinna, der zweimal das Suffectconsulat bekleidete und wegen seiner Verdienste als Statthalter in der Germania Inferior von Nerva mit einer Triumphalstatue ausgezeichnet wurde, schrieb nach seinem Rückzug aus dem öffentlichen Leben „ausgezeichnete Gedichte“ in Lateinisch und in Griechisch. Plinius, der das Lebensmodell des Consulars für vorbildlich hält, schwärmt von den Versen des Spurinna, deren „wunderbare Anmut, Lieblichkeit und Heiterkeit“ ihn über alle Maßen beeindruckten.¹⁶ Und Marcus Cocceius Nerva schließlich, dessen „Eloquenz“ und „Begabung“ Martial in mehreren seiner *Epigramme* preist, erreichte lange vor der Kaiserwürde „ewigen Ruhm“ als Verfasser von Gedichten, die ihn zum „Tibull seiner Zeit machten“.¹⁷

Und ebendiese Art von Ruhm erreichte auch Publius Pomponius Secundus durch seine literarische Tätigkeit. Pomponius – Besitzer großer Gärten und Parkanlagen, Schwager des Caligula und Freund des älteren Plinius – bekleidete 44 eines der Suffectconsulate. Im Jahre 55 wurde er zum kaiserlichen Legaten in Obergermanien ernannt, wo er sich in einem Scharmützel mit plündernden Chatten auszeichnete und in der Folge dafür mit den Triumphalinsignien geehrt wurde. Doch diese höchste Auszeichnung, die ein Feldherr unter den gegebenen Verhältnissen noch erreichen konnte, machte im Fall des Pomponius nur „einen bescheidenen Teil seines Ruhmes bei der Nachwelt“ aus, wie Tacitus es formuliert.¹⁸ Dieser beruhte vornehmlich auf seinen „berühmten Carmina“ und auf seinen Tragödien, die ihn nach dem Urteil des Quintilian zum bedeutendsten Vertreter dieser Gattung machten, wenn „die ältere Generation“ auch moniert habe, dass sie „zu wenig tragisch im Ton“ seien.¹⁹ Pomponius – dem Tacitus

der betont, dass in diesem Text die Beredsamkeit an erster Stelle steht und die militärische Tugend in den Hintergrund drängt – eine veritable *translatio virtutis*.

¹⁴ Mart. 7,63. S. dazu Salomies 2005, 239f. mit Anm. 56. S. dazu Stein-Hölkeskamp 2011, 186 und Kap. 2 in diesem Band.

¹⁵ Plin. epist. 1,17,3.

¹⁶ Plin. epist. 3,1,7.

¹⁷ Mart. 8,70.

¹⁸ Tac. ann. 12,27,2f. Zum Ruhm des Pomponius s. auch dial. 13,3–6. S. dazu und zum Folgenden Stein-Hölkeskamp 2011, 186f.

¹⁹ Quint. inst. 10,1,98.

elegantia und *ingenium* bescheinigt – war es also gelungen, gleich auf zwei Handlungsfeldern höchste Anerkennung zu erlangen: Er hatte durch Klugheit und Tatkraft auf dem Schlachtfeld *gloria* erworben und brillierte zugleich in der umtriebigen literarischen Szene durch seine „überlegene Bildung“ und seine Sprachgewalt. Seine sprachlichen Manierismen waren Gegenstand von gelehrten Diskussionen mit so prominenten Vertretern dieser Szene wie beispielsweise dem jüngeren Seneca.²⁰ Allein der *populus Romanus* – so zeigt eine Notiz in den *Annalen* des Tacitus – habe das Talent des Pomponius nicht wirklich zu schätzen gewusst: Im Jahre 47, so heißt es dort, habe sich der Kaiser Claudius gezwungen gesehen, das zügellose Benehmen des Volkes im Theater in strengen Erlassen zu tadeln, weil es gegen den Consular und Tragödiendichter immer wieder Schmährufe ausgestoßen habe. Dass diese öffentlichen Missfallensbekundungen ausgerechnet den Pomponius trafen, ist dabei durchaus verwunderlich, denn Plinius zufolge soll er einer der letzten Dichter gewesen sein, die das Urteil des Volkes höher schätzten als die Meinung ihrer Freunde – eine Einstellung, die um die Jahrhundertwende kaum mehr vorstellbar war, als man „die einfachen Leute in der schmutzigen Toga“ zwar immer noch zu respektieren vorgab, jedoch vornehmlich vor „ausgewählten Freunden“ rezitierte.²¹

Das Beispiel des Pomponius Secundus verweist dabei zugleich auf die zentrale Bedeutung der öffentlichen Präsentation von selbstverfassten Texten aller Art. Der lebhafteste Literaturbetrieb der Epoche wurde zu einem der Handlungsfelder, auf dem Senatoren und Ritter um ein möglichst effektives self-fashioning konkurrierten.²² Leistungen auf diesem Gebiet wurden intensiv diskutiert und in Relation zu Erfolgen in anderen Tätigkeitsbereichen gesetzt. Dabei stellt die Frage nach den Kommunikationsräumen, in denen die Deklamationen von Texten aller Art stattfanden, einen vielversprechenden Zugang zu Habitus und Wertewelt der

20 Quint. inst. 8,3,31. S. dazu Fantham 1998, 139f.

21 Tac. ann. 11,13,1; Plin. epist. 7,17,9 – 12.

22 Grundlegend zu den *recitationes* ist immer noch Funaioli 1914. Zu den unterschiedlichen Kommunikationsräumen, in denen sich die römische Elite mittels der Literatur austauschte s. Binder 1995 und die überzeugenden Ausführungen von Dupont 1997. Zur Kategorie des ‚self-fashioning‘ s. Greenblatt 1980/2005 passim. Eine Definition findet sich auf S. 3f.: „Self-fashioning is in effect ... the cultural system of meanings that creates specific individuals by governing the passage from abstract potential to concrete historical embodiment. Literature functions within this system in three interlocking ways: as a manifestation of the concrete behavior of its particular author, as itself the expression by which behavior is shaped, and as a reflection upon those codes.“ Die Möglichkeit der Anwendung der Kategorie des ‚self-fashioning‘ auf den römischen Kontext diskutiert Leach 1990, 15f. Zur Verschiebung der Kommunikationsräume und Arenen, in denen die Elite unter den Bedingungen des Prinzipats noch weiterhin nach *gloria* strebte, s. die interessanten Beobachtungen von Mayer 2003 passim.

Elite dar. Auch die kaiserzeitlichen Autoren, so haben etwa die Beispiele des Marcus Servilius Nonianus und des Publius Pomponius Secundus gezeigt, traten durchaus noch vor einem großen Publikum auf. Mit ihren Reden und den Deklamationen ihrer Werke erreichten sie auf dem Forum und im Theater große Menschenmengen, die ihrer Begeisterung für das Gehörte ebenso lautstark Ausdruck gaben, wie ihrer Kritik an Text und Präsentation. Und auch vor dem Centumviralgericht konnten begabte Redner sich im Redewettstreit mit anderen vor einer größeren Öffentlichkeit profilieren und Reputation und Rang aufbauen. So verweist Plinius immer wieder auf die große Zahl der Zuschauer, die zu seinen Reden vor diesem Gericht zusammenströmten. Eine „dichte Menschenmenge“, so heißt es in einem Brief an Gaius Valerius Paulinus, einen der Suffectconsuln des Jahres 107, machte es ihm fast unmöglich, an seinen Platz zu kommen. Das Gedränge sei so groß gewesen, dass einem gutgekleideten jungen Mann sogar die Tunika zerrissen wurde – ein Ungemach, das diesen jedoch nicht daran hinderte, sieben Stunden bis zum Abschluss der Rede auszuharren. Die Rede, so fährt Plinius fort, sei trotz ihrer Länge ein großer Erfolg gewesen. Und ebensolche Erfolge rechtfertigten die Mühe der Studien. „Es gibt noch Leute“, so lautet sein durchaus optimistisches Fazit, „die zuhören“, und solche, „die lesen“. Es komme nur darauf an, „etwas auszuarbeiten, das es wert sei, gehört und gelesen zu werden“.²³

Allerdings galten die Reden vor Gericht, so befriedigend sie für den Verfasser auch sein mochten, nun keineswegs mehr als einziger Weg, durch Eloquenz Prestige und Prominenz zu erlangen. Das zeigt beispielhaft der Disput zwischen Aper und Maternus in Tacitus' *Dialogus*, in dem die Diskutanten den relativen Wert sprachlicher und literarischer Kompetenz und ihre Bedeutung für die zeitgenössische Elite kritisch ausloten.²⁴ Es waren nun auch die Privathäuser der Elite und die Säle der Rhetorenschulen, die zu Bühnen für die erfolgreiche Performanz ambitionierter Redner wurden, die dort ihre selbstverfassten Texte öffentlich präsentierten. Dabei handelte es sich in der Regel um bislang nicht publizierte Werke zeitgenössischer Autoren, die auf diese Weise öffentliche Aufmerksamkeit gewinnen wollten. Deklamationen von Texten aller Art – Reden, historische und philosophische Abhandlungen, Elogien und Elegien – standen im kaiserzeitlichen Rom dementsprechend täglich auf der Agenda, eine Entwicklung, die etwa der jüngere Plinius äußerst begrüßenswert fand. In einem Brief an Quintus Sosius

²³ Plin. epist. 4,16,1–3. Auch andere Briefe des Plinius zeugen davon, wie groß das öffentliche Interesse war, das die Prozesse vor diesem Gericht fanden: Plin. epist 1,18,3–4; 2,14,1. S. dazu Roller 2011, 208–211 mit weiteren Beispielen. Vgl. auch Fantham 1998, 195f.

²⁴ Tac. dial. passim, s. 5,3–8,4 und 11,1–13,6 zu den Grundpositionen der Diskutanten. S. dazu Binder 1995, 307–309; Fantham 1998, 180–184; Johnson 2010, 63–73.

Senecio, der in den Jahren 99 und 107 als *consul ordinarius* amtierte, teilt er dem Adressaten mit, dass er im Monat April so gut wie jeden Tag Vorträge besucht habe, zu denen er eingeladen war. Plinius charakterisiert die städtische Elite hier als eine vornehmlich durch das literarische Leben definierte und konstituierte Gemeinschaft, für die die üblichen politischen und geschäftlichen Aktivitäten nicht mehr konkurrenzlos im Vordergrund stehen. Zudem waren der Besuch der ebenfalls im Monat April stattfindenden Megalesia, Cerialia und Floralia für den vielbeschäftigten Senator offenbar keine Alternative zu Lesungen und Rezitationen. Jedenfalls erwähnt er diese großen publikumswirksamen Veranstaltungen, die zweifellos die Aufmerksamkeit vieler Stadtbewohner gefesselt haben dürften, in seinem Bericht über seine Aktivitäten in diesem Zeitraum mit keinem Wort. Sein Blick ist ganz auf den Literaturbetrieb fokussiert, dessen Bedeutung er uneingeschränkt positiv sieht: „Es freut mich“, so schreibt er, „dass die Literatur angesehen ist, die Talente sich hervortun und sich öffentlich zeigen“ – eine Haltung, die allerdings keineswegs alle kultivierten Römer seiner Statusgruppe teilten, wie eine Reihe von kritischen Passagen bei den Satirikern schon seit der augusteischen Zeit zeigen.²⁵ Horaz, Persius, Petronius, Martial und Juvenal karikieren den hektischen Literaturbetrieb der Epoche und verspotten die ambitionierten Ritter und Senatoren, die keine Gelegenheit auslassen, zu schreiben und zu dichten und das Selbstgedichtete dann auch noch öffentlich vorzutragen – und zwar ganz unabhängig von Begabung und Talent. Denn, so schreibt Horaz in *De arte poetica*, „wer vom Fechten nichts versteht, lässt auf dem Marsfeld die Hand von den Waffen, wer im Diskuswurf oder Reifenschlag ungeübt ist, hält sich zurück, damit nicht die Massen im Zuschauerraum verdientes Gelächter erheben: wer vom Versbau nichts versteht, baut trotzdem weiter seine Verse. Warum auch nicht? Er ist ja unabhängig und wohlgeboren.“²⁶ Dementsprechend begegnet uns in seinen *Sermones* dann der bedauernswerte Schuldner, der das „zähe Geschichtswerk“ seines Gläubigers über sich ergehen lassen muss, wenn er nicht riskieren will, dass dieser am Ende des Monats Kapital und Zinsen erbarmungslos eintreibt.²⁷ Persius beschreibt mit geradezu ätzenden Formulierungen den Mächtegernliteraten, der in seinen besten Kleidern und herausgeputzt mit Schmuck zitternd vor Lampenfieber seine rührseligen Gedichte verliert.²⁸ Und

25 Plin. epist. 1,13,1. S. dazu Woolf 2003, 217.

26 Hor. ars 377–384. S. dazu und zum Folgenden Stein-Hölkeskamp 2003, 327f.

27 Hor. sat. 1,3,85–89.

28 Pers. 1,13–23; 1,30–40. Eine überzeugende Interpretation der Textstelle findet sich bei Binder 1995, 283–285. Weitaus erfolgreicher als diese Mächtegernliteraten agierten Tibull und Ovid: Beide Dichter gehörten dem Ritterstand an. Nach ersten Schritten im politischen Leben widmeten sie sich schließlich nur noch ihren literarischen Neigungen. S. dazu Mutschler 1988.

auch der reiche Freigelassene Trimalchio im Werk des Petronius Arbitrarius trägt seinen Gästen bei der *cena* natürlich seine aus dem Stegreif verfassten Verse vor und prahlt mit seiner Bibliothek und seinen lächerlich falschen Kenntnissen in Recht, Rhetorik und Mythologie²⁹ – eine Veranstaltung, die seine Zuhörer vielleicht ebenso „quälend“ fanden wie Juvenal, der sich fragt, „warum er immer nur Zuhörer sein“ und sich in Zukunft weiterhin die Elegien und Tragödien jener „beharrlichen Rezipienten“ anhören soll, deren langatmige Texte er letztlich nur als eine Verschwendung von Papier ansieht. Die Texte der Satiriker zeigen dabei jene erhebliche dynamische Ambivalenz, die den komplexen Beziehungen zwischen den literarisch ambitionierten aristokratischen Patronen und ihren sozial unterlegenen ‚Dichterfreunden‘ innewohnte.³⁰

Auch Plinius war sich der Tatsache durchaus bewusst, dass manche seiner Zeitgenossen die ständigen Einladungen zu den Lesungen von selbstverfassten Texten eher lästig fanden. Im Gegensatz zu den Satirikern gilt seine Kritik allerdings eher den desinteressierten Zuhörern: Sie trödeln, so klagt er, vor dem Vortragssaal herum und vertun ihre Zeit „mit Geschwätz“. Erst wenn der Vortragende bereits einen guten Teil seines Textes präsentiert habe, kämen sie endlich herein und verabschiedeten sich schließlich auch noch deutlich vor dem offiziellen Ende der Veranstaltung. Plinius selbst hatte sich in dieser Hinsicht selbstverständlich nichts vorzuwerfen. Denn schließlich, so bringt er sein Argument auf den Punkt, ginge es ja auch darum, die Autoren in ihrem „Eifer zu schreiben und vorzulesen“ zu bestärken.³¹ In ebendiesem Sinne ermutigt er seine Freunde immer wieder, mit ihren Werken an die Öffentlichkeit zu gehen. So beschwört er einen gewissen Octavius, seine Verse nicht länger zurückzuhalten und die in ihn gesetzten „Erwartungen“ nicht zu enttäuschen. Er solle, so mahnt er mit großer Emphase, sich selbst nicht „um die höchste Anerkennung“ und seine Freunde nicht um das „Vergnügen“ bringen. Und um dem Octavius zumindest eine öffentliche Lesung seiner Werke schmackhaft zu machen, entwirft er ein äußerst lebhaftes Szenario und prophezeit dem zögerlichen Dichter „Andrang“, „Bewunderung“, „lauten Beifall“ und „erwartungsvolles Schweigen“. Wie ausgeprägt der Wettbewerbscharakter der öffentlichen Lesungen war, zeigt der Hinweis des Plinius an Octavius, dass einige von dessen Gedichten schon informell publik geworden seien und damit die Gefahr bestünde, dass sie früher oder später einem anderen „zugeschrieben“ würden. Dem Octavius, so mahnt Plinius mit Nachdruck, ginge

²⁹ Petron. 41,6f.; 48,4–8; 55,1–6; 59,3–7.

³⁰ Iuv. 1,1–18. S. dazu die überzeugende Deutung von Woolf 2003 passim.

³¹ Plin. epist. 1,13,2. S. dazu und zum Folgenden Fantham 1998, 199–209.

durch den Verlust dieses „Monuments“ – und damit meint er wohl das publizierte Buch – ebenjene Art von Ruhm verloren, die allein seine Unsterblichkeit begründen könne.³²

Dass es Plinius bei seinem Engagement im Literaturbetrieb gerade auch um die Förderung talentierter junger Dichter ging, zeigt etwa sein Lob der Verse des Sentius Augurinus. Dessen Texte, so schwärmt Plinius, seien „einfach“, „anmutig“, „zart“, „lieblich“ und manchmal auch „bitter“. Dabei dürfte das positive Urteil des Plinius durchaus dadurch befördert worden sein, dass der Autor ihn persönlich mit einem Gedicht ehrte, in dem er die Abkehr des Plinius von den schnöden Alltagsgeschäften des Forums und seine Liebe für die Dichtung preist.³³ Als vorbildlicher Förderer vielversprechender Talente galt dem Plinius der bereits erwähnte Titinius Capito. Plinius sieht in ihm einen „hervorragenden Mann“, der „die Studien liebt“ und schon deshalb zu „den besonderen Zierden des Jahrhunderts“ gezählt werden muss. Er lobt Capito wegen seines großzügigen Mäzenatentums, das sich darin äußerte, dass er jungen Dichtern sein Privathaus für Vorträge zur Verfügung stellte. Der vermögende Ritter, der „Zuflucht, Schutz und Sicherheit für viele Literaten“ biete, so Plinius, verhalte sich beispielhaft, als „Wiederhersteller und Erneuerer der Literatur“. Darüber hinaus sei auch sein eigenes schriftstellerisches Talent höchst bedeutend, wie sich bei seinen Lesungen aus seinen biographischen Schriften über „das Lebensende berühmter Männer“ zeige.³⁴

Ganz in diesem Sinne organisierte Plinius in seiner *domus* und in seinen Villen immer wieder Lesungen von Texten. Dabei müssen wir mit durchaus unterschiedlichen Formaten rechnen. So folgte er dem bei seinen Standesgenossen üblichen Brauch, beim abendlichen *convivium* zur Zerstreung der Gäste Schauspieler, Lyraspieler und vor allem Vorleser auftreten zu lassen. Die gebotenen Zerstreungen durften allerdings keineswegs allzu frivol sein. Die temperamentvollen Tänze der notorischen Gaditanerinnen etwa entsprachen ganz und gar nicht den Vorstellungen und dem persönlichen Stil des kultivierten Kenners. Schließlich war er ja im Hause seines außerordentlich gestrengen und gebildeten Onkels sozialisiert worden, der bei den Abendmahlzeiten im Kreise seiner Freunde solche pikanten Torheiten nicht duldete und stattdessen stets ein Buch vorlesen ließ. Und dass für solche Lesungen ausschließlich Texte der belehrenden

³² Plin. epist. 2,10,1–6. Zu einer überzeugenden Interpretation dieses Briefes s. Page 2015, 269–271. Der Adressat des Briefes ist möglicherweise Octavius Rufus, der im Jahre 80 als Suffectconsul amtierte. Die Identifizierung ist allerdings strittig. S. dazu Birley 2000, 76 f.

³³ Plin. epist. 4,27,1–5.

³⁴ Plin. epist. 8,12,15. Titinius Capito wird von Syme 1958, 92f. als der „Maecenas“ des traianischen Rom bezeichnet. S. dazu auch Johnson 2010, 47.

und nützlichen Art ausgewählt wurden, zeigt schon allein die Tatsache, dass der ältere Plinius sich auch bei den Vorträgen während des Essens unaufhörlich Notizen machte, wie sich sein Neffe noch Jahrzehnte später voller Respekt und Bewunderung erinnerte.³⁵

Dieser Art von Veranstaltungen, die den Alltag der Plinii widerspiegeln, stehen solche Lesungen gegenüber, bei denen der jüngere Plinius mit den Vorträgen aus seinen eigenen Werken Anerkennung und Ruhm suchte. So hat er zu der Präsentation der Buchversion seines *Panegyricus* auf den Kaiser Traian eine Reihe von Freunden eher informell eingeladen. Dementsprechend zeigt er sich erfreut darüber, dass sich viele die Zeit genommen hätten, ihm zuzuhören – und das in Rom, einem Ort, an dem eigentlich niemand „viel Zeit“ habe. Darüber hinaus sollen die Zuhörer auch noch gefordert haben, den Vortrag, für den zunächst zwei Tage angesetzt waren, um einen weiteren zu verlängern – ein untrügliches Zeichen für ihre Wertschätzung des Autors und seines Werkes, wie Plinius mit Stolz betont.³⁶ Weitau intim er scheint der Kreis, vor dem er im Monat Juli während der Gerichtsferien jene „Spielereien und Scherze vortrug“, die er verfasst hatte, um von „seinen wichtigeren Arbeiten“ zu entspannen. Er ließ bei dieser Gelegenheit im Triclinium einer seiner Villen Sessel vor die Speisesofas stellen, um seine Freunde in der Zeit des *otium* mit diesen heiteren Texten zu unterhalten. Zwei Tage, so Plinius, trug er wenigen Zuhörern aus seinem Buch vor, das „durch Inhalt und Versmaß“ zwar schon „abwechslungsreich“ war, aber dennoch von den Verbesserungsvorschlägen der Anwesenden profitieren sollte, die schließlich keineswegs nur zu ihrem Vergnügen teilnahmen, sondern auch um ihrem gelehrten Freund etwas zurückzugeben.³⁷ Dass Plinius diesen Aspekt der Reziprozität innerhalb einer durch Gabe und Gegengabe konstituierten literarischen Gemeinschaft durchaus ernstnahm, zeigt ein Brief an Quintus Roscius Pompeius Falco. Er berichtet dort nämlich, dass er sich immerhin drei Tage Zeit genommen habe, um „mit größtem Vergnügen“ dem bereits erwähnten Sentius Augurinus zuzuhören, der seine „Gedichtchen“ vortrug. Die Texte des jungen Mannes, der später unter Hadrian als Proconsul von Macedonia amtieren sollte, erschienen

35 Plin. epist. 1,15,1–3. S. dazu den Kommentar von Sherwin-White 1966 ad. loc. Zu den Gastmählern im Hause des älteren Plinius s. epist. 3,5,11. S. zu den Gastmählern der Plinii allgemein Stein-Hölkeskamp 2002b passim und Stein-Hölkeskamp 2005/2010, 249–252. Zu den Lesungen bei den Gastmählern des Plinius s. Johnson 2010, 58–61.

36 Plin. epist. 3,18,4–7. Der *Panegyrikus* umfasste etwa 20000 Wörter. Der Vortrag des gesamten Textes dürfte also etwa drei Stunden in Anspruch genommen haben. S. dazu und zum Folgenden Johnson 2010, 42–56.

37 Plin. epist. 8,21. Eine überzeugende Analyse dieses Briefes findet sich bei Johnson 2010, 43–45.

dem Plinius jedoch als so „vollkommen“, dass sie kaum der Verbesserung durch den Älteren und Arrivierten bedurften – ein hohes Lob durch einen der Meinungsführer der literarischen Szene, das dem Verfasser durchaus Prominenz und Prestige verschafft haben dürfte, zumal es durch die Publikation des entsprechenden Briefes in der Sammlung des Plinius eine erhebliche Nachhaltigkeit erhielt.³⁸

Auf den kompetitiven Charakter der Lesungen verweist auch Plinius' Bericht über einen Redewettstreit zwischen Fuscus Salinator und Ummidius Quadratus, zwei hoffnungsvolle junge Männer aus guter Familie. Er charakterisiert die beiden als „ein glänzendes Paar“, „das nicht nur unserer Zeit, sondern auch den Wissenschaften selbst Ehre machen werde“. „Beide besitzen seltene Rechtschaffenheit, gesunde Standhaftigkeit, anständige Haltung, reines Latein, männliche Stimme, gutes Gedächtnis, großes Talent und Urteilsvermögen.“ Er will sich denn auch den Tag ihres Vortrages im Kalender rot anstreichen, „denn was ist im öffentlichen Leben erfreulicher, als dass die angesehensten jungen Männer Namen und Ruhm in den Studien zu erreichen suchen“.³⁹ Und ebendiesen Weg zu Prestige und Prominenz hat dann auch Calpurnius Piso gewählt – ein junger Mann, dessen Vorfahren seit dem Ende des dritten Jahrhunderts v. Chr. regelmäßig die höchsten Staatsämter bekleidet hatten. Piso, so Plinius, trug eine Sammlung von Elegien mit dem Titel *Versetzung unter die Sterne* vor. Sie waren in „flüssigen, zarten, glatten und auch erhabenen Distichen“ verfasst. Die sprachliche Kompetenz und die performativen Qualitäten, Vortragsstil und Auftreten Pisos verdienten dabei mindestens ebenso hohes Lob wie der Text selbst. Der junge Mann verfügte über eine angenehme Stimme und gab sich zurückhaltend. Sein tiefes Erröten zeigte seine Aufregung und seine Schüchternheit – keine geringen Vorzüge für einen Vortragenden, wie Plinius beifällig kommentiert. Und er schließt den Brief mit dem Verweis auf die *imagines*, jene Ahnenmasken mit ihren Inschriften, die seit jeher in den Atrien der Häuser der *nobiles* an die Leistungen und *honores* der Vorfahren erinnerten. Diese Ahnenbilder, so Plinius, scheinen ihm schweigend die jungen Leute seiner Zeit zu loben und sie nun endlich als „echte Nachkommen“ anzuerkennen – eine vielsagende Äußerung, die implizit und indirekt, aber eindeutig den Wandel der Kriterien für die Erlangung von Prestige, Prominenz und ewigen Ruhm belegt. Denn schließlich wurden mit den *imagines*

³⁸ Plin. epist. 4,27,1–5. Zum Aspekt der Reziprozität s. Dupont 1997, 53 f.

³⁹ Plin. epist. 6,11,1–3. Fuscus Salinator war Patrizier, Sohn eines Consuls und sollte im Jahre 118 – im gleichen Jahr wie sein Gegenredner Ummidius Quadratus – das Consulat bekleiden. S. dazu Johnson 2010, 33 f.

der Tradition gemäß bisher nur jene Verstorbenen geehrt, die den *cursus honorum* durchlaufen und mindestens die Aedilität erreicht hatten.⁴⁰

Plinius' Äußerung zu den *imagines* lässt dabei zugleich einige grundsätzliche Veränderungen im Wertesystem der Führungsschicht und in ihrer spezifischen Form der *memoria* erkennen. Zuvor – in Zeiten der Republik – hatte es dem Selbstverständnis der Mitglieder dieser Klasse entsprochen, sich konsequent und ausschließlich auf eine Karriere in Politik und Krieg zu konzentrieren. In dieser Meritokratie zählten nur die Leistungen für die *res publica*, und deshalb gab es für den Einzelnen keine Möglichkeit, sich auf alternativen Handlungsfeldern zu profilieren, um gesellschaftliche Anerkennung und darauf beruhenden Rang zu erlangen.⁴¹ Athletische und musische Agone etwa, die den griechischen Adligen als Felder einer Konkurrenz dienten, die dem Sieger Ehre und ewigen Ruhm versprachen, durften und konnten für republikanische *nobiles* keine alternativen Felder der Distinktion sein.⁴² Wer Kraft und Energie in diese und andere, weniger akzeptierte Lebensbereiche investierte, galt als Außenseiter, ja als Versager im Sinne eines wohlfundierten Gruppenethos, das auf einem weitgehenden gesellschaftlichen Konsens beruhte.⁴³ Dabei schlugen sich die Erfolge, die der Einzelne in Politik und Krieg erbrachte, ganz konkret in Ämtern und Ehren nieder. Ansehen und Status eines *nobilis* ließen sich unmittelbar an seiner Ämterlaufbahn und an seinem Rang innerhalb der klar hierarchisierten Senatsaristokratie ablesen. Die Beschränkung der Konkurrenz auf ganz wenige Handlungsfelder führte dabei zu einer weitgehenden Vergleichbarkeit der Leistungen und zu einer hohen Transparenz der geltenden Hierarchien.⁴⁴ Die ausgeprägte Homogenisierung der Lebensläufe, die durch die strikte Beschränkung der gesellschaftlich akzeptierten Karrierefelder erreicht wurde, brachte dann ihrerseits jene besondere Form der *memoria* hervor, mit der diese Klasse ihre Leistungen für die *res publica* im kollektiven Gedächtnis einzuschreiben suchte – nämlich jenen spezifischen ‚epigraphic habit‘, den diese Klasse seit der mittleren Republik entwickelte. In den

40 Plin. epist. 5,17,2–6. Zur Plinius-Stelle s. Dupont 1997, 50 und 55 sowie Fantham 1998, 205. Zum Wandel der Bedeutung der *imagines* in der Kaiserzeit s. Badel 2005, 109–112. S. außerdem Flower 1996.

41 S. dazu Hölkeskamp 1993/2004; Hölkeskamp 1987/2011; Hölkeskamp 2006/2017; Hölkeskamp 2018b mit weiteren Nachweisen.

42 Zum griechischen Adel s. Stein-Hölkeskamp 1989 passim; Schmitz 2008, 35–70.

43 Der ungeheure Verpflichtungsdruck, der sich aus diesem Gruppenethos ergab, zeigt sich beispielhaft in dem Gespräch zwischen dem jüngeren Scipio und Polybios, in dem dieser die Ängste eines jungen *nobilis* beschreibt, der sich noch nicht auf den entscheidenden Feldern ausgezeichnet hatte: Polyb. 31,23,8–24,12. S. dazu Hölkeskamp 1987/2011, 206–207.

44 S. dazu grundlegend Hölkeskamp 2004/2010, Kap. 7 und 8; Hölkeskamp 2006/2017.

Inschriften auf Grabmälern, Ehrenstatuen und Weihgaben wurden ja – wie zuvor bereits erwähnt – nur die Stationen der Ämterlaufbahn aufgelistet, die der Verstorbene bzw. Geehrte erreicht hatte und jene Ehrungen, die Senat und Volk ihm zuerkannt hatten.⁴⁵

Die in den literarischen Texten reflektierte und dokumentierte allmähliche Auflösung der exklusiven Bindung der aristokratischen Konkurrenz an einige wenige Handlungsfelder und die daraus resultierende Heterogenisierung und Pluralisierung jener Aktivitäten, mit denen der Einzelne sich auszeichnen und ewigen Ruhm erlangen konnte, führte nun dazu, dass individuelle Leistungen nicht mehr so ohne weiteres messbar und damit vergleichbar waren, wie dies in der Republik noch der Fall gewesen war. Rezitationen und Deklamationen, Elogien und Elegien, die einem immer exklusiver werdenden Publikum präsentiert wurden, dessen Zusammensetzung hochgradig kontingent und auf keinen Fall repräsentativ war, sicherten dem Einzelnen zwar Prestige und Prominenz jenseits von *cursus* und Karriere. Doch Erfolge dieser Art schlugen sich weder in den *tituli* der *imagines* in den Atrien der adligen Häuser noch in den Inschriften auf den Grabmälern oder Ehrenmonumenten nieder. Sie waren nicht zählbar und vor allem nicht hierarchisierbar. Um die Erinnerung an diese Art von Leistungen und Erfolge über den Tag hinaus festzuhalten, war der traditionelle ‚epigraphic habit‘ demnach denkbar ungeeignet. Das bedeutete allerdings nicht, dass man diese Art der *memoria* irgendwann aufgegeben hätte – ganz im Gegenteil. Davon zeugen schließlich Tausende von entsprechenden Inschriften aus Rom und dem Reich, die im öffentlichen Raum der Städte, in Foren, Portiken und Nekropolen weiterhin in der gewissermaßen versteinerten Form über Erfolge auf den traditionellen Feldern der Konkurrenz berichten. Doch spiegeln diese Inschriften nun offensichtlich nicht mehr die neu entstandene Fülle und Vielfalt aristokratischer Lebenswelten wider.

Einzelne Mitglieder der Führungsschicht mögen sich dieses Defizits bewusst gewesen sein – wie etwa der jüngere Plinius, auf den hier noch einmal zurückzukommen ist. Denn in der in einem früheren Zusammenhang bereits erwähnten Inschrift aus Comum schließt an den ersten Teil, der die Karriere des Plinius in allen Einzelheiten auflistet, ein weiterer Teil an, in dem es um die Wohltaten geht, die der erfolgreiche Consul und Senator seiner Heimatstadt hatte zukommen lassen. Da die Inschrift im Nominativ abgefasst ist und im Text kein Dedikant genannt wird, handelt es sich offensichtlich nicht um eine der weitverbreiteten

45 S. dazu Eck 1999 passim und Eck 2005, 1–18. Zur Aussagekraft der Inschriften generell s. etwa Bodel 2001 passim, der auf die Notwendigkeit hinweist, kommemorative Praktiken von demographischen und sozialen Praktiken zu unterscheiden; s. ferner Pausch 2004, 11–21.

Ehreninschriften für Euergeten, sondern vielmehr um ein weiteres Monument der Selbstinszenierung und Selbstdarstellung, die Plinius ja so meisterhaft beherrschte.⁴⁶ Zu den darin hervorgehobenen Leistungen des Plinius für die *res publica Comensium* gehören unter anderem der Bau einer Thermenanlage mit entsprechender Ausstattung sowie eine Alimentarstiftung für freigeborene Kinder aus Comum – eine Maßnahme, in der sich eine Einrichtung seines kaiserlichen Gönners Traian widerspiegelt, dem Plinius stets nachzueifern trachtete und der ihm dementsprechend auch als Vorbild seiner Selbststilisierung als großzügiger und fürsorglicher Patron diente.⁴⁷ Ein guter Teil der erheblichen Summe, die Plinius für seine Heimatstadt aufwendete, wurde jedoch noch zu seinen Lebzeiten in den Bau einer Bibliothek investiert – ein *beneficium*, das sich ebenfalls am Vorbild des Kaisers orientierte, der an exponierter Stelle des Traiansforums die *bibliotheca Ulpia* errichten ließ. Dass die Stiftung der Bibliothek Plinius mit ganz besonderem Stolz erfüllte, geht aus einem seiner Briefe an Pompeius Saturninus hervor. Plinius berichtet in diesem Brief von einer Rede, die er anlässlich der Eröffnung dieser Bibliothek in Comum gehalten hat, und bittet den Adressaten, den überarbeiteten Text zu prüfen, ob er sich für eine Veröffentlichung eigne, an der Plinius offensichtlich sehr gelegen ist. Dabei ist Plinius sich durchaus darüber im Klaren, dass eine solche Publikation den (nicht ganz abwegigen) Eindruck provozieren könnte, er habe bei der Finanzierung des Baus „nicht dem Nutzen anderer, sondern seinem eigenen Ruhm dienen wollen“.⁴⁸ Um gar nicht erst einen solchen „Anschein des Ehrgeizes“ zu erwecken oder gar in den Verdacht zu geraten, nach dem „Beifall der Menge“ zu gieren, so betont er nur wenige Zeilen später, habe er seinerzeit die Rede ganz bewusst nicht vor dem Volk von Comum auf einem öffentlichen Platz gehalten, sondern vor dem exklusiven Kreis des Gemeinderates hinter den Mauern des Rathauses.⁴⁹

Sollte die große Plinius-Inschrift nach seinem Tode tatsächlich ihren prominenten Platz in der von ihm gestifteten Bibliothek gefunden haben, wie der Stein

46 CIL V 5262. Zum Stellenwert senatorischer Selbstdarstellung in den Heimatstädten s. Alföldy 2005, 54; Kriekhaus 2006, 165–168 und zuletzt Eich 2008, 147f. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Beobachtung von Salomies 2005, 231f., dass Plinius' Status als prominenter Redner in dieser Inschrift nicht hervorgehoben wird. Solche Angaben, so betont er, erscheinen erst seit severischer Zeit in den Inschriften. S. dazu und zum Folgenden Stein-Hölkeskamp 2011, 191f.

47 Zu den *beneficia* des Plinius für seine Heimatstadt Comum s. Manuwald 2003 passim und zuletzt Seelentag 2008, 221f., der darauf hinweist, dass die private Stiftung des Plinius erheblich höher dotiert war als manche Stiftung Traians.

48 Plin. epist. 1,8,2–17. S. dazu Fantham 1998, 195. Zur *bibliotheca Ulpia* s. Krasser 1995, 79–89; Meneghini 2002, 117–122; Seelentag 2004, 318–325.

49 Plin. epist. 1,8,16–17.

vermuten lässt,⁵⁰ wiese dies den Stifter wiederum als einen genialen Selbstdarsteller aus, der das ganze Spektrum der Methoden der Selbstinszenierung in allen denkbaren Medien und auf allen denkbaren Bühnen perfekt beherrschte und diese dabei zugleich auf subtile Weise zu vernetzen verstand. Die Stiftung der Bibliothek und ihre prominente Erwähnung in dem konventionellen Medium der inschriftlichen Verewigung auf Stein machen dabei zugleich deutlich, dass Plinius sein kulturelles Engagement und seine Leidenschaft für die Literatur nicht als private schöngeistige Liebhaberei betrachtete, die einer zweckfreien Muße vorbehalten war, sondern vielmehr als einen konstitutiven Teil der Konstruktion seiner öffentlichen *persona*, deren Ruhm eben nicht mehr ausschließlich auf *cursus* und Karriere beruhte.⁵¹

Ein Resümee aus dem Vorangegangenen könnte folgendermaßen lauten: Im Gegensatz zu den konventionellen Inschriften zeigen die literarischen Texte eine Welt im Umbruch, in der die Elite in einem langwierigen und komplexen Prozess die Horizonte ihrer Selbstorientierung verbreiterte und um neue, wiederum exklusive Distinktionsmerkmale rang. Die Strategien, die dabei eingesetzt wurden, zeigen zumindest in einer Hinsicht eine auffällige Kontinuität. Denn im Kampf um Geltungschancen spielte die erfolgreiche Performanz im öffentlichen Raum auch weiterhin eine entscheidende Rolle. Senatoren und auch Ritter suchten auch in dieser Epoche stets nach Arenen, vor denen sie sich präsentieren und mit ihresgleichen konkurrieren konnten, und sie suchten nach geeigneten Medien, mit denen sie die Erfolge in dieser Konkurrenz öffentlich machen und für die Nachwelt überliefern konnten. Der Zuschnitt dieser Arenen und die Medien des self-fashioning und der Verstetigung der *memoria* waren jedoch einem fortschreitenden Veränderungsprozess unterworfen. Zudem waren die persönlichen Vorzüge und Leistungen, die die Angehörigen der Elite in diese Konkurrenz einbrachten, nun in ganz unterschiedlichen Lebensbereichen angesiedelt. „Die Art und Weise“, um es in die Worte von Michel Foucault zu kleiden, wie man sich als Subjekt „im Gesamtgefüge der gesellschaftlichen, bürgerlichen und politischen Tätigkeiten konstituieren soll“, und die Beziehung zwischen dem, „was man tun kann, und dem, was man vollbringen soll“⁵², waren nun auf neue Weise viel offener als in der Republik. Literarisches Talent und rhetorische Fertigkeiten, individuelle

⁵⁰ So die äußerst plausible Vermutung von Eck 2001, 225–235. Eck weist auf die auffällige Ähnlichkeit von Text und Monument der Plinius-Inschrift mit den *Res Gestae* des Augustus hin.

⁵¹ S. dazu Pausch 2004, 11–21, der das kulturelle Engagement der Oberschicht allgemein als „zentrales Feld öffentlichen Handelns“ ansieht. Er interpretiert die Gestaltung der Inschrift ganz konservativ als einen bewussten „Verzicht auf die Thematisierung kontroverser Inhalte“. Zur Bibliothek in Comum s. neuerdings auch Page 2015, 289–293 mit anderem Akzent.

⁵² Foucault 1989, 114–115.

Sensibilität und verfeinerter Kunstsinn sowie die Fähigkeit zu einer urbanen und gebildeten Kommunikation traten neben die traditionellen Kompetenzen des Feldherrn und Politikers. Die hergebrachten Rollen, die auf Erfolgen in Politik und Krieg beruhten, wurden durch neue Prominenzrollen etwa als Redner, Literat und Protagonist eines kultivierten Lebensstils teils ergänzt, teils ersetzt. Dabei verwandelten sich mit den Inhalten zugleich der Stil der Kommunikation und der Habitus der daran beteiligten Akteure. Neben einer generellen Ästhetisierung des Spektrums von akzeptierten Vorzüglichkeitsmerkmalen lässt sich eine Tendenz zu Intellektualisierung und Emotionalisierung feststellen.⁵³ Individuelle Lebensläufe und ideale Lebensentwürfe zeichneten sich jetzt zunehmend durch Pluralität und Heterogenität aus. Ja, in diesen Entwürfen manifestierte sich nun – um noch einmal eine Formulierung des Erfinders des Konzepts des self-fashioning Stephen Greenblatt aufzunehmen – eine Individualisierung respektive Autonomisierung, die eine Veränderung jener sozialen und kulturellen, intellektuellen, psychologischen und ästhetischen Strukturen, Orientierungen und Horizonte indiziert, welche die Generierung individueller Identitäten in Gesellschaften generell zu steuern pflegt.⁵⁴

53 Stein-Hölkeskamp 2003 passim.

54 Greenblatt 1980/2005, 1f.

4 Mars oder die Musen? Kunstsammler und Kunstkenner im republikanischen und kaiserzeitlichen Rom

Schon bei seinen Zeitgenossen stand Lucius Licinius Lucullus im Ruf eines bedeutenden Kunstsammlers und Kunstkenners. Der prominente Gefolgsmann des Feldherrn und Dictators Sulla wurde um das Jahr 117 v. Chr. geboren. Eine glänzende Karriere ließ ihn über die Aedilität und die Praetur im Jahre 74 v. Chr. bis in das Consulat, den *maximus honos*, aufsteigen. In den folgenden Jahren führte er als Proconsul von Asia erfolgreich Krieg gegen Mithridates, den König von Pontos. Seine herausragenden Siege im Osten wurden durch einen Triumph gekrönt. Dass ihm diese höchste Auszeichnung, die ein römischer *nobilis* in republikanischer Zeit erreichen konnte, erst drei Jahre nach seiner Rückkehr nach Rom gewährt wurde, verweist auf die Schattenseiten seiner scheinbar so glanzvollen Karriere – die Probleme mit den Soldaten, die Feindschaft einflussreicher Senatoren in Rom, den Verlust des Kommandos und die Ablösung durch Gnaeus Pompeius. Diese Rückschläge und Enttäuschungen mögen ein Grund dafür gewesen sein, dass sich Lucullus in den verbleibenden Jahren seines Lebens nicht mehr so intensiv in der Politik engagierte und sich vornehmlich einer „Karriere der Extravaganz“ widmete, wie es Athenaios Jahrhunderte später formulieren sollte.¹ Er führte in diesem Lebensabschnitt ein „leichtes und behagliches Leben“, so sein Biograph Plutarch, und richtete jene für ihre Opulenz berühmten (oder auch: berüchtigten) Gastmähler aus, die ihm auf Dauer einen Platz im kollektiven Gedächtnis nicht nur der Römer sichern sollten. Darüber hinaus frönte Lucullus vor allem exzessiv dem Bauluxus – eine Obsession, die ihm sehr viel mehr Nachruhm einbringen sollte als seine militärischen Leistungen, wie Cicero in *De officiis* mit Bedauern festgestellt hat.² Er scheute keine Mühe und keine Kosten, immer neue Villen hinzuzukaufen und seine Anwesen in Rom, Tusculum, Neapel, Baiae und auf der Insel Nesis in der Bucht vor Puteoli auf das raffinierteste auszubauen und auf das edelste auszus schmücken.³ Auf seinen Besitzungen an der Küste und bei Neapel habe der ambitionierte Bauherr „unter gewaltigen Erdbewegungen Hügel, Mee-

1 Athen. 12,543a. Zu Leben und Karriere des Lucullus s. die Biographie von Keaveney 1992 sowie Tröster 2008 und zuletzt Lundgreen 2019.

2 Cic. de off. 1,140.

3 Eine Aufzählung der verschiedenen Anwesen, die Lucullus sein Eigen nannte, findet sich bei Plut. Lucullus 39,1–5. S. dazu und zum Folgenden Stein-Hölkeskamp 2005/2010, 38–40, 118, 127f., 168–172, 264f.

resarme und Kanäle“ errichten lassen. Darüber hinaus soll Lucullus einer der ersten Römer gewesen sein, die zur Dekoration ihrer Bauten in großem Stil Säulen aus edlem Marmor einsetzten. Er hatte eine Schwäche für die tiefschwarze Variante von der Insel Melos und führte diesen exklusiven Stein unter großem Aufwand nach Rom ein.⁴ Mit diesem kostbaren Material ließ er die Säle und Portiken seiner Villen ausstatten, in denen er die Gemälde und Statuen aufstellte, die er mit großem Eifer sammelte und aus dem ungeheuren Reichtum finanzierte, den er auf seinen Feldzügen zusammengerafft hatte. Darüber hinaus stattete er zumal die Räume, in denen er seine Gäste zum Mahl empfing, mit „purpurnen Decken“ und „edelsteinbesetzten Bechern“ aus.⁵ Lucullus' Hingabe an den Bau- und Ausstattungsluxus war allgemein bekannt und konnte in den öffentlichen politischen Auseinandersetzungen offenbar auch jederzeit gegen ihn verwendet werden.⁶

Besonderer Aufmerksamkeit erfreuten sich seine Pinakotheken, ebene Bildergalerien, die seine „hochherrschaftlich herausgeputzten“ Anwesen zum Anziehungspunkt für zahlreiche Besucher machten, wie Varro mit unverhohlen kritischem Unterton hervorhebt.⁷ Welche Art von Kunstwerken Lucullus besonders schätzte und welch hohe Summen er zu investieren bereit war, zeigen einige Passagen aus dem Werk des älteren Plinius. Der erwähnt in der *Naturalis historia* etwa den spektakulären Ankauf eines Gemäldes des Pausias: Der bekannte Maler des vierten vorchristlichen Jahrhunderts stammte aus Sikyon und galt als einer der bedeutendsten Vertreter der dortigen Malerschule. Sein Ruhm beruhte vor allem auf seinen kleinformatigen Tafelbildern, die Knabenfiguren und Blumenkränze zeigten, in deren Darstellung er es zu einer besonderen Meisterschaft gebracht haben soll. Lucullus erwarb auf dem Kunstmarkt von Athen eine Kopie der berühmten ‚Kranzflechterin‘ des Pausias und musste dafür die stattliche Summe von zwei Talenten bezahlen, was nach der antiken Maßeinheit etwa 52 Kilogramm Silber entsprach.⁸ Doch die erhebliche Investition machte ihn immerhin zum stolzen Besitzer einer Kopie des Werkes eines Malers, dessen Originale die Römer seiner Generation auch im öffentlichen Raum bewundern konnten, denn eine Opferszene von der Hand des Pausias soll in der Säulenhalle des Pompeius zu

4 Plin. nat. hist. 36,49; Plut. Lucullus 39,3.

5 Plin. nat. hist. 36,49; Plut. Lucullus 39,2; 40,1.

6 Der Tribun Aulus Gabinius zeigte dem Volk im Jahre 67 v. Chr. eine Abbildung der Villa des Lucullus, um ihn in ein schlechtes Licht zu setzen: Cic. Sest. 93. S. dazu Welch 2006, 133f., die darauf hinweist, dass es als besonders provozierend angesehen wurde, dass das Anwesen nicht weit vor den Toren Roms stand.

7 Varro rust. 1,2,10.

8 Plin. nat. hist. 35,125. Zu Pausias s. I. Scheibler, Pausias, in: Vollkommer 2004, 635–636.

sehen gewesen sein.⁹ Eine Generation später karikiert Horaz in einer seiner Satiren „einen feinen und gediegenen Kenner alter Kunst“, der „wie starr“ vor einem Bild des Pausias steht und ganz und gar „hingerissen“ ist – eindruckliche Formulierungen, die ein interessantes Bild von jener intensiven Art der Kunstbetrachtung zeichnen, die in dieser Gesellschaft offenbar en vogue war. Denn bei der Betrachtung der Werke eines berühmten Künstlers, dessen Name im Kanon jener Meister figurierte, die sich besonderer Wertschätzung erfreuten, galt es durchaus als angemessen, Konzentration und Kontemplation in gesellschaftlich akzeptierter Form zum Ausdruck zu bringen.¹⁰ Welche Assoziationen das (verlorene) Kunstwerk des Pausias Jahrhunderte später noch zu wecken vermochte, zeigt nicht nur ein Bild von Peter Paul Rubens, das den Maler mit seiner Geliebten Glykera neben einem kunstvollen Blumenarrangement zeigt, sondern auch eine Ballade Johann Wolfgang von Goethes, in der dieser von seiner Liebe zu Christiane Vulpius erzählt. Der junge Dichter betrachtet in seinem Gedicht sehnsüchtig den Kranz, den das Blumenmädchen Glykera Tag für Tag eigens für den Maler flicht, und wünscht sich die Fähigkeit des antiken Künstlers Pausias, die immer welkende Schönheit des Blumenkranzes in seinem Medium als Momentaufnahme in ein bleibendes Bild zu bannen.¹¹

Neben Gemälden war der Sammler Lucullus vor allem an der Anschaffung von Statuen interessiert. Hier setzte er, so wiederum der ältere Plinius, auch auf zeitgenössische Bildhauer wie etwa den Griechen Arkesilaos, der in den fünfziger und vierziger Jahren des ersten vorchristlichen Jahrhunderts in Rom tätig war.¹² Arkesilaos konnte für seine Werke, die er auf Bestellung seiner durchweg prominenten Auftraggeber anfertigte, offenbar jeden Preis verlangen. Ja, er konnte die Modelle für seine Werke sogar teurer verkaufen als andere Künstler ihre vollendeten Objekte. So soll der römische Ritter Octavius für ein solches Gipsmodell eines Kraters immerhin ein Talent Silber geboten haben.¹³ Zu den beachteten Kunden des Arkesilaos gehörten unter anderem Marcus Terentius Varro, Gaius Asinius Pollio und Gaius Iulius Caesar. Darauf wird noch zurückzukommen

⁹ Plinius. nat. hist. 35,156.

¹⁰ Hor. serm. 2,7,95–101. Wie eine angemessene Bewunderung eines solchen Kunstwerkes aussehen sollte, formuliert Plinius nat. hist. 36, 27: „In Rom jedenfalls lenkt die große Menge der Kunstwerke, die Vergesslichkeit und mehr noch die Masse von Pflichten und Geschäften alle von der Betrachtung ab, weil ja eine derartige Bewunderung nur für solche möglich ist, die Muße haben und sich in großer Stille des Ortes aufhalten.“ S. dazu Rutledge 2012, 92f.

¹¹ S. den Text bei: Johann Wolfgang von Goethe, Berliner Ausgabe, Poetische Werke (Bd. 1–16), Bd.1 Berlin 1960, 192–199.

¹² Zu Arkesilaos s. G. Bröker, Arkesilaos IV, in: Vollkommer 2004, 94–95.

¹³ Plin. nat. hist. 35,155f. Zur Bedeutung des monetären Wertes der Objekte für die Sammler s. Bounia 2004, 194; Rutledge 2012, 67f.

sein. Lucullus oder einer seiner Nachfahren soll bei Arkesilaos eine Statue der Felicitas für 1 Million Sesterzen bestellt haben – ein unvorstellbar hoher Preis, der immerhin ein Mehrfaches des Ritterzensus betrug. Zu einer Aufstellung in den Gärten des Lucullus vor den Toren der Stadt, die noch zu Plutarchs Zeit „in einem Atemzug“ mit den großartigsten kaiserlichen Gärten genannt wurden, kam es jedoch offenbar nicht mehr, da der Auftraggeber vor der Fertigstellung verstarb.¹⁴

Neben Gemälden und Statuen sammelte Lucullus auch Bücher und besaß schließlich „viele, schön geschriebene Exemplare“ – eine Beschäftigung, der sein Biograph Plutarch einige Aufmerksamkeit widmete, da sie ihm der „ernsten Betrachtung“ und der Anerkennung wert schienen. Plutarchs Formulierung lässt auf eine lebenslange Sammlertätigkeit schließen. Dabei könnte der Kernbestand der Sammlung aus der Beute des Sieges über Mithridates stammen, der in der Hauptstadt Sinope über eine stattliche Bibliothek verfügt haben soll. Die Bibliothek des Lucullus hätte damit nicht nur den Triumph eines Römers über den hellenistischen Herrscher, sondern zugleich seine Nähe zur griechischen Kultur demonstriert. Denn der gebildete Consular, der in dem Gebrauch beider Sprachen so kompetent war, dass er Verse und Prosaschriften auf hohem literarischem Niveau sowohl in Griechisch als auch in Lateinisch verfassen konnte, gewährte zumal den nach Rom kommenden Griechen Zugang zu seiner Bibliothek. Sie waren dem Besitzer herzlich willkommen, genossen großzügige Patronage in seinem Haushalt und konnten ihre Tage dort mit der Lektüre der Texte und gelehrten Gesprächen verbringen.¹⁵ Dass diese Bibliothek keineswegs nur von Griechen genutzt wurde, zeigt die erwähnte Passage aus Ciceros *De finibus*, in der er von einem seiner Besuche in der Villa in Tusculum berichtet. Er habe sich persönlich zum Anwesen seines Nachbarn begeben, so betont er, wie es seine Angewohnheit gewesen sei, um sich einige Bücher auszuleihen, darunter Kommentare zu den Schriften des Aristoteles. Dabei sei er zufällig auf Cato getroffen, der bereits in der Bibliothek gesessen haben soll. Der streitbare Verfechter republikanischer Ideale sei „von einem Haufen stoischer Bücher“ umgeben gewesen und habe sich angeschickt, diese in „tiefem Frieden“ und „in der größten Behaglichkeit“ geradezu zu verschlingen. Dabei waren sich die beiden engagierten Bibliotheksbesucher keineswegs sicher, ob der Sohn des Lucullus, der Villa und Bücher von seinem Vater geerbt hatte, den richtigen Zugang zu den Schätzen

¹⁴ Plut. Lucullus 39,1.

¹⁵ Die wichtigsten Informationen zur Bibliothek des Lucullus finden sich bei Cic. fin. 3,7–10 sowie bei Plut. Lucullus 42,1–2. S. dazu und zum Folgenden Dix 2000. Die umfassende Bildung des Lucullus und seine Zweisprachigkeit erwähnt Plutarch gleich zu Anfang seiner Biographie: Plut. Lucullus 1,3–5. S. dazu Tröster 2008, 28–33.

hatte. Sie befürchteten nämlich, der junge Mann könne sich an der Villa und ihrer prächtigen Ausstattung deutlich mehr erfreuen, als an dem schwer verdaulichen Lesestoff aus den Studierstuben der Stoiker und Peripatetiker.¹⁶

Lucius Licinius Lucullus, so könnte ein erstes Zwischenfazit lauten, war ein Kunstsammler mit weitem Horizont. Er erwarb neben Statuen und Gemälden auch Bücher und prächtiges Hausgerät. Seine Vorliebe galt dabei Werken griechischer Provenienz – eine Leidenschaft, die er nicht nur mit vielen Zeitgenossen, sondern auch mit zahlreichen Römern früherer Generationen teilte, denn schließlich hatten siegreiche Feldherren zumindest seit dem Krieg gegen Hannibal systematisch Kunstschätze als Beute nach Rom gebracht.¹⁷ Die enormen finanziellen Mittel, die die Feldzüge im Osten dem Lucullus eingebracht hatten, ermöglichten ihm nun nicht nur den legalen Erwerb solcher Kunstwerke, sondern sie gestatteten es ihm auch, in seinen Villen und Gärten ein ideales Ambiente zu schaffen, in dem er seinen Gästen seine Schätze in angemessener Weise präsentieren konnte. Der hohe monetäre Wert der Kunstwerke, die Namen der berühmten und unter Kennern geschätzten Künstler, die sie geschaffen hatten, und die Motive, die gebildeten Betrachtern eine Fülle von Assoziationsmöglichkeiten boten, verliehen ihrem Sammler ein besonderes Profil, das ihn zu einem prominenten Mitglied der gesellschaftlichen und kulturellen Elite seiner Zeit machte.

Zu dieser Elite gehörte selbstverständlich auch Marcus Terentius Varro, der im Jahre 116 v. Chr. geboren wurde.¹⁸ Der hochgeachtete Universalgelehrte und äußerst produktive Autor, der mehr als siebzig Werke verfasst haben soll – darunter historische Abhandlungen, Traktate über die Landwirtschaft und über die lateinische Sprache sowie Satiren über allerlei Abwege und Absurditäten der zeitgenössischen Gesellschaft – zählte zu den prominentesten Sammlern seiner Generation. So gehörte auch er zu den Auftraggebern des erwähnten Bildhauers Arkesilaos. In seinem Besitz soll sich eine von dessen Hand geschaffene Marmorgruppe befunden haben, die eine „Löwin umgeben von spielenden Liebesgöttern“ zeigte. Das Ensemble galt vor allem deshalb als herausragendes Kunstwerk, weil es „aus einem einzigen Marmorblock gehauen war“, wie der ältere

16 Cic. fin. 3,7–10. Zur Villa und Bibliothek des Lucullus in Tusculum s. Dix 1987, 72–93 sowie Dix 2000, 446–454, der auch auf die Investitionen der Vorbesitzer eingeht. S. außerdem Houston 2014, 18f., 35f. Zum dem distinktiven Wert von Bibliotheken s. Kunst 2005 passim.

17 Zu Kunstraub und Beutekunst s. Waurick 1975; Pape 1975; Galsterer 1994; Hölscher 1994; Russell 2016, 129f. und zuletzt Hölkeskamp 2016/2017, 300–309 und Hölkeskamp 2018 jeweils mit weiterer Literatur. S. außerdem die äußerst überzeugende Darstellung von Davies 2017, die in ihrem historischen Überblick in jedem einzelnen Kapitel gesondert auf das Phänomen „Spoils and the City“ eingeht.

18 S. dazu und zum Folgenden Ax 2005.

Plinius in seiner *Naturalis historia* ausdrücklich betont.¹⁹ *Techne*, die überlegene technische Könnerschaft, war also auch bei den Römern ein entscheidendes Kriterium für das Urteil über die Qualitäten eines Künstlers.

Doch Varro interessierte sich nicht nur für zeitgenössische Kunstwerke, sondern war darüber hinaus auch am Erwerb ‚alter Meister‘ interessiert. Sein besonderer Stolz galt einer bronzenen Statue des Mentor, eines griechischen Toreuten, dessen Ruhm vor allem auf den von ihm geschaffenen fein ziselierten Silbergefäßen beruhte. Werke von seiner Hand wurden nicht nur von privaten Sammlern geschätzt, sondern auch in sakralen Räumen ausgestellt – so etwa im Artemistempel in Ephesos, der im Jahre 356 v.Chr. durch einen Brand zerstört wurde, sowie im Tempel des Iuppiter Optimus Maximus auf dem Kapitol in Rom. Varro erwähnt einen vom „Meißel des Mentor behauenen ziselierten Becher“ in einer seiner *Menippeischen Satiren*.²⁰ Welche Preise Werke des Mentor schon um die Wende vom zweiten zum ersten vorchristlichen Jahrhundert auf dem Kunstmarkt erzielten, zeigt das Beispiel des Lucius Licinius Crassus. Der berühmte Redner soll zwei Skyphoi aus der Hand des Meisters zum stolzen Preis von 100.000 Sesterzen erworben haben. Crassus, so eine kurze Notiz in der *Naturalis historia*, soll den außergewöhnlichen Stücken eine solche Ehrfurcht entgegengebracht haben, dass er „aus Scheu“ niemals gewagt habe, sie tatsächlich als Trinkgefäße zu benutzen.²¹

Mit welcher Intensität die Werke des Mentor und ihre herausragende Qualität in den Kreisen der römischen Sammler diskutiert wurden, zeigen zahlreiche Erwähnungen des Künstlers in den literarischen Texten des ersten vorchristlichen und ersten nachchristlichen Jahrhunderts. Becher und Schalen von seiner Hand zeichneten sich nach Properz vor allem durch ihre *argumenta* aus, das heißt durch die Anschaulichkeit und Lebendigkeit, mit der die Figuren herausgearbeitet waren.²² Wenn in den folgenden Generationen Werke dieses Toreuten auch nur noch selten auf dem Markt gewesen sein dürften, so blieb dieses besondere Merkmal seiner Darstellungskunst doch noch lange untrennbar mit seinem Namen verbunden. Ein silbernes Trinkgefäß etwa, auf das eine Eidechse ziseliert war, die so lebensecht wirkte, dass man geradezu „Angst vor der Schale“ haben musste, wurde noch von den Zeitgenossen des Martial – also in der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts – ganz selbstverständlich dem Mentor zu-

¹⁹ Plin. nat. hist. 36,41. S. dazu mit weiteren Beispielen Bounia 2004, 195. Vgl. außerdem Rutledge 2012, 58.

²⁰ Varro Men. frg. 7 (Bücheler-Heraeus); Plin. nat. hist. 33,154. Zu Mentor s. A.M. Stadler, Mentor, in: Vollkommer 2004, 509.

²¹ Plin. nat. hist. 33,147.

²² Prop. 3,9,7–16.

geschrieben.²³ Sein Nachruhm war damit kaum geringer als der eines Myron oder Mys, eines Phidias oder Polyklet – also der bekanntesten Toreuten und Bronzebildner der klassischen Zeit. Die Namen dieser Künstler waren mittlerweile ohnehin allesamt nur noch sprechende Etiketten, die vornehmlich den kulturellen Ambitionen der Besitzer jener Kunstwerke Ausdruck gaben, denen sie so anmaßend aufgedrückt wurden.²⁴

In welchem Ausmaß Sammler ein solches Name-Dropping betrieben, zeigt ein weiteres Epigramm des Martial, in dem der Besuch eines Mächtigersammlers und Mächtigerkenners in den Saepta karikiert wird – einer etwa 400 mal 60 Meter großen offenen Säulenhalle auf dem Marsfeld, in der unter anderem eine Art Kunst- und Antiquitätenmarkt stattfand, „auf dem das goldene Rom seine Schätze umsetzte“, wie es in den einleitenden Versen heißt.²⁵ Der ambitionierte Flaneur namens Marmurra, den Martial aufs Korn nimmt, streift regelmäßig in den Saepta herum und prüft das Angebot. Er interessiert sich für Klinen mit kostbaren Intarsien, Tische aus Zitrusholz mit Elfenbeinfüßen, Kristallkelche, Becher aus Flussspat und silberne Pokale, die er prüfend in der Hand wiegt, denn für ihn kommen selbstverständlich nur solche in Frage, die „durch die Hand des Mentor geadelt sind“ – eine Vorliebe, die er etwa mit einem gewissen Euctus teilt, dessen Leidenschaft für Silberpokale ein anderes Epigramm des Martial karikiert. Dabei soll Euctus die Angewohnheit gehabt haben, die Nerven seiner Gäste mit langatmigen Geschichten „über die rauchgeschwärzten Stamm bäume seines Silbergeschirrs“ zu strapazieren, aus denen zuvor mythische Helden vom Kaliber eines Nestor und einer Dido ihren Wein getrunken hätten.²⁶

Neben den genannten Objekten galt die Aufmerksamkeit des Marmurra bei seinem Einkaufsbummel in den Saepta auch korinthischen Bronzestatuetten, an denen er intensiv schnüffelt, da versierte Sammler nach der gängigen Meinung die Qualität des Materials am Geruch zu erkennen vermochten. Um die Entstehung der korinthischen Bronzen rankten sich eine Reihe phantasievoller Geschichten, die deren Wert als gefragte Sammlerobjekte noch erhöhten. Sie brachten sie nämlich mit der Eroberung Korinths im Jahre 146 v. Chr. in Verbindung und ver-

²³ Mart. 3,40; 14,93.

²⁴ S. dazu Rutledge 2012, 90 f., der hervorhebt, dass es einen gewissen Kanon von Künstlern gab, die hohe Wertschätzung genossen. Ihnen wurden jeweils besondere Qualitätsmerkmale zugeschrieben. S. dazu die entsprechenden Artikel in Vollkommer 2004. Zu diesen Künstlern gehörten Phidias, Polyklet, Lysipp, Praxiteles und Myron sowie Apelles, Zeuxis und Protogenes. Grundlegend: Hölscher 1987, 54–61, 70–74.

²⁵ Mart. 9, 59 auch zum Folgenden. Zu den Saepta Iulia s. E. Gatti, Saepta Iulia, in: LTUR 4, 1999, 228 f.

²⁶ Mart. 8,6.

liehen ihnen damit die Aura symbolträchtiger Beutekunst, die im Gepäck der Sieger nach Rom und Italien gekommen war.²⁷ Kritischen Geistern wie dem älteren Plinius war durchaus klar, dass die Geschichte der korinthischen Bronzen zahlreiche Widersprüche aufwies, und die Zahl der ‚echten‘ Antiquitäten ohnehin äußerst begrenzt war. Die Bronzen, so betont er, waren die idealen Statusobjekte für „Leute, die Kennerschaft eher vortäuschen als eine tiefere Einsicht davon zu haben“. Dementsprechend wurden die Objekte so hochgeschätzt, „dass die Begierde danach bei vielen zur Raserei wurde“, wie Plinius im Kontext seiner Ausführungen zur Metallurgie konstatiert.²⁸ Und das führte wiederum dazu, dass die Preise für die Bronzen rasant anstiegen und ein Kandelaber im ersten nachchristlichen Jahrhundert einen Preis von 50.000 Sesterzen erzielen konnte.²⁹ Allerdings machten die konfuse Geschichten über den Ursprung der Bronzen ihre Sammler schon seit augusteischer Zeit zu allfälligen Opfern von Spott und Kritik. Stellvertretend für viele andere sei hier nur der jüngere Seneca zitiert, der die manischen Sammler korinthischer Gefäße als „Wahnsinnige“ charakterisiert, die „den größten Teil des Tages mit der Pflege verrosteter Metallplättchen“ verbrächten.³⁰ Wie intensiv die „echten Korinther“ den Diskurs der Kenner und Mächtigen in dieser Zeit bestimmten, zeigt eine höchst amüsante Passage in der *Cena Trimalchionis* des Petronius Arbiter. Natürlich besitzt auch der reiche Freigelassene Trimalchio Objekte aus korinthischer Bronze, die er von einem „Kupferschmied mit Namen Korinthus“ bezogen haben will. Und um sicherzustellen, dass seine Gäste ihn nicht für einen „Ignoranten“ halten, präsentiert er eine ganz eigene Geschichte ihrer Entstehung, in der er die Eroberung Troias und den karthagischen Feldherrn Hannibal in einen höchst kuriosen Zusammenhang stellt, um dann mit scheinbar überlegener Geste zu betonen, dass ihm „Glasgeschirr“ ohnehin lieber sei – ein nicht allzu subtiler Versuch, die Maßstäbe und Kriterien der begeisterten Sammler auf den Kopf zu stellen, der trotz allem den hohen distinktiven Wert der korinthischen Bronzen und des Wissens über ihre Geschichte belegt. Petronius dekuviert mit dem Anti-Connaisseur Trimalchio

27 Vell. 1,13,1–5; Plin. nat. hist. 34, 6. S. auch Plin. nat. hist. 34,1 zur außergewöhnlichen ökonomischen Bewertung von korinthischen Bronzen im Vergleich zu Silber und sogar Gold. S. dazu und zum Folgenden Morcillo 2004, 20–24; Morcillo 2010 mit der älteren Literatur.

28 Plin. nat. hist. 34,6. Zu den anderen Legenden über die Entstehung der korinthischen Bronzen s. Morcillo 2010, 445–449. Einen Überblick über die späteren Quellen bietet Murphy-O’Connor 1983. S. auch die anregenden Ausführungen von Wallace-Hadrill 2008, 371–379, der die entsprechenden Objekte aus dem Mahdia Wrack in seine Überlegungen miteinbezieht. Ein ausführlicher Überblick über den Gebrauch korinthischer Bronzen bei den Gastmählern der römischen Elite findet sich bei Stein-Hölkeskamp 2005/2010, 142–146.

29 Plin. nat. hist. 34,11; Suet. Tiberius 34,1.

30 Sen. brev. vit. 12,2.

damit zugleich die bei seinen Zeitgenossen verbreitete Praxis, anhand ihrer materiellen Besitztümer ein Bild ihrer *persona* zu konstruieren, welches sie als Teil einer Elite erscheinen lassen soll, deren Vorrang nicht zuletzt auf umfassenden kulturellen Kompetenzen und überlegener Bildung beruht.³¹

Kommen wir noch einmal auf Mamurra zurück. Vor seinen Augen fanden auch die in den *Saepta* angebotenen Bronzen keine Gnade – und zwar noch nicht einmal diejenigen, die in bekannter Manier dem Polyklet, einem Bronzebildner der klassischen Zeit, zugeschrieben wurden. Auch an ihnen, so Martial, mäkelte er nur lustlos herum. Dass Marmurra seine Einkaufstour in den *Saepta* nicht erfolgreich abschließen konnte, ist dem Genre des Textes geschuldet. Als er zur elften Stunde schließlich „müde heimging“, hatte er gerade einmal zwei einfache Becher für ein As gekauft – preiswerte Keramikware, die er dann auch noch selbst nach Hause tragen musste, da er sich offensichtlich keinen Sklaven leisten konnte, der ihm diese Last hätte abnehmen können.³² Wenn Marmurra damit auch nicht für die wirklich potenten Sammler der Zeit steht, so wirft der Text des Martial doch ein bezeichnendes Licht auf die kulturellen Normen, welche die Selektionsentscheidungen der Käufer steuerten: Der Wert der Objekte, denen ihre Leidenschaft galt, bemaß sich nicht zuletzt nach den Namen der berühmten Künstler, denen sie so freihändig zugeschrieben wurden. Kennern und Mächtigen mussten die Namen dieser Bildhauer und Maler geläufig sein, und sie mussten dieses Wissen öffentlich demonstrieren, indem sie mit spielerischer Leichtigkeit mit diesen Namen jonglierten und damit ihren Anspruch auf Zugehörigkeit zur kulturellen und gesellschaftlichen Elite demonstrierten.

Die republikanischen und kaiserzeitlichen Kunstsammler, die im Folgenden vorgestellt werden sollen, waren allerdings von anderem Kaliber als der von Martial karikierte Mamurra. Wie groß die Wertschätzung war, die der erwähnte Marcus Terentius Varro als Kunstkenner und Gelehrter in seiner Generation genoss, zeigt nicht zuletzt seine Verbindung zu Gaius Iulius Caesar, der als einer der profiliertesten Sammler seiner Zeit gelten kann. Der berühmte Politiker, charismatische Feldherr, Sieger im Bürgerkrieg und schließlich Dictator sammelte Edelsteine, kunstvolle Vasen und alte Bilder „mit Leidenschaft“ – wie sein Biograph Sueton betont. Dabei war er stets darum bemüht, für die Aufstellung seiner Schätze das entsprechende Ambiente zu schaffen, das sich durch „Luxus und Eleganz“ auszeichnen musste. Sueton erwähnt in diesem Zusammenhang den spektakulären Bau einer Villa in der Nähe des Nemisees, die er erst mit hohem Kostenaufwand erbauen und dann wieder niederreißen ließ, weil sie seinen An-

31 Petron. 50 – 51. S. dazu Baldwin 1973, 46 f; Wallace-Hadrill 2008, 374 f.

32 Mart. 5,59.

sprüchen schlicht und einfach nicht genügte.³³ Dass es Caesar keineswegs nur um die Aufstellung der Kunstwerke in seinen Häusern und Villen ging, zeigt eine Notiz in der *Naturalis historia*: Plinius schreibt dem Dictator nämlich das Verdienst zu, „den Gemälden in der Öffentlichkeit ein besonderes Ansehen verschafft zu haben“. Er habe je ein Bildnis des Ajax und der Medea vor dem Tempel der Venus Genetrix als Weihgeschenke aufstellen lassen. Diese Kunstwerke, die für 80 Talente in den Besitz Caesars übergingen, stammten aus der Werkstatt des Malers Timomachos.³⁴

In ebendiesem Kontext gehört auch das Projekt einer Bibliothek, in der Caesar in großem Stil lateinische und griechische Bücher der Öffentlichkeit zugänglich machen wollte. Die Durchführung dieses Projektes soll er Varro übertragen haben, der nach Sueton für die „Beschaffung und Ordnung der Bücher“ zuständig sein sollte.³⁵ Der passionierte Sammler und produktive Autor war selbst Besitzer einer großen Bibliothek und hatte ein besonderes Verhältnis zu Büchern und Bildern. Die Ermordung Caesars an den Iden des März 44 v. Chr. führte allerdings dazu, dass dieses ambitionierte Projekt schließlich doch nicht realisiert werden konnte. Und so blieb es schließlich Asinius Pollio, einem engen Vertrauten Caesars, vorbehalten, *ex manubiis* – also aus der Beute eines Kriegszuges auf dem Balkan – die erste öffentliche Bibliothek in Rom zu stiften. Sie wurde in den Jahren nach 39 v. Chr. im sogenannten Atrium Libertatis errichtet – einem imposanten Gebäude, das zuvor als Amtlokal der Censoren gedient hatte und nun gründlich renoviert wurde.³⁶ Welche Bücher in der Bibliothek des Asinius Pollio sowie in den nur wenig später errichteten Sammlungen auf dem Palatin und bei der Porticus der Octavia „aufgrund der Freigebigkeit ihrer Herren“ öffentlich zugänglich waren, erfahren wir aus den *Tristia* des Ovid: „Lesenden“, so heißt es dort, „steht dort zum Einblick alles offen, was alte und neue Dichter mit Kunst und Verstand jemals gedacht und erfasst.“ Eine Ausnahme bildeten wohl nur die Werke des Verbannten selbst, die dort zu seinem Leidwesen nicht greifbar waren.³⁷

In der Bibliothek des Asinius Pollio soll zudem eine große Anzahl an Statuen aufgestellt gewesen sein. Bei der Auswahl ging der Stifter eklektisch vor. Er entschied sich für Kentauren, Nymphen, Musen und Götterbilder, die außer ihrer griechischen Herkunft wenig gemeinsam hatten. Unter den Statuen im Atrium

33 Suet. Iulius 46–47.

34 Plin. nat. hist. 7,126; 35,26; 35,136. Zu Timomachos s. L. Lehmann, Timomachos, in: Vollkommer 2004, 910 f.

35 Suet. Iulius 44,2. S. dazu und zum Folgenden Dix 1994.

36 Plin. nat. hist. 7,115. S. dazu Houston 2014, 20.

37 Ov. trist. 2,419 f. und 3,1,63–73. Zu der Zugänglichkeit der Bibliothek bei der Porticus der Octavia s. Plut. Marcellus 30,6. S. dazu Dix 1987, 191–211.

Libertatis befanden sich Werke, die berühmten griechischen Künstlern wie etwa Praxiteles und seinem Sohn Kephisodotos, sowie dem bereits erwähnten Arkesilaos zugeschrieben wurden.³⁸ Außerdem befanden sich in der Bibliothek die Büsten zahlreicher „unsterblicher Geister“ der Vergangenheit, darunter auch solcher – wie etwa Homer –, von denen gar keine Bildnisse vorhanden waren. Das Bedürfnis nach „nicht überlieferten Gesichtszügen“ – so der ältere Plinius – war nämlich so groß, dass man solche „erdachte“, um jene zufriedenzustellen, „die stets zu erfahren trachten, wie jemand ausgesehen hat“.³⁹ Unter all den Portraits der toten Dichter und Denker befand sich in der Bibliothek des Asinius Pollio nur ein einziges Bildnis eines lebenden Mannes, nämlich das des Varro – eine durchaus verdiente Ehre, so wiederum der ältere Plinius, die ihn aus der großen Zahl der bedeutenden gelehrten Männer der Zeit hervorhob.⁴⁰ Ob Asinius Pollio mit diesem Akt der Auszeichnung die Verdienste des Varro bei der Erhaltung und Verbreitung der Portraits berühmter Männer hervorheben wollte, muss dahingestellt bleiben. Jedenfalls soll sich in der „reichen Fülle“ der Werke des bedeutenden Gelehrten auch ein Band befunden haben, in dem er die Bildnisse von „700 irgendwie berühmten Männern“ zusammenstellte und mit Unterschriften versah. „Ein ansprechender Einfall“, so der ältere Plinius, mit dem Varro verhinderte, dass sie der „Vergänglichkeit der Zeit“ anheimfielen und ihre Gestalten verlorengingen. Der Bildband habe weite Verbreitung gefunden, und sein Autor habe die darin aufgenommenen Persönlichkeiten „unsterblich“ und „allgegenwärtig“ und damit gewissermaßen den Göttern gleichgemacht.⁴¹ Die *Hebdomades vel de imaginibus* des Marcus Terentius Varro können damit als ein weiteres Beispiel für dessen unermüdliche Sammlerleidenschaft interpretiert werden, die in ganz unterschiedlichen Medien ihren Ausdruck fand.

Als Asinius Pollio im Jahre 39 v. Chr. die erste öffentliche Bibliothek in Rom errichten ließ, schloss er damit an die Praktiken privater Sammler an, die seit Generationen in ihren Häusern und Villen bedeutende Büchersammlungen in wohlausgestatteten Bibliotheken aufstellen ließen. Dass diese ‚private‘ Sammlertätigkeit mit der Errichtung öffentlicher Bibliotheken keineswegs ein Ende fand, zeigt etwa eine Passage aus der Schrift *De architectura*, die Marcus Vitruvius in augusteischer Zeit verfasste. Der Autor differenziert dort zunächst grundsätz-

38 Plin. nat. hist. 36,33f. Zu Praxiteles und Kephisodotos s. W. Geominy, Praxiteles II, in: Vollkommer 2004, 741–755. S. Bartman 1991, 73f. und passim mit überzeugenden Überlegungen zu den Selektionskriterien römischer Sammler.

39 Plin. nat. hist. 35,9f. Zu den Portraitbüsten in Bibliotheken und den für diese Sammlungen üblichen Auswahlkriterien s. Houston 2014, 209–216.

40 Plin. nat. hist. 7,115.

41 Plin. nat. hist. 35,11. Zu Varros *Hebdomades vel de imaginibus* s. Gell. 3,10,1–17; 3,11,1–7.

lich zwischen den Bedürfnissen von Hausbesitzern aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten: „Für Leute, die nur ein durchschnittliches Vermögen besitzen“, so leitet er seine Überlegungen ein, seien „prächtige Vorhallen“, Empfangssäle und Atrien nicht notwendig. Diese Leute empfangen nämlich selbst keine Besucher, sondern machten anderen in deren Häusern ihre Aufwartung. Für „hochstehende Persönlichkeiten, die Ehrenstellen und Staatsämter bekleiden“ und „den Bürgern gegenüber Verpflichtungen erfüllen müssen“, seien dagegen „fürstliche, hohe Vorhallen“, „weiträumige Atrien und Peristyle“, „Gartenanlagen und Spazierwege“ ebenso erforderlich wie „Bibliotheken, Räume für Gemäldesammlungen“ und Hallen, die ähnlich prunkvoll ausgestattet sein müssen wie „öffentliche Gebäude“. Der herausgehobene Status dieser Männer bringe es nämlich notwendig mit sich, dass in diesen Räumen zahlreiche Besucher empfangen und regelmäßig Beratungen über eine Vielzahl bedeutender Angelegenheiten abgehalten würden, für die selbstverständlich ein angemessenes Ambiente zu schaffen sei.⁴² Vitruv sieht das Sammeln von Büchern, Bildern und Statuen und ihre stilvolle Präsentation in eigens dafür geschaffenen repräsentativen Räumen also als eine statusadäquate, ja geradezu statusgenerierende Aktivität von Männern von Rang und Namen an. Sammlungen aller Art und das Sammeln an sich werden hier als wirksame Mittel der sozialen Distinktion charakterisiert, welche die Angehörigen der Elite sichtbar von den anderen gesellschaftlichen Schichten abhoben.

Um diesen Zweck zu erfüllen, mussten die Bibliotheken und Pinakotheken allerdings auch in entsprechender Weise eingerichtet sein. Und auch dieses praktische Problem hat Vitruv bedacht und entsprechende Empfehlungen formuliert: „Bibliotheken“, so heißt es in *De architectura*, „müssen gen Osten gerichtet sein“, denn „ihre Benutzung erfordere die Morgensonne“. Sammler, die diesen Ratschlag nicht beherzigen und ihre Bücher in Räumen unterbringen, die nach Süden und Westen liegen, müssten dagegen damit rechnen, dass die dort ankommenden feuchten Winde die Entstehung von „Büchermüchern“ beförderten und „Schimmel“ die Bücher verderbe. Bei den Pinakotheken komme es dagegen darauf an, dass die Farben der Bilder „bei immer gleichmäßiger Lichteinstrahlung“ in immer gleicher „Nuance“ erschienen. Diese Räume, so rät Vitruv, sollen deshalb nach Norden ausgerichtet sein.⁴³ Es reichte also keineswegs aus, so lassen sich die Ausführungen in *De architectura* interpretieren, Bücher und Bilder zu besitzen. Ihre volle distinktive Wirkungsmacht als wertvolle Einlagen in das soziale und symbolische Kapital ihrer Besitzer konnten die Sammlungen nur

⁴² Vitr. 6,5,1–2. S. dazu und zum Folgenden Elsner 1995, 59; Platts 2011, 244–246.

⁴³ Vitr. 6,4,1–2; 6,7,3. S. dazu Rutledge 2012, 102; Houston 2014, 205 f.

dann entfalten, wenn ihre angemessene Präsentation darüber hinaus Kenner-schaft und Kompetenz erkennen ließ.

Dass Bücher ebenso eifrig gesammelt wurden wie Statuen, Gemälde und andere Kunstgegenstände, zeigt sich zumal in den Texten der kaiserzeitlichen Autoren, die über die Sammelleidenschaft ihrer Zeitgenossen berichten und diese unterschiedlichen Objekte immer wieder in einen engen Zusammenhang bringen. So berichtet Juvenal in seiner dritten Satire von einem gewissen Asturicus, dessen *domus* samt Inventar bei einem Brand komplett zerstört worden sei. Der ambitionierte Sammler, so fährt er fort, sei nach dem schrecklichen „Schicksalsschlag“ jedoch rasch durch großzügige Geschenke seiner Freunde getröstet worden. Diese hätten ihm Marmorblöcke, „nackte Statuen“, Kunstwerke von der Hand eines „Euphranor oder Polyklet“, Bronzestatuen, „die einst in den Tempeln der Götter Asiens standen“, „Bücher und Bücherschränke“ sowie 10 Kilo Tafelsilber gebracht, um seinen Verlust zu kompensieren. Asturicus, so lässt sich daraus schließen, verfügte vor der Katastrophe offenbar über zahlreiche wertvolle Objekte, die das gesamte Spektrum der begehrtesten Prestigegüter der Zeit abdeckten.⁴⁴ Und auch der bereits erwähnte Silius Italicus, der sich nach seinem Proconsulat im Jahre 77 nach Campanien zurückzog, sammelte sowohl Bücher als auch Statuen und Gemälde. Die Auswahl der Objekte, die er erwarb, wurde dabei nicht zuletzt von seiner ebenfalls schon erwähnten schwärmerischen Verehrung für den Dichter der *Aeneis* bestimmt. Ob Silius neben den Bildnissen des Vergil auch Texte von der Hand des Dichters besessen hat, lässt sich nicht mehr mit Sicherheit eruieren. Es ist jedoch keineswegs unwahrscheinlich, denn schließlich befanden sich zu Lebzeiten des älteren Plinius noch zahlreiche Autographen von Cicero, Augustus und eben Vergil im Besitz von Sammlern. Der ebenfalls bereits erwähnte Publius Pomponius Secundus soll sogar „fast zweihundert Jahre alte Schriften von der Hand des Tiberius und des Gaius Gracchus“ besessen haben. Der Besitz dieser seltenen Sammlerstücke trug wohl nicht wenig zum Nimbus des Consulars und kaiserlichen Legaten bei, der sich zudem bekanntlich als Verfasser von Gedichten und Tragödien erheblichen Ruhm als Literat erworben hatte.⁴⁵ Silius Italicus und Pomponius Secundus können als zwei typische Mitglieder der kaiserzeitlichen Elite angesehen werden, deren Sammlertätigkeit integraler Teil jener vielfältigen kulturellen Aktivitäten war, mit denen sie in einem anspruchsvollen Ambiente eine umfassende Art von ‚self-fashioning‘ betrieben.

⁴⁴ Iuv. 3, 215–220.

⁴⁵ Plin. nat. hist. 13,83. Vgl. auch Quint. inst. 1,7,20 f. S. dazu McDonnell 1996, 473; Rutledge 2012, 67.

Dass die oben beschriebene Instrumentalisierung der Sammlungen zum Zweck einer umfassenden Inszenierung einer verfeinerten Lebensart gelegentlich auch auf Kritik stieß, zeigt eine vielsagende Passage aus Senecas Schrift *De tranquillitate animi*. Der Autor beginnt mit der rhetorischen Frage, wozu ein Mann, der in seinem Leben kaum einen Titel von Anfang bis zum Ende durchgelesen habe, eigentlich unzählige „Bücher und Bibliotheken“ brauche. Nach diesem fulminanten Anfang nimmt er in polemischer Weise auf die berühmte Bibliothek der ptolemäischen Könige in Alexandria Bezug. Die Sammlung von 540.000 Büchern, die dort verbrannte, sei weder ein „herrliches Denkmal königlicher Großzügigkeit“ noch ein „Werk des guten Geschmacks und der Umsicht“ ihrer Stifter gewesen, sondern ein bloßes „Prunkstück“. Und an dieser Stelle setzt Seneca die Ambitionen der hellenistischen Herrscher dann sofort und umstandslos mit denen seiner eiteln Zeitgenossen gleich: Auch ihnen, so wettet er, dienen die Sammlungen von Büchern nicht „als Rüstzeug wissenschaftlicher Arbeit“, sondern zur „Dekoration“ ihrer Empfangsräume und Speisezimmer. Die Reden und die Geschichtswerke erfüllten dort letztlich keine andere Funktion als das Silbergeschirr und die Gemälde – weitverbreitete Sammlerobjekte, die in jedem vornehmen Haushalt zu finden waren. Seine Zeitgenossen, so fährt er fort, gierten nach „Bücherschränken aus Zitrusholz und Elfenbein“ und „bis an das Dach reichenden Regalen“, die sie mit den (möglichst vollständigen) Abschriften der Werke „unbekannter und zweitrangiger Schriftsteller“ füllten, deren Inhalt sie doch nur zum Gähnen brächte. „Gepflegte Bibliotheken“ seien – ähnlich den „Baderäumen und Thermen“ – nicht mehr als die „unentbehrlichen Schmuckstücke“ der Häuser ihrer Besitzer. Ja, man schaffe erlesene, mit den Portraits ihrer Autoren ausgestattete Werke der ehrwürdigsten Autoren nur „zum Schmuck und zur Ausstattung der Wände“ an. Es versteht sich von selbst, dass Seneca die Anschaffung von Büchern nicht grundsätzlich verurteilt. Als akzeptabel sieht er sie jedoch nur an, wenn der Erwerb der einzelnen Stücke aus einer „übergroßen Leidenschaft zu wissenschaftlicher Tätigkeit“ resultiere.⁴⁶ Seine Kritik trifft also jene Sammler und vermeintlichen Kenner, die ohne echtes Differenzierungsvermögen Bücher, kostbares Hausgerät und Kunstgegenstände sammeln, um diese Paraphernalien ihrer Geltungssucht in ihren prächtigen Villen in einen Kontext einzugliedern, der keinem anderen Zweck diene, als ihr Bedürfnis nach sozialer Distinktion und Anerkennung als Mitglied der Elite zu befriedigen. Natürlich lässt sich diese Passage problemlos dem omnipräsenten Dekadenzdiskurs zuordnen,

⁴⁶ Sen. tranq. 9,4–7. Zur Ausstattung der Bibliotheken und dem Mobiliar s. Houston 2014, 180–188.

mit dem die Autoren des ersten vorchristlichen und des ersten nachchristlichen Jahrhunderts den Verfall der *mores* der *maiores* und den stetig steigenden Luxuskonsum beklagen.⁴⁷ Dass Seneca die ebenso geltungsbedürftigen wie unbedarften Sammler mit einem derart hohen rhetorischen Aufwand kritisiert, zeigt jedoch, dass dieser Typus bei seinen Zeitgenossen durchaus verbreitet gewesen sein dürfte. Mit der Kritik an den Mächtigenkennern werden also gängige Verhaltensmuster und Posen karikiert.

Als ein Sammler von hoher kultureller Kompetenz kann auch Novius Vindex angesehen werden, ein Zeitgenosse und Gönner von Martial und Statius. Vindex lebte in der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts. Der wohlhabende Kunstkenner und Patron, der selbst gelegentlich die Leier spielte und lyrische Gedichte verfasste, soll eine beträchtliche Sammlung antiker Kunstwerke sein Eigen genannt haben. Bei den Gastmählern, zu denen er seine Dichterefreunde spontan einlud, pflegte er diese Objekte vorzuführen und seine Gäste mit gelehrten Gesprächen über ihre ästhetischen Vorzüge und ihre Geschichte zu unterhalten. Mit seiner Kennerschaft und seiner Fähigkeit, „die Besonderheiten alter Künstler zu erkennen“, konnte kein anderer Römer seiner Generation konkurrieren: Ob es sich um die Bronzestatuen des Myron, die marmornen Monumente des Praxiteles, die Elfenbeinstatuen des Phidias oder die Gemälde des Apelles handelte, so heißt es bei Statius, Vindex habe sie alle mit seinem geschulten Blick mühelos ihrem Urheber zuordnen können, selbst wenn sie keine „Signatur“ trugen.⁴⁸

Unter den „tausend Figuren aus Erz, aus altem Elfenbein und aus Wachs“, die Statius im Hause des Vindex gesehen haben will, ragte dabei eine Tischstatuette des Herakles besonders hervor: Die kleine Bronzefigur „eines großen Gottes“, die kaum mehr als einen Fuß hoch war, war so „gelingen“, so „großartig“, so „vornehm und majestätisch“, dass sie sowohl Statius als auch Martial zu einem Gedicht inspirierte. Beide Dichter beschreiben zunächst kurz das Aussehen der Statue. Sie erwähnen das Löwenfell, auf dem der Gott sitzt, die Keule, die er in der linken, den Becher, den er in der rechten Hand hält.⁴⁹ Doch viel wichtiger als diese Einzelheiten sind ihnen die Mythen und Geschichten, die ihre Zeitgenossen mit

⁴⁷ Zu der Entwicklung dieses besonderen Diskurses in gewissermaßen welthistorischer Perspektive s. Wallace-Hadrill 2008, 315–355. S. außerdem Rutledge 2012, 31–44, 68 f. und zuletzt Biesinger 2016; Russell 2016.

⁴⁸ Stat. silv. 4,6,1–31. Über die Person des Novius Vindex ist nur wenig bekannt. Er war möglicherweise *praefectus equitum*. S. dazu und zum Folgenden Schneider 2001 passim und McNelis 2008 passim.

⁴⁹ Mart. 9,43; Stat. silv. 4,6,32–58. S. dazu und zum Folgenden Stein-Hölkeskamp 2005/2010, 144–146.

diesem außerordentlichen Kunstwerk assoziierten – und zwar auf ganz unterschiedlichen Ebenen. Da ist zum einen die Zuschreibung der Bronzefigur an den berühmten Bildhauer Lysippos, der nach Plinius die bildliche Darstellung des Menschen grundlegend revolutioniert haben soll.⁵⁰ Lysippos, der aus Sikyon stammte, lebte im vierten vorchristlichen Jahrhundert. Seine Bildwerke erfreuten sich nicht erst im kaiserzeitlichen Rom einer außerordentlichen Prominenz.⁵¹ So soll Marcus Agrippa das Bildnis eines „sich abschabenden Mannes“ vor den von ihm gestifteten Thermen haben aufstellen lassen. Dem Kaiser Tiberius soll diese Statue so gut gefallen haben, dass er „der Versuchung nicht widerstehen konnte“ und das Bildwerk in „sein Schlafgemach“ bringen ließ. In jenem Raum, der niemals Besuchern zugänglich war, befand sich zudem ein Gemälde des Parrhasios, das einen Oberpriester der Kybele zeigte, und dessen Wert auf 6 Millionen Sesterzen geschätzt wurde.⁵² Die beiden Kunstwerke waren dort wohl Teil einer Sammlung, die neben „Bildern und Plastiken mit den laszivsten Inhalten“ auch Handschriften von erotischen Texten enthielt.⁵³ Die Entführung eines so bedeutenden Kunstwerks aus dem öffentlichen Raum soll beim römischen Volk jedoch eine solche Empörung hervorgerufen haben, dass es im Theater „mit Geschrei“ dringend verlangte, den Apoxyomenos an seinen ursprünglichen Standort zurückzubringen. Der Kaiser habe dem Begehren des *populus Romanus* nachgegeben, so heißt es in der *Naturalis historia*, und das Kunstwerk, in das er „so vernarrt“ war, zurücktransportieren lassen.⁵⁴ Forscher, die in der Nachfolge von Sigmund Freud vor allem nach der psychischen Konstitution der Sammler fragen, hätten an Tiberius wohl ihre reine Freude gehabt und seine Sammlerleidenschaft als „Surrogat für seine sexuellen Begierden“ interpretiert.⁵⁵ Lysippos soll darüber

50 Zu der Zuschreibung des Bildes s. auch Mart. 9,44. S. dazu McNelis 2008, 268f. und ausführlich Schneider 2001, der sich mit der spielerischen (?) Zuweisung des Stückes an Phidias im Gedicht des Martial auseinandersetzt. Zu den grundsätzlichen Neuerungen des Lysippos s. Plin. nat. hist. 34,65.

51 Zu Lysippos s. P. Moreno, Lysippos I, in: Vollkommer 2004, 463–475.

52 Plin. nat. hist. 34,62f. Zu Parrhasios s. U. Koch-Brinkmann, Parrhasios, in: Vollkommer 2004, 622–624.

53 Plin. nat. hist. 34,62; 35,70; Suet. Tiberius 43,1–2. Zu den Vorlieben des Tiberius als Sammler s. Rutledge 2012, 70–73, der auch auf die Artefakte aus Sperlonga eingeht und die einschlägige Literatur diskutiert.

54 Plin. nat. hist. 34,62. S. auch Plin. nat. 35,17, wo Plinius zwei Gemälde aus Lanuvium erwähnt, „beide von ausgezeichneter Schönheit“, für die Caligula „in Wollust“ entbrannt sein soll. S. dazu Bounia 2004, 197, die die starken sexuellen Konnotationen in diesen Episoden betont.

55 S. dazu die interessanten Ausführungen von Pearce 1995, 6–10, der ausführlich auf verschiedene Studien eingeht, die Freuds ursprüngliches Modell weiterentwickelten. Hier sei nur auf Jones 1950, 430 und vor allem Abraham 1927, 67 verwiesen, der folgende eingängige Formulierung wählt: „[the] excessive value he [the collector] places on the object he collects corresponds

hinaus zahlreiche Bildwerke Alexanders des Großen geschaffen haben. An einem dieser Standbilder soll der Kaiser Nero so großen Gefallen gefunden haben, so wiederum der ältere Plinius, dass er das ursprünglich bronzene Kunstwerk vergolden ließ. Durch den „wertvollen Überzug“ sei die Schönheit der Statue jedoch verlorengegangen, so dass man das Gold später wieder entfernt habe. Erstaunlicherweise habe das Kunstwerk dadurch noch an Wert gewonnen. Es habe „durch die zurückgebliebenen Narben und Ritzen“, in denen das Gold festgesessen hatte, eine noch größere Faszination auf seine Betrachter ausgeübt und es damit zu einem außerordentlich begehrten Sammlerobjekt gemacht.⁵⁶ Dass die Verschandelung der Statue ausgerechnet auf Wunsch Neros erfolgte, mag zum Nimbus des Stückes nicht unbeträchtlich beigetragen haben.

Den Besuchern im Hause des Novius Vindex, die den Herakles epitrapezios bewunderten, mögen alle diese Geschichten präsent gewesen sein. Darüber hinaus dürfte ihnen auf jeden Fall jene kolossale, fünffach überlebensgroße Statue des nackten, sitzenden und nachdenkenden Herakles bekannt gewesen sein, die seit 209 v. Chr. auf dem Kapitol in Rom stand. Es war kein geringerer als jener Quintus Fabius Maximus gewesen, der später als ‚Cunctator‘ bezeichnet wurde, der das weithin bekannte und vielfach abgebildete Meisterwerk des Lysippos, das seit 310 v. Chr. auf der Agora von Tarent gestanden hatte, nach seinem Sieg über die Stadt nach Rom schaffen ließ – ein spektakulärer Akt der Selbstdarstellung eines siegreichen Feldherrn, der im kollektiven Gedächtnis der Römer tief verankert war.⁵⁷ Sowohl Martial als auch Statius identifizieren die kleine Statuette im Hause des Vindex dementsprechend als ein Werk des Lysippos, dessen Name in einer Inschrift auf der Basis genannt wird. Darüber hinaus spiegeln ihre Gedichte die Geschichten wider, die ihre Zeitgenossen mit einem Kunstwerk wie diesem verbanden. Dazu gehören etwa die mythischen Erzählungen von den Taten des Herakles, von dem Raub der Äpfel der Hesperiden, von der Bändigung des Cerberus und von den anderen Abenteuern des legendären Halbgottes. Jedem gebildeten Römer der Generation des Vindex war dies alles wohlbekannt. Literatur und Ikonographie dieser Zeit zitieren, variieren und interpretieren diese Geschichten wieder und wieder. Doch der besondere Reiz des Kunstwerks im Besitz des Novius Vindex bestand nicht nur in seiner Kraft, diese mythischen Erzählungen in Erinnerung zu rufen, sondern die Statue hatte dar-

completely to the lover's overestimate of his sexual object. A passion for collecting is frequently a direct surrogate for a sexual desire ... a bachelor's keenness for collecting often diminishes after he has married.“ Weitere Literatur und Nachweise an der genannten Stelle bei Pearce 1995.

⁵⁶ Plin. nat. hist. 34,63. S. dazu Bounia 2004, 195.

⁵⁷ Plin. nat. hist. 34,40; Plut. Fabius 22,6. S. dazu zuletzt Hölkeskamp 2018 mit der älteren Literatur.

über hinaus noch eine ganz eigene Biographie, die in der stattlichen Reihe der Sammler bestand, die es seit seiner Erschaffung in ihrem Besitz gehabt haben sollen. Denn der kleine bronzene Herakles soll zunächst die Tafel Alexanders des Großen geziert haben: Bei den „frohen Gastmählern des Herrschers von Pella“, so Statius, war die Figur stets zugegen, und sie soll auch Zeuge jenes traurigen Gelages gewesen sein, das Alexanders letztes sein sollte. Danach sei die Bronze zunächst in den Besitz Hannibals übergegangen, so Martial und Statius, und habe dann schließlich „die *convivia* des Sulla geschmückt“. Im Speisesaal ihres jetzigen Besitzers Novius Vindex habe sie dann endlich ihren Frieden gefunden: Maßvolle Gastmähler, das traute Beisammensein treuer Freunde, Dichtung und Musik seien in seinem Haus an die Stelle jener „Kriege und wilden Schlachten“ getreten, welche die Vorbesitzer geschlagen hatten und die nun endgültig der Vergangenheit angehörten.⁵⁸ Die kleine Statue des Herakles, so könnte ein Resümee lauten, verkörperte für Martial und Statius die gesamte Lebensart des Novius Vindex. Das Sammlerstück wird in ihren Texten zu einer Chiffre für die großzügige und freundliche Wesensart seines Besitzers, seine kultivierten Umgangsformen, seine umfassende Bildung und seine vielfältigen kulturellen Interessen. Der bronzene Herakles des Novius Vindex – so könnte man es pointiert formulieren – wird damit zu einem umfassenden Symbol für die Werte und Ideale der gesellschaftlichen Elite einer Epoche, die die kulturellen Errungenschaften der unterworfenen griechischen Welt nun auf ihre ganz eigene Weise stilvoll genießt.

Am Ende der Überlegungen soll folgendes Fazit stehen: Die Sammler des ersten vorchristlichen und des ersten nachchristlichen Jahrhunderts strebten danach, eine Vielzahl von unterschiedlichen Objekten in ihren Besitz zu bringen, die vornehmlich repräsentativen Charakter hatten. Sie sammelten kostbares Hausgerät, wertvolle Bücher und Autographen, Statuen und Gemälde. Die Kriterien, nach denen sie die Objekte auswählten, die sie erwarben, waren dabei durchaus unterschiedlich. Neben dem edlen Material spielte auch der monetäre Wert der Objekte eine nicht zu unterschätzende Rolle. Schließlich spiegelte er nach den Vorstellungen der Zeit unmittelbar die Stärke des Begehrens wider, mit dem die Sammler nach ihrem Besitz strebten. Darüber hinaus war es außerordentlich bedeutend, dass die Kunstwerke – ob Originale oder Kopien – von der Hand eines berühmten Künstlers stammten. Objekte griechischer Provenienz waren besonders begehrt. Diese Kunstwerke wurden aus ihrem ursprünglichen kulturellen Kontext herausgelöst und erhielten durch ihre Aufstellung in den Sammlungen der Römer eine neue soziale Bedeutung. Sie trugen zur Selbstkon-

⁵⁸ Mart. 9, 43; Stat. silv. 4,6,32–41 und 59–109.

struktion der *persona* ihres Besitzers bei und fungierten als Indikatoren für seinen Rang und sein Prestige. Auftragsarbeiten berühmter zeitgenössischer Künstler figurieren neben Werken alter Meister, mit denen sich je eigene Geschichten, ja eine besondere distinktive Genealogie verbanden. Neues und Altes einte die Kraft, ein weitgefächertes Spektrum unterschiedlicher Assoziationen zu evozieren: Die unsterbliche Liebe des Pausias zu seinem Blumenmädchen, die Heldentaten des Herakles und die ungezügelten Gelage des Königs der Makedonen sind dabei nur unterschiedliche Facetten ein und desselben Phänomens, das Bilder und Statuen als wirkmächtige Faktoren im Spiel der Imaginationen erscheinen lässt. Die Sammlungen sind jeweils nur Teil der umfassenden kulturellen Ambitionen ihrer Besitzer, die erst in der Kombination und vielfältigen Vernetzung deren ambitioniertes self-fashioning ausmachten. Die Sammler mussten selbstverständlich über die entsprechenden Ressourcen verfügen, um die Objekte zu erwerben – aber das war nur die notwendige, aber keineswegs schon hinreichende Voraussetzung. Weitaus wichtiger war ihre umfassende Bildung, ihre Kenntnis der griechischen Sprache, Mythologie und Literatur, die es ihnen gestattete, die Bedeutung der Objekte zu erkennen und sie dementsprechend zu präsentieren. Alle hier namentlich genannten Sammler verfügten über diese Bildung: Sie beherrschten die griechische Sprache ebenso wie die lateinische, sie verfassten Traktate, Gedichte und Tragödien und führten gelehrte Gespräche über Philosophie und Literatur. Darüber hinaus waren sie in der Lage, ihre Sammlerstücke in einer von ihnen ebenso bildungsbewusst geplanten wie künstlich geschaffenen Umgebung stilvoller zu arrangieren und effektiv zu präsentieren. Die Autoren der hier zitierten Texte verweisen dabei immer wieder auf den Zusammenhang zwischen dem öffentlichen Raum und dem privaten Ambiente der Sammler. Es entsprach dem Wertehorizont der Epoche, beide Sphären soweit wie möglich aneinander anzugleichen und damit Haus und Sammlung zu nobilitieren.⁵⁹ Nur wer dem Ideal des umfassend gebildeten Kunstkonsumenten und literarisch aktiven Kulturproduzenten in jeder Hinsicht entsprach, konnte das erhebliche distinktive Potential der Sammlungen völlig ausschöpfen und sich damit als akzeptiertes und angesehenes Mitglied der gesellschaftlichen und kulturellen Elite profilieren.

⁵⁹ S. zu diesem Aspekt die Überlegungen Wallace-Hadrill 1994, 25; Elsner 1995, 75; Platts 2011, 251–265, die ausführlich auf den archäologischen Befund eingeht. Zu der komplexen Dynamik zwischen dem öffentlichen und dem privaten Raum in republikanischer Zeit s. zuletzt Russell 2016, 127–152.

5 Toga oder Chlamys? Dresscodes und Habitus der spätrepublikanischen und kaiserzeitlichen Aristokraten

In seiner im Jahre 44 v. Chr. verfassten Schrift „Über das pflichtgemäße Handeln“ rät Cicero zur Mäßigung bei öffentlichen Auftritten. Es gelte – so belehrt er seinen Sohn Marcus, den Adressaten dieses Traktats – stets auf die rechte Mischung zwischen einem allzu verfeinerten und einem allzu bäuerischen Auftreten zu achten. Die äußere Erscheinung der Frauen habe sich durch „Anmut“, die der Männer durch „Würde“ auszuzeichnen. Gesten und Bewegungen sollten demnach die *dignitas* eines Mannes erkennen lassen: „Haltung, Einherschreiten, Sitzen, Hinlegen, Gesichtsausdruck, Augen und Bewegung der Hände“ sollten sich stets am ‚Schicklichen‘ ausrichten. Dabei sei ein mäßiges Training durchaus hilfreich, da es den Körper in die Lage versetze, den täglichen Anforderungen und Strapazen zu genügen – eine Empfehlung, die zwei Generationen später auch vom jüngeren Seneca formuliert wird. Der warnt in einem seiner Briefe an Lucilius allerdings explizit davor, ein Trainingsprogramm auszuwählen, das „den Geist erschöpfe“ und allzu viel Zeit in Anspruch nehme. Cicero betont darüber hinaus, dass dem erwünschten würdevollen Auftreten auch das äußere Erscheinungsbild zu entsprechen habe. Dabei spiele nicht nur ein gesunder Teint eine Rolle, sondern auch eine „nicht zu auffällige Körperpflege“, die darauf abziele, eine „ebenso unangemessene wie unzivilisierte Nachlässigkeit“ zu vermeiden. Auf Schmuck, der eines Mannes nicht würdig sei, solle man verzichten. Bei der Auswahl der Kleidung sei die unauffällige Mitte – *mediocritas* – wie in vielen anderen Bereichen das Optimum.¹

Mittelmaß und die daraus resultierende Unauffälligkeit, wie Cicero sie in *De officiis* empfiehlt, waren für einen Römer seiner Generation durch die Anpassung an die ebenso normierte wie differenzierte Kleiderordnung zu erreichen. Der *civis Romanus* kleidete sich in Tunika, Toga und hohe geschlossene Schuhe, die *calcei*. Dabei galt die Toga, das typische Kleid des freien Bürgers, als eindeutiger Indikator des Römertums. Sie schied die Angehörigen der *gens togata* – so die vielzitierte Formulierung der *Aeneis* – unübersehbar von Nichtbürgern und Fremden und grenzte dabei zugleich alle diejenigen aus, die als *infamis* galten, also all jene,

¹ Cic. de off. 1,79; 1,128 f.; 1,130 f.; Sen. epist. 15,2–5. S. dazu und zum Folgenden Scholz 2005, 411–413. Zur Bedeutung der Körpersprache als Indikator für soziale Zugehörigkeit s. die interessanten Ausführungen von Corbeill 2002.

die etwa als Gladiatoren oder Schauspieler auftraten oder sich gar prostituierten. Ihnen war das Tragen der Toga ebenso verboten wie den Verbannten, die im Exil die äußeren Zeichen ihrer *romanitas* ablegen mussten.² Doch die Kleiderordnung markierte nicht nur die Zugehörigkeit zum Bürgerverband, sondern sie war zugleich symbolisches Abbild der hierarchischen Struktur der Gesellschaft. Die Kleider visualisierten weitere Statusmerkmale ihres Trägers wie Alter und Geschlecht, gesellschaftlichen Rang und nicht zuletzt die Autorität und Macht der Inhaber hoher (kurulischer) Ämter.

Wie bedeutend der Zeichencharakter der einzelnen Kleidungsstücke war, zeigt sich bereits bei der Tunika. Das rechteckige, in der Regel ärmellose Untergewand, das Männer und Frauen, Kinder und Erwachsene trugen, hatte Schlitz für Kopf und Arme und reichte in der Regel von den Schultern bis zu den Knien. Längere Tuniken konnte man mit einem Gürtel in der Taille raffen, um sicherzustellen, dass das Unterkleid mit dem vorderen Rand bis etwas unter das Knie, mit dem hinteren bis zur Mitte der Kniekehle reichte. Wer „gediegen und männlich“ wirken wolle – so formuliert es Quintilian in seinem Traktat über die *Ausbildung zum Redner* – tue gut daran, dieses Detail zu beachten, denn alles was unterhalb dieser Grenze liege, sei „Frauentracht“, was oberhalb liege, typisch für „Zenturionen“.³ Purpurfarbene vertikale Streifen in unterschiedlicher Breite, die sich auf Brust und Rücken von den Schultern aus herabzogen, markierten die Stellung des Trägers in der gesellschaftlichen Hierarchie: Der schmale Streifen, *angustus clavus*, zierte die Tuniken der Ritter; der breite Streifen, *latus clavus*, war Patriziern und Senatoren vorbehalten. Erfolgreiche Feldherren trugen bei ihrem Einzug in die Stadt die mit Goldfäden reichverzierte, purpurfarbene *tunica palmata* unter der ebenfalls ganz purpurnen und golddurchwirkten *toga triumphalis*.

Zumal die Angehörigen unterer Schichten mögen es bei ihren Alltagsgeschäften im privaten Bereich häufig bei der Tunika belassen haben. Sobald sie sich im öffentlichen Raum bewegten und bürgerlichen Aktivitäten nachgingen, hatten die römischen Bürger über dem Unterkleid jedoch auf jeden Fall die Toga anzulegen. Das galt für Abstimmungen in den Comitien ebenso wie für Senatsitzungen und Gerichtsverhandlungen. Es war für Theateraufführungen ebenso verbindlich wie für die Durchführung profaner und sakraler Amtshandlungen

² Das Vergil Zitat: Verg. Aen. 1,275–286. Zum Togaverbot für Exilierte s. Plin. epist. 4,11,3. S. dazu und zum Folgenden Edmondson 2008; Wallace-Hadrill 2008, 46–48; Meister 2017; Degelmann 2018, 115–120 und 120–126 zur „sogenannten Trauerkleidung“.

³ Quint. inst. 11,3,137–138. Zu den Details s. Croom 2000, 30–40. S. dazu und zum Folgenden Davies 2005; Starbatty 2009, 78–86.

und die morgendlichen Besuche der Klienten im Hause ihrer Patrone.⁴ Zumal der erste Princeps Augustus war nicht bereit, einen allzu lässigen Umgang mit dieser hergebrachten Kleiderordnung hinzunehmen. Er bestand unnachgiebig darauf, so sein Biograph Sueton, „die althergebrachte Tracht und Kleidung wieder einzuführen“ – eine Maßnahme, die als Teil seiner Bemühungen um die Restauration traditioneller Werte und Normen interpretiert werden darf. Der Anblick einer Gruppe von Männern, die mit „dunklen Mänteln“ bekleidet an einer *contio* teilnahmen, soll ihn so empört haben, dass er die Aedile beauftragte, dafür Sorge zu tragen, dass sich niemand „auf dem Forum oder in dessen Umgebung aufhalte, der nicht zuvor seinen Mantel abgelegt habe“. Die Bürger in der weißen *toga pura* sollten also weiterhin das Bild bei den politischen Zusammenkünften im Zentrum der *urbs* bestimmen. Augustus, so berichtet jedenfalls sein Biograph Sueton, soll sich bei dieser Gelegenheit mit einer gewissen Emphase auf die erwähnte eingängige Formulierung Vergils berufen haben, in der der Dichter „das Volk im Gewande der Toga“ zu den Herren der Welt erklärt. Bürger, die dunkle Mäntel trugen, hatten nach dem Willen des Princeps zudem bei Theaterbesuchen mit gewissen Einschränkungen zu rechnen. Denn Augustus untersagte es ihnen, auf den begehrten Sitzen in der *cavea media* inmitten der korrekt gekleideten Bürger Platz zu nehmen und verwies sie auf die hinteren Reihen, wo sie in der Gesellschaft von Nichtbürgern und Sklaven den Darbietungen folgen konnten.⁵

Die Toga stand als ziviles Staatskleid jedoch nicht nur für die Reglementierung und Uniformierung der Kleidung aller Mitglieder des römischen Bürgerverbandes. Variationen in ihrer Grundfarbe sowie farbige Randstreifen und weitere Verfeinerungen und Accessoires ließen vielmehr die Unterschiede zwischen Altersklassen und Rangklassen unmittelbar hervortreten. Diese Modifikationen des

4 Dass das Tragen der Toga vor Gericht für alle römischen Bürger verpflichtend war, zeigt folgende Geschichte, die die unnachgiebige Haltung des Kaisers Claudius in dieser Sache belegt: „Wegen eines Ausländers, der angeklagt war, sich das Bürgerrecht angemäht zu haben, war zwischen den Advokaten ein richtiger Streit entbrannt, ob dieser sich in der Toga oder im griechischen Mantel verteidigen müsse. Da befahl Claudius, gleichsam um seinen unbestechlichen Gerechtigkeitssinn zu zeigen, er müsse mehrmals die Kleidung wechseln, je nachdem man für oder gegen ihn spreche.“ (Suet. Claudius 15) S. dazu Edmondson 2008, 21f. Zu den Details und der historischen Entwicklung der Toga als Kleidungsstück s. Croom 2000, 40–48. Zum ‚Togazwang‘ bei den Besuchen der Klienten im Hause des Patrons s. etwa Mart. 5,22; 9,100 und dazu Goldbeck 2010, 72–74 u. ö. S. allgemein Edmondson 2008 und Meister 2017, die betonen, dass das Tragen der Toga vor allem in der Öffentlichkeit verbindlich war. Anders Vout 1996 sowie Pausch 2003, die bezweifeln, dass die Toga tatsächlich das alltägliche Kleidungsstück des römischen Bürgers war. Die Toga ist für sie vielmehr Mythos und ideologisches Symbol, die mit der Realität nichts zu tun hätten.

5 Suet. Augustus 40.

Basismodells spiegelten die Bedürfnisse einer Gemeinschaft wider, deren ausgeprägte interne Hierarchie ein hohes Maß an unmittelbar sichtbarer symbolischer Repräsentation erforderte. Das zeigt sich etwa bei der *toga praetexta*, dem mit einem Purpursaum versehenen Obergewand, das von freigebohrenen Kindern getragen wurde – und zwar sowohl von Jungen als auch von Mädchen. Die Kinder wurden auf diese Weise als zukünftige Mitglieder der Bürgergemeinschaft markiert, die dementsprechend auch den Traditionen dieses Verbandes gemäß sozialisiert wurden. Zu den Insignien der männlichen Kinder gehörte außerdem die *bulla*, ein Amulett, das um den Hals getragen wurde. Dabei waren die Anhänger der Kinder einfacher römischer Bürger aus Leder, die der vornehmen Knaben, der *pueri nobilium*, aus Gold.⁶ Hier zeichnet sich eine mit den traditionellen Standesinsignien konkurrierende Statusdemonstration mittels ostentativen Konsums ab. Darauf wird noch zurückzukommen sein.

Wenn die Knaben die Pubertät erreichten, legten sie die *toga praetexta* und die *bulla* ab und weihten diese Attribute der Kindheit den Hausgöttern, den Laren. Danach wurden sie in einer feierlichen Zeremonie in die unverbrämte Toga aus weißer Wolle gekleidet, welche die Römer als *toga pura* oder *toga virilis* bezeichneten. Hier zeigt sich bereits, dass jeder Übergang in einen neuen Lebensabschnitt mit einem Kleiderwechsel, einer rituellen *mutatio vestis*, verbunden war. In republikanischer Zeit hatte das Tuch für die Toga die Form eines Halbkreises oder eines Kreissegmentes. Es war zunächst knapp geschnitten und wurde eng um den Körper geschlungen. In augusteischer Zeit wurde dieser Gewandschnitt jedoch modifiziert: Man setzte nun an die gerade Kante des halbkreisförmigen Mantels ein zweites Kreissegment an und vergrößerte die Stoffmenge damit ganz erheblich – eine ‚Mode‘, die zugleich auf die gesellschaftlichen Ambitionen und die ökonomische Potenz des Trägers verwies. Die Form der Toga entsprach damit einem fast vollen Kreis – eine Veränderung, die dazu führte, dass es nun verschiedene Arten gab, die üppigeren Stoffbahnen um den Körper zu drapieren. Dabei war die Toga zu allen Zeiten ein Kleidungsstück, das seine Träger vor einige Herausforderungen stellte. Während „die Alten“, wie Quintilian es formuliert, „gar keinen Bausch an der Toga hatten“ und „ihre Nachfahren nur einen ziemlich knappen“, lag die Kunst nun in der rechten Anordnung dieses Bausches. Die Toga der Redner, zu deren Instruktion der Traktat des Quintilian ja diente, sollte möglichst rund sein, um Unebenheiten zu vermeiden. „Ihr Vorderteil“ sollte am

⁶ Plin. nat. hist. 33,10. Zur Kleidung der Kinder s. Sebesta 2005; Edmondson 2008, 26 und zuletzt Olson 2017, 46–48. Alle Autoren betonen, dass die *toga praetexta* die Kinder vor obszönen Bemerkungen und sexuellen Übergriffen schützen sollte. Zur *bulla* s. Goette 1986 mit einer Zusammenstellung des archäologischen Materials in Anhang 1 b. Zu den Möglichkeiten der Statusdemonstration, die dieses Accessoire bot, s. Scholz 2005, 416–418.

besten „in der Mitte des Unterschenkels sitzen“, „ihr Hinterteil im gleichen Verhältnis höher als bei der gegürteten Tunika“. Der Bausch, der schräg unter der rechten Schulter zur linken Schulter verlaufen sollte – „wie ein Schwertgurt“ – sollte „weder spannen noch zu lose sitzen“.⁷

Die komplexe Idealvorstellung, die Quintilian hier formuliert, legt es nahe, dass man beim Anlegen der Toga durchaus auch Fehler machen konnte. Und das soll sogar dem ansonsten stets um Regelkonformität und Unauffälligkeit bemühten Marcus Tullius Cicero zugestoßen sein. Die Frage, ob dem prominenten Redner die Toga nur deshalb „bis zu den Schuhen reichte“, weil das zu seiner Zeit durchaus noch üblich war, oder ob er diese Modifikation der Drapierung schlicht und einfach wählte, „um seine Krampfadern zu verhüllen“, löste jedenfalls einen heftigen Disput zwischen Quintilian und dem älteren Plinius aus.⁸ Im alltäglichen politischen Nahkampf in Senat und Volksversammlung sowie bei Prozessen – darüber ist sich auch Quintilian im klaren – konnte ein so kompliziertes Kleidungsstück wie die Toga schon einmal aus der Fassung geraten. Und so legt er seinen Lesern dementsprechend einige durchaus elaborierte Strategien ans Herz, wie sie – gewissermaßen „im Handgemenge des Kampfes“ – eine kontrollierte Auflösung der ursprünglichen Drapierung bewusst inszenieren sollen. So sei es durchaus akzeptabel, „die Toga von der linken Schulter zurückzustoßen“, wenn man bei den „Glanzstellen“ der Beweisführung angekommen sei, denn das erwecke den Eindruck erheblicher „Energie“.⁹ Eine solche gezielte Variation des wichtigsten Kleidungsstücks bot dem erfahrenen Redner vielversprechende Möglichkeiten einer stilvollen Selbstinszenierung, die eben noch nicht die Grenze zur Devianz überschritten. Das Repertoire der denkbaren Manipulationen der

7 Quint. inst. 11,3,139. S. dazu Goette 1990, 3; Davies 2005, 127f.; Goette 2013; Wallace-Hadrill 2008, 49f.; Olson 2017, 23–34, 41–43. Rothfuß 2010 sieht in diesen Modifikationen der Toga das Bemühen der senatorischen Elite, sich durch dieses materialreiche und daher teure Kleidungsstück, das Macht und Reichtum demonstrierte, noch klarer zu definieren und eindeutiger abzusetzen – eine Entwicklung, die sie mit den gravierenden politischen Veränderungen der späten Republik erklärt, die ein gesteigertes ‚Unterschiedsbedürfnis‘ hervorbrachten. Zu dem Begriff s. die Angaben in Anmerkung 26.

8 Quint. inst. 11,3,143, wo es heißt: „Umso mehr wundere ich mich über die Auffassung, die Plinius Secundus, ein gebildeter und in dem betreffenden Buch jedenfalls fast allzu begieriger Mann, vertritt, wonach Cicero es nur deshalb so zu machen gewohnt gewesen sei, um seine Krampfadern zu verhüllen, während doch diese Art von Überwurf auch bei Standbildern von Leuten, die nach Cicero gelebt haben, erscheint.“ Quintilian scheint sich hier auf eine verlorene Schrift des älteren Plinius zu beziehen. S. auch Quint. inst. 3,1,21, wo er sich auf andere Autoren bezieht, die zu seiner Zeit Abhandlungen zur Erziehung des Redners verfasst haben, und dabei neben Verginius und Tutulius auch Plinius nennt.

9 Quint. inst. 11,3,145–146. S. dazu Starbatty 2009, 84–86.

‚klassischen‘ Drapierung sollte allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Toga ihre Träger generell zu einer Disziplinierung ihrer Bewegungsabläufe zwang. Sie bestimmte den Gang, das Tempo und den Rhythmus der Gesten, schloss schnelle, unkontrollierte Bewegungen ebenso aus wie eine spielerische, tänzelnde Leichtigkeit der Gestik. Im Gedränge mussten Togaträger tunlichst auf einen gewissen ‚Sicherheitsabstand‘ zu ihren Nachbarn achten, um ihr würdevolles Auftreten nicht zu gefährden – ein Problem, das bei den Amtsträgern von den Liktores gelöst wurde, die ihnen vorausschritten und ihnen eine raumgreifende physische Präsenz auf den Straßen und Plätzen der *urbs* ermöglichten, indem sie durchaus handfest bzw. handgreiflich im Wortsinne „das Volk vor dem Magistrat entfernten“.¹⁰

Ratschläge für ein würdevolles Verhalten in der Öffentlichkeit, wie Cicero sie in *De officiis* formulierte, mussten dementsprechend Hinweise für eine angemessene Gestaltung der Bewegungsabläufe enthalten. Auch bei diesem Thema plädiert Cicero natürlich für das unauffällige Mittelmaß: Beim Gehen, so rät er, solle man „keine zu lässige Langsamkeit an den Tag legen“. Und man solle bei „Eile“ auf keinen Fall „eine allzu große Schnelligkeit“ aufnehmen, da dies zu so unwürdigen Veränderungen des Erscheinungsbildes wie Atemnot und zu einer hässlichen „Verzerrung der Gesichtszüge“ führen könne. In diesem Sinne gehört der Hinweis auf eine unangemessene Gangart und Körpersprache zu den gängigen Invektiven, mit denen Cicero in seinen Reden seine Gegner desavouiert. Zumal bei Aulus Gabinius und Lucius Calpurnius Piso Caesoninus, den Consuln des Jahres 58 v. Chr., so beschwört er seine Zuhörer mit großer Emphase, ließen ihr Antlitz und ihr Gang unmittelbar auf ihre Taten und ihre Verbrechen schließen.¹¹ Dass selbst Kaiser gelegentlich gegen das Gebot verstießen, sich maßvoll und damit würdevoll zu bewegen, zeigt der Fall des Caligula, der nach einer ihm nicht genehmen Entscheidung beim Wagenrennen das Theater wutentbrannt und in solcher Eile verlassen haben soll, „dass er auf den Zipfel seiner Toga trat und kopfüber die Stufen hinunterstürzte“.¹²

10 Liv. 3,45,5; 3,48,3; 6,38,8; 8,33,4. S. dazu Kübler 1926, 12 und zuletzt Hölkeskamp 2011, 170 f. mit weiteren Belegen. Die Liktores begleiteten die Amtsträger nicht nur zu den Versammlungen und auf dem Weg in die Amtslokale, sondern etwa auch zu Privatbesuchen, wie ein Bericht über das Verhalten des Gnaeus Pompeius nach Beendigung des Mithridatischen Krieges zeigt: Plin. nat. hist. 7,112. S. dazu Scholz 2005, 421–423.

11 Cic. off. 1,131; Sest. 17 und 19. S. dazu Corbeill 2002, 192–194; Starbatty 2009, 52 und Starbatty 2012, 134–137 mit weiteren Beispielen und ausführlich Meister 2009 und Meister 2012, 41–63. Zur speziellen ‚Hexis‘ römischer Senatoren s. Flaig 1993, 202f., der die disziplinierende Kleidung als Signal an die Beherrschten interpretiert, „den Adel stets im Dienste der Res publica zu glauben“.

12 Suet. Caligula 35,3.

Angehörige der Elite, die politische Ambitionen hegten und in den *cursus honorum* eintreten wollten, legten bei der Bewerbung um die Ämter die glänzend weiße *toga candida* an, die sie bei ihren öffentlichen Auftritten auf dem Forum im Vorfeld der Wahlen sichtbar aus der Menge der übrigen Togaträger hervorhob.¹³ Allerdings trugen auch erfolgreiche Kandidaten nach der Bewerbungsphase weiterhin die schlichte *toga pura* bis sie in das erste kurulische Amt gewählt wurden. Erst mit dem Erreichen dieser Rangstufe stand es ihnen zu, wieder in die purpuresäumte *toga praetexta* zu wechseln. Konkret heißt das, dass Quaestoren, Volkstribune und plebejische Aedile in Ausübung ihrer Ämter in der *toga pura*, kurulische Aedile, Praetoren und Consuln sowie der Flamen Dialis oder Martialis in der *toga praetexta* auftraten. Von der Gruppe der *praetextati* hoben sich noch einmal die Censoren ab, die der Würde ihres Ranges entsprechend in die *toga purpurea* gekleidet waren. Diese differenzierte Kleiderordnung schärfte die strikte Rangordnung unter den Amtsträgern nicht nur in der Öffentlichkeit und bei offiziellen politischen und sakralen Akten nachhaltig ein, sondern ließ sie auch bei den Sitzungen des Senats klar hervortreten. In diesem ehrwürdigen Gremium wussten zwar alle Anwesenden ohnehin, wer in der komplexen Taxonomie von Rang, *dignitas* und *auctoritas* gerade welche Position innehatte, doch auch an diesem besonderen Ort visualisierten die unterschiedlichen Typen der Toga noch einmal die omnipräsente Hierarchie, die sich auch in Tagesordnung und Rede-recht widerspiegelte. An Ansehen und Sichtbarkeit im öffentlichen Raum wurden die Träger der *toga praetexta* allein durch die siegreichen Feldherren bei ihrem feierlichen Einzug in die Stadt übertroffen. Der Triumphator trug bei der *pompa* den typischen Ornat, der vielleicht auf die etruskischen Ursprünge dieses Rituals verwies: Er war nämlich in rein purpurne Gewänder gekleidet, die mit besonderen Goldstickereien verziert waren. Sein Gesicht war rot geschminkt – in der Farbe des höchsten Gottes, dessen uraltes Kultbild im kapitolinischen Tempel ebenfalls diese Farbe trug.¹⁴

Wenn Unter- und Oberkleider jeweils korrekt drapiert wurden, blieben die Füße der Togaträger gut sichtbar und ihrer Bekleidung kam ebenfalls status-markierende Bedeutung zu. Als angemessenes Schuhwerk bei öffentlichen Auftritten galten allein die eingangs erwähnten *calcei*, hohe geschlossene Leders-tiefel, die über die Knöchel und zum Teil bis an die halbe Wade heraufreichten. Dabei unterscheiden die Schriftquellen drei verschiedene Formen dieser Schuhe:

13 Einzelne Beispiele für die Auftritte von Kandidaten in dieser Kleidung finden sich etwa bei Liv. 4,25,13; 39,39,2. Eine durchaus eigenwillige Sichtweise auf diesen Brauch findet sich bei Pers. 5,177, wo es heißt: „Lebet nach eigenem Recht, wen klaffenden Maules die weiße Ehrsucht am Narrenseil schleppt?“

14 S. dazu Scholz 2005, 418–421 und zuletzt ausführlich Olson 2017, 44–52.

die *calcei patricii*, die *calcei senatorii* und die *calcei equestres*. Eine solche klare begriffliche Unterscheidung der drei Typen findet sich allerdings erstmals im Preisedikikt Diokletians aus dem Jahre 301.¹⁵ Die dort vorgenommene Unterscheidung zwischen drei verschiedenen Schuhtypen entspricht aber im Wesentlichen auch dem archäologischen Befund. Zumal bei Togadarstellungen und Panzerstatuen lassen sich drei Arten von Stiefeln ausmachen: Die *calcei* der Patrizier und Senatoren unterschieden sich demnach durch die Anzahl der Schnürriemen (*corrigae*), die sich auf dem Spann kreuzten und um die Wade gewickelt waren. Zwei Riemen mit vier Enden ließen den Träger als Patrizier, ein Riemen mit zwei Enden als Senator erkennen. Bei den *calcei equestres* handelte es sich um geschlossene Schuhe, die nur knapp über die Knöchel hinaufreichten und dort umgeschlagen wurden, so dass das weiche Leder wie eine Gamasche herabfiel. Von der Zahl der Riemen abgesehen verweisen die Schriftquellen immer wieder auf die rote Farbe der Patrizier- und Senatorenschuhe, die im Kontrast zu den schwarzen Riemen stand. So mokiert sich Horaz über einen Zeitgenossen, der „als Senator sein Schienbein bis hoch hinauf in schwarze Riemen zwängt“.¹⁶ Weitاًaus grundsätzlicher kritisiert Cicero in seiner 13. *Philippika* einen gewissen Asinius, dem er vorwirft, er habe sich in den chaotischen Tagen nach Caesars Ermordung allein durch das Anlegen der entsprechenden *calcei* eigenmächtig zum Senator gemacht – ein Vorgang, der die Sichtbarkeit des Schuhwerks und seine erhebliche symbolische Bedeutung als Statusmarker sinnfälliger vor Augen führt.¹⁷ Die in den Schriftquellen ebenfalls als typisch für die *calcei patricii* erwähnten *lunae*, elfenbeinerne Applikationen in Form einer Mondsichel, lassen sich archäologisch nicht nachweisen.¹⁸ Dass die statusmarkierenden Eigenschaften des Schuhwerks am Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts weiterhin von Bedeutung waren, zeigt eine Passage aus Statius' *Silvae*: In seiner Lobrede auf den sechzehnjährigen Crispinus, Sohn des Vettius Bolanus, der gerade zum Militärtribunen ernannt worden war, erwähnt der Dichter die Toga, die Tunika mit dem *latus clavus* sowie die *calcei patricii* mit der *luna* als ehrenvolle Attribute des jungen Mannes und interpretiert sie als sichere Anzeichen dafür, dass er „für die Kurie geboren sei“.¹⁹

¹⁵ Ed. Diocl. (ed. Lauffer) 9,7–9,9. S. zu den Details Mommsen, RStR III, 2, 891 mit Anm. 1.

¹⁶ Hor. sat. 1,6,27–29. Zum Schuhwerk der Römer s. ausführlich Goette 1988 sowie Goldman 1994; Croom 2002, 61 f.; Edmondson 2008, 27 f.; Olson 2017, 82–86.

¹⁷ Cic. Phil. 13,13,28.

¹⁸ Die literarischen Belege etwa bei Stat. silv. 5,2,29; Iuv. 7,192; Isid. orig. 19,34,4. Zu den Details s. Mommsen RStR, III, 2, 889 mit Anm. 4.

¹⁹ Stat. silv. 5,2,29.

Die vorangegangenen Überlegungen zeigen also, dass es einem Römer der beiden Jahrhunderte um die Zeitenwende, der sich auf den Straßen und Plätzen im politischen Zentrum der *urbs* bewegte, ohne weiteres möglich war, die übrigen Passanten aufgrund ihrer Kleidung als Angehörige bestimmter Statusgruppen zu identifizieren. Er konnte den Bürger vom Nichtbürger, den Knaben vom Mann, den einfachen Bürger vom Ritter oder Senator, den Bewerber vom Amtsträger, den niederen vom kurulischen Magistrat und die Censoren und Triumphatoren von allen anderen unterscheiden. Und selbst wenn stets auch eine gewisse Anzahl von Menschen in informeller Kleidung unterwegs gewesen sein dürfte, so waren es wohl die *togati*, die das Bild auf den öffentlichen Plätzen im Herzen der Stadt prägten: Man traf Bürger auf dem Weg zu den Comitien und Contionen, Magistrate auf dem Weg zu den Amtslokalen, Redner auf dem Weg zu den Gerichten, Senatoren auf dem Weg zur Kurie, Priester auf dem Weg zu Tempeln und Altären, Klienten auf dem Weg zu ihren Patronen, und sie alle waren in das ‚Bürgerkleid‘ gewandet. Und wer auf seinem Gang durch die Stadt einem Leichenzug begegnete, konnte je nach Bedeutung der Familie des Verstorbenen den Zug von dessen Ahnen bewundern – allesamt *togati*: in diesem Fall Schauspieler, die wächserne Portraitmasken (*imagines*) trugen, die das individuelle Aussehen der durch sie dargestellten Ahnen zu Lebzeiten wirklichkeitsgetreu wiedergaben, und die in die Tracht des höchsten Amtes gekleidet waren, das der betreffende Ahn zu Lebzeiten innegehabt hatte. Die Träger der Masken, so hat es Polybios eindrücklich geschildert, trugen nämlich, „wenn der Betroffene Consul oder Praetor gewesen war, eine Toga mit einem Purpursaum, wenn er Censor gewesen war, eine purpurne Toga und wenn er gar einen Triumph gefeiert hatte, eine goldgestickte Toga“.²⁰

Dabei führte ein solcher Leichenzug nicht unmittelbar vom Haus des Verstorbenen zur Begräbnisstätte außerhalb der Stadt, sondern zunächst zum Forum Romanum und passierte auf seinem Weg zahlreiche Monumente, bronzene und marmorne Statuen, die Togaträger darstellten – zu Pferde oder zu Fuß, stehend oder sitzend auf der *sella curulis*, dem Amtsstuhl der kurulischen Magistrate.²¹ An zentralen Plätzen dürften sich diese Denkmäler zu regelrechten Statuenwäldern verdichtet haben. Dabei gaben bei diesen Statuen allein die Häupter einen Eindruck von dem individuellen Aussehen der so Geehrten oder Erinnerungten. Ihre Statur und ihre körperlichen Merkmale blieben unsichtbar, denn sie verschwanden unter den üppigen Stoffbahnen der Toga. Die supraindividuelle Modellierung der Amtstracht mit ihrer differenzierten Ikonographie statusmarkierender Insi-

²⁰ Polyb. 6,53f. S. dazu Flower 1996.

²¹ S. dazu Sehlmeier 1999 passim.

gnien verwies damit allein auf die Rolle des Dargestellten im öffentlichen Leben, welche die Identität des Einzelnen in den Augen seiner Mitbürger definierte. Die schematische Darstellung der bekleideten Körper unterstreicht noch einmal die hohe Bedeutung der Tracht als symbolischem Ausdruck der vorherrschenden Ideologie einer umfassenden *romanitas*.²²

Welche Differenzierungsmöglichkeiten diese vordergründig stereotype Darstellungsweise im Einzelfall dennoch bieten konnte, lässt sich am Beispiel des Lucius Volusius Saturninus exemplifizieren. Die Volusii Saturnini waren in Lucus Feroniae nördlich von Rom ansässig. Sie nannten dort eine großzügige Villenanlage ihr Eigen, deren Mosaiken, Fresken und Statuen noch heute von „den glänzenden Vermögensverhältnissen“ zeugen, die Tacitus der Familie attestiert. Den Grundstock für jenen Reichtum, infolgedessen „die Familie einen so gewaltigen Aufschwung nahm“, soll Lucius Volusius Saturninus gelegt haben, der im Jahre 12 v. Chr. das Suffectconsulat bekleidete.²³ Sein gleichnamiger Sohn amtierte im Jahre 3 als Suffectconsul und hatte danach das Amt des Proconsuls von Asia inne. Er war zudem – um nur einige weitere Stationen seiner Karriere zu nennen – Mitglied in drei Priesterschaften, *legatus Augusti pro praetore* in Dalmatien und amtierte schließlich sechzehn Jahre als *praefectus urbi*. Als er im Jahre 56, so wiederum Tacitus, im Alter von 93 Jahren „in hohen Ehren“ verstarb, konnte er auf ein langes Leben zurückblicken, das er „als hochangesehener Mann in Freundschaft mit so vielen Kaisern“ geführt hatte.²⁴ Über die Ehrungen, die ihm nach seinem Tode zuerkannt wurden, berichtet eine Inschrift, die im Lararium der Villa in Lucus Feroniae gefunden wurde. Dort heißt es, dass der Senat auf Antrag Neros nicht nur ein öffentliches Begräbnis auf Staatskosten beschlossen habe, sondern darüber hinaus die Aufstellung von nicht weniger als neun Statuen im öffentlichen Raum. Dabei handelte es sich um drei Triumphalstatuen, eine bronzene auf dem Forum Augusti und zwei marmorne im Templum novum des vergöttlichten Augustus sowie drei Consularstatuen, von denen sich eine im Tempel des Divus Iulius und zwei auf dem Palatin befunden haben sollen. Außerdem gab es noch eine Statue in der Amtstracht eines Auguren in der Regia, eine Reiterstatue in unmittelbarer Nähe der Rostra und ein weiteres Monument in der Säulenhalle der Lentuli beim Pompeiustheater, das den Geehrten sitzend auf einer *sella curulis*

22 S. dazu Goette 1990 und Kleiner 1992 mit den Abb. 74–77, 216, 309, 413, die diese stereotype Darstellungsweise veranschaulichen. S. außerdem die überzeugenden Überlegungen von Koortbojian 2008, der zwischen der individuellen und institutionellen Identität differenziert, die diese Statuen jeweils widerspiegeln, wobei die Köpfe für die individuelle Identität und die mit der Toga verhüllten Körper für die institutionelle stehen.

23 Tac. ann. 3,30,1.

24 Tac. ann. 13,30,2.

zeigte. Jede einzelne von ihnen stand also an einem *celeberrimus locus*, der eine hohe öffentliche Aufmerksamkeit gewährleistete.²⁵ Spekulationen über die Gründe für eine solche außerordentliche Ehrung sind im Kontext der hier verfolgten Fragestellung nicht weiter zielführend. Von Interesse ist vielmehr, dass jede einzelne dieser Statuen die distinktiven Merkmale erkennen ließ, die nach dem allgemeinen Verständnis die einzelnen Stufen der langen Laufbahn des Lucius Volusius Saturninus symbolisierten: die purpurgesäumte Toga des Consuls, die goldgestickte Toga des Triumphators, der *litus* in der Hand des Auguren und die *sella curulis*, auf der der *praefectus urbi* bei seinen Amtshandlungen Platz nahm. Ebendiese Merkmale machten die Denkmäler unterscheidbar und ließen sie in ihrer Gesamtheit als Abbild des *cursus honorum* des Geehrten erscheinen. Dass es sich bei dem Dargestellten um die Person des Lucius Volusius Saturninus handelte, war allerdings nur an den *tituli* und möglicherweise an den Gesichtszügen zu erkennen – wobei es unwahrscheinlich ist, dass die posthum und *uno actu* aufgestellten Monumente den Alterungsprozess des Individuums im Laufe eines jahrzehntelangen Dienstes für Kaiser und Reich naturgetreu abbildeten. Man kann die Statuen deshalb unabhängig von der *persona* des Dargestellten als exemplarische Abbildungen jener Leistungen und Auszeichnungen, Ämter und Ehren lesen, die im mentalen Haushalt der Römer die Identität eines Mitglieds der Elite definierten. Und ebendieser Identität gaben Kleidung und Accessoires in kulturspezifisch signifikanter Weise symbolischen Ausdruck. Die Statuen der Togaträger stellen damit zugleich monumentalisierte Sinnbilder zentraler Konzepte des kollektiven Wertesystems dieser Gesellschaft dar.

Der bisher diskutierte literarische, epigraphische und archäologische Befund legt den Schluss nahe, dass Senatoren und Ritter im republikanischen und kaiserzeitlichen Rom zumindest im öffentlichen Raum nur sehr begrenzte Möglichkeiten hatten, sich durch ihre Kleidung und die dazugehörigen Accessoires absichtsvoll und wirkungsvoll von Gleichrangigen abzusetzen. Im Folgenden soll dieses Bild nun relativiert werden. Es werden eine Reihe von literarischen Zeugnissen vorgestellt, in denen Abweichungen von der normiert-normierenden Kleiderordnung explizit thematisiert werden. Deviantes Verhalten, so zeigen diese Texte, bot ein erhebliches Distinktionspotential und ermöglichte dem Einzelnen eine differenzierte individuelle Selbstdarstellung auf der Basis seines Erscheinungsbildes. Zumal Reden und Invektiven, aber auch andere literarische Zeug-

25 AE 1972,174. Zu der Inschrift s. Eck 1972; Eck 1996 sowie Eck 1992, 96–102. Eine weitere Publikation findet sich bei Moretti/Sgubini-Moretti 1977. S. jetzt auch ein stadtrömisches Exemplar des Ehrenbeschlusses von einer der Statuenbasen AE 1982,63 = CIL VI 41075a. S. dazu Edmondson 2008, 38. Zu den unterschiedlichen Attributen solcher Statuen s. generell Koortbojian 2008, 78–82 und 82–85 ausführlich zum konkreten Fall des Lucius Volusius Saturninus.

nisse lassen erkennen, dass Kleidung auch in der römischen Gesellschaft ein zentrales Medium „des Austarierens der Interessen von Individuum und Gemeinschaft“ darstellte. Sie konnte bei aller normativen Homogenität durchaus „das Unterschiedsbedürfnis“ und den Wunsch nach „Differenzierung und Abwechslung“ befriedigen und diente auch in Rom der Definition jener stets prekären Grenzlinie zwischen „Auszeichnung und Anpassung“ – wie Georg Simmel es in seiner erstmals im Jahre 1905 erschienenen Schrift zur *Philosophie der Mode* in Bezug auf seine zeitgenössische Gesellschaft formuliert hat.²⁶

Die literarischen Texte berichten dabei von einem breiten Spektrum von möglichen Abweichungen von der Kleiderordnung, die sich zum Teil noch innerhalb der Grenzen des gesellschaftlich Tolerablen bewegten. So galt es durchaus als akzeptabel, dass die Bürger bei den abendlichen Gastmählern auf die Toga verzichteten. Es wurde keineswegs als unschicklich angesehen, bei dieser Gelegenheit in der farbigen *synthesis* oder *cenatoria* zu erscheinen – einem leichten, bequemen Gewand, das dem Träger mehr Bewegungsfreiheit bot und auch bei den Saturnalien als angemessenes Kleidungsstück galt.²⁷ Und auch *soleae*, „Fußbekleidungen, mit denen nur die untersten Fußsohlen bedeckt werden, die übrigen Teile des Fußes dagegen entblößt bleiben“, wie es in den *Noctes Atticae* des Aulus Gellius heißt, galten als angemessenes Schuhwerk für die abendlichen Treffen. Da diese Sandalen „nur mit dünnen Riemchen befestigt waren“, konnte man sie zu Beginn des Mahls problemlos ablegen und später wieder anziehen. Dementsprechend wurde die Wendung *poscere soleas* geradezu zu einer Chiffre für das Ende des geselligen Zusammenseins und den baldigen Aufbruch.²⁸ Eine solche Lockerung der Kleiderordnung bei den *convivia* dürfte schon deshalb hinnehmbar gewesen sein, weil die bei diesen Treffen übliche, streng normierte Ordnung des Sitzens bzw. Liegens auf den Speisesofas die Hierarchie unter den Anwesenden ohnehin klar erkennen ließ. Wer auf dem *locus consularis* platziert war, wurde auch ohne *toga praetexta* und *calcei senatorii* als ranghöchster Gast wahrgenommen.²⁹

Neben den Zeiten, in denen der Zwang zum Tragen statusmarkierender Kleidung ausgesetzt war, gab es auch Freiräume, in denen das strikte Gebot zur Bekleidung mit der Toga nicht galt. So war es zur Zeit Ciceros durchaus üblich, dass römische Bürger – junge Männer aus angesehenen Familien und hochrangige Senatoren – in ihren Gärten und Villen vor den Toren der Stadt statt der Toga

²⁶ Simmel 1905/1995, 11 f. und 19.

²⁷ Mart. 2,46; 14,1,1; 14,136; 14,142. Zur *synthesis* s. Olson 2017, 117–119.

²⁸ Gell. 13,22,2–8. Zu den Details s. Goldman 1994; Croom 2000, 39; Olson 2017, 86. S. allgemein Meister 2017.

²⁹ Stein-Hölkeskamp 2005/2010, 101–111.

eine *tunica pulla* trugen. Sie traten dort, so Cicero, „um des sinnlichen Vergnügens und der Lust willen“ mit einer gewissen Lässigkeit auf und markierten damit den gefühlten Abstand zwischen dem politischen Zentrum und den Orten des *otium*.³⁰ Wie wichtig dem Einzelnen diese Art von Freiräumen auch nach der Etablierung des Prinzipats noch war, zeigt etwa das Beispiel des Martial: „Seltene Auftritte in der Toga“, so formuliert es der Dichter in einem seiner Epigramme, gehören zu einem „glücklichen Leben fern der Hauptstadt“ ebenso notwendig hinzu wie ein Vermögen, „das nicht durch mühevollen Arbeit erworben wurde“, Gesundheit, Freundschaft und Sorglosigkeit.³¹ Und selbst der stets pflichtbewusste Senator Gaius Plinius Secundus schätzte seine Tusci mehr als seine Güter in Tibur und Praeneste, „weil dort eine tiefere und behaglichere und deshalb ungestörtere Ruhe herrsche“. Ein Aufenthalt an diesem Ort sei nicht zuletzt deshalb seiner „Gesundheit“ förderlich, weil „kein Zwang“ bestehe, „die Toga anzulegen“ und niemand ihn „störe“ – alles in allem hervorragende Voraussetzungen „für eine sehr gute körperliche und geistige Verfassung“.³²

Neben den Villen und Gärten vor den Toren der Hauptstadt galt den Römern zudem eine ganze Region in Italien als Freiraum, in dem Abweichungen von der hergebrachten Kleiderordnung durchaus akzeptabel waren. Das ursprünglich von Griechen gegründete Neapel und der Golf mit den vorgelagerten Inseln – jener *crater ille delicatus*, wie Cicero in einem seiner Briefe an Atticus schwärmt – wurde nämlich als ein Ort angesehen, an dem die Römer sich auch in griechischer Kleidung zeigen konnten. In jenem *celeberrimum oppidum* soll eine große Menge von Menschen etwa den Imperator Sulla bei Festen in einem griechischen Gewand, einer *chlamys*, und in griechischen Schuhen gesehen haben.³³ Und selbst Augustus, der in Kleiderfragen ansonsten bekanntlich eine konservative Haltung einzunehmen pflegte, konnte oder wollte sich der besonderen Aura dieses Ortes nicht entziehen. Der Princeps soll seinen Begleitern bei seinem letzten Besuch am Golf von Neapel kurz vor seinem Tode einen regelrechten Kleidertausch vorgeschlagen haben. Sueton, der die bemerkenswerte Geschichte in seiner Biographie überliefert, berichtet jedenfalls, dass Augustus nach einem entspannten, sorgenfreien Tag auf der Insel Capri neben verschiedenen anderen Gaben „römische Togen und griechische Mäntel (*pallia*)“ an seine Begleiter verschenkte. Dabei soll er es zur Bedingung gemacht haben, dass „die Römer sich griechisch kleideten und auch griechisch sprachen und die Griechen umgekehrt“.³⁴ Das subtile Spiel

³⁰ Cic. Rab. Post. 26.

³¹ Mart. 10,47.

³² Plin. epist. 5,6,45f. S. dazu Edmondson 2008, 23.

³³ Cic. Att. 2,8,2 zum Golf von Neapel. Zu Sulla s. Cic. Rab. Post. 26; Val. Max. 3,6,3.

³⁴ Suet. Augustus 97–98. S. dazu Wallace-Hadrill 2008, 38–41.

mit der Kleiderordnung, das Augustus hier betrieb, sollte dabei keineswegs als mutwillige Grenzüberschreitung und Vermischung kultureller Besonderheiten in der unkonventionellen Atmosphäre eines aus römischer Sicht traditionell der *vita Graeca* zugeneigten Ambientes gedeutet (und missverstanden) werden. Toga- und Palliumträger blieben distinktive Gruppen, deren je spezifische Identität durch den temporären Tausch noch klarer hervortrat. Singuläre wohlkalkulierte Transgressionen nach der Art des Kleidertausches am Golf von Neapel machten die Grenzlinie zwischen Römern und Griechen durch ihre absichtsvoll inszenierte Überschreitung vielmehr auf besondere Weise sichtbar und unübersehbar.

Den geregelten Transgressionen der traditionellen Kleiderordnung, die in klar definierten Räumen stattfanden und deshalb keinen Anstoß erregten, steht eine Reihe von Fällen gegenüber, in denen sich einzelne Individuen absichtsvoll des distinktiven Potentials eines vom Üblichen abweichenden äußeren Erscheinungsbildes bedienten. Ein prominentes Beispiel für eine solche Art des Verhaltens ist Gaius Verres. Cicero wirft dem Verres vor, sich als Magistrat und Vertreter des römischen Volkes in jeder Hinsicht unwürdig verhalten zu haben. Dabei skandalisiert er in drastischen Worten das äußere Erscheinungsbild des Praetors, der in den Sommermonaten in Sizilien mit verheirateten Frauen und zwielichtigen Freunden Strandpartys gefeiert habe. Bei diesen Gelegenheiten, so empört sich Cicero, sei er in der Öffentlichkeit in einer bis an die Knöchel reichenden Tunika – eine Form des Unterkleides, die eigentlich nur Frauen trugen – sowie einem purpurfarbenen griechischen Mantel und Sandalen aufgetreten.³⁵ Im Gegensatz zu den lässigen Flaneuren am Golf von Neapel weilte Verres aber eben nicht als *privatus* auf Sizilien, der dort unbeschwert sein *otium* hätte genießen dürfen. Seine ostentativ zur Schau getragene Vorliebe für griechische Kleidung wurde für Cicero geradezu zur Chiffre für die unangemessene Amtsführung des Praetors, der durch sein äußeres Erscheinungsbild seine Distanz und seine Überlegenheit gegenüber den Provinzialen hätte zum Ausdruck bringen müssen. Das Verhalten des Verres lud deshalb geradezu automatisch zur Formulierung jener scharfen Invektiven ein, mit denen Cicero auch später seine Prozessgegner regelmäßig zu desavouieren suchte.

Allerdings waren Verres' Verfehlungen in den späten siebziger Jahren des ersten vorchristlichen Jahrhunderts keinesfalls ein *Novum*. Eine durchaus vergleichbare Transgression der Kleiderordnung war bereits dem älteren Scipio Africanus vorgeworfen worden: Bei seinem Aufenthalt in Syrakus soll der Pro-

³⁵ Cic. Verr. 2,5,29 – 31; 2,5,40; 2,5,86; 2,5,137. S. dazu Dyck 2001, der einen umfassenden Überblick über alle die Fälle gibt, in denen Cicero Kleidung in seinen Reden als Argument benutzt. S. außerdem Hessel 2001; Edmondson 2008, 35 f.; Starbatty 2009, 157 f.; Meister 2012, 44 f.

consul im Vorfeld der Überfahrt nach Afrika und des Endkampfes gegen Hannibal „in einem griechischen Mantel und Sandalen im Gymnasium herumspaziert sein“ und sich die Zeit mit der „Lektüre von Büchern“ und „gymnastischen Übungen“ in der Palästra vertrieben haben. Und dieses ganz und gar „unsoldatische Auftreten“, so sollen jedenfalls seine Gegner in Rom argumentiert haben, sei dann auch noch von seinen Gefolgsleuten übernommen worden, die „energielos und empfindsam“ die Annehmlichkeiten der griechischen Lebensweise auf Sizilien angenommen und dabei die Vorbereitungen für den Feldzug gegen Hannibal vernachlässigt hätten. Bemerkenswerterweise wird der Disput über das Verhalten des Scipio Africanus nicht nur in Livius' Bericht über die Ereignisse des Jahres 204 v. Chr. erwähnt, sondern auch von Valerius Maximus ausführlich kommentiert, der das Verhalten des Feldherrn allerdings völlig anders bewertet. Scipio habe das Wohlwollen der ansässigen Bevölkerung dadurch gewinnen wollen, so heißt es in den *Facta et dicta memorabilia*, „dass er ihre Lebensweise und ihre sportlichen Übungen akzeptierte“. Außerdem habe er mit dem Sport erst angefangen, nachdem er seinen Körper zuvor bereits bei „militärischen Übungen“ trainiert hatte.³⁶ Sowohl der Bericht des Livius als auch die Ausführungen des Valerius Maximus machen dabei deutlich, welche Assoziationen zu ihrer Zeit mit griechischer Kleidung verbunden wurden und wie kontrovers das Verhalten ihrer Träger weiterhin diskutiert wurde.

Dabei war der ältere Scipio keineswegs das einzige Mitglied seiner Familie, das durch seine Vorliebe für griechische Kleidung in das kollektive Gedächtnis der Römer einging. Sein Bruder Lucius Scipio, Consul 190 v. Chr., der aufgrund seiner Leistungen im Krieg gegen Antiochos den Beinamen ‚Asiaticus‘ trug, ließ auf dem Kapitol eine Statue aufstellen, die ihn in *chlamys* und *crepides* zeigte. Er soll ausdrücklich befohlen haben, so wiederum Valerius Maximus, ihn in einem griechischen Mantel und griechischen Schuhen darzustellen, weil dies die Tracht gewesen sei, „derer er sich am meisten bedient habe“.³⁷ Dass er mit dieser Entscheidung einen nachhaltigen Eindruck in der römischen Erinnerungslandschaft hinterließ, zeigt eine Bemerkung Ciceros in seiner Rede für Rabirius Postumus. Er weist dort nämlich ausdrücklich darauf hin, dass dem Lucius Scipio aus der Errichtung der Statue – die zu Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts zweifellos einiges Aufsehen erregt haben dürfte – keinerlei Probleme erwachsen seien, „da er nicht nur von den Gerichten, sondern auch vom Gerede der Leute unbehelligt“ geblieben sei.³⁸ Über die Motive des Scipio können wir natürlich nur

³⁶ Liv. 29,19,11f.; Val. Max. 3,6,1. S. auch Tac. ann. 2,59,1. S. dazu Starbatty 2009, 54f.

³⁷ Val. Max. 3,6,2. S. dazu Hölkeskamp 2018, 442f. mit weiterer Literatur.

³⁸ Cic. Rab. Post. 26. S. dazu Wallace-Hadrill 2008, 54f.

spekulieren. Es ist jedoch keine allzu große kreative (historische) Phantasie vonnöten, das Monument als eine ebenso eigensinnige wie mutwillige Überschreitung der Konventionen zu interpretieren. Es ermöglichte dem selbstbewussten Consular und Triumphator, der einer der einflussreichsten Familien der Stadt angehörte, sich auf extravagante Weise von seinen Standesgenossen abzusetzen und bot ihm zugleich die Möglichkeit, die Grenzen seiner Handlungsspielräume auszutesten.

Für einen deutlich restriktiveren Umgang mit der traditionellen Kleiderordnung plädierte dagegen ein prominentes Mitglied der übernächsten Generation der Scipiones. In seiner Rede als Censor im Jahre 142 v. Chr. soll der jüngere Scipio Africanus dem Publius Sulpicius Gallus vorgehalten haben, dass dieser „der neumodischen Eleganz in der Kleidung“ fröne und Tuniken trage, „deren Ärmel über den Unterarm hinauslangten“ und „über die Hände bis zu den Füßen reichten“. Neben dem Tragen der langärmeligen Tunika, das – so Aulus Gellius – „in Rom und in ganz Latium als unziemlich“ galt, soll Scipio dem Sulpicius Gallus noch vorgeworfen haben, dass er generell zu viel Zeit „vor dem Spiegel“ verbrachte, Salböl und Parfüm benutzte und seine Augenbrauen und Barthaare epilieren ließ.³⁹ Dass die bodenlangen Tuniken mit den langen Ärmeln zumal für die *jeunesse dorée* auch in den folgenden Generationen ihre distinktive Qualität behielten, zeigt das Beispiel der Catilinarier. Wenn man der Polemik Ciceros glauben darf, setzte sich die ganze Gruppe nämlich nicht nur mit ihrer Haar- und Barttracht, sondern auch mit ihren ungewöhnlichen Unterkleidern von ihren biedereren Zeitgenossen ab. Darüber hinaus sollen sie auf das Tragen der Toga verzichtet haben und sich in ein *velum*, einen Umhang aus einem feinen transparenten Baumwollstoff, gehüllt haben.⁴⁰ Diese Art der Transgression der hergebrachten Kleiderordnung diente in ihrem Fall möglicherweise nicht nur der Befriedigung eines gewissen ‚Unterschiedsbedürfnisses‘, sondern auch der kollektiven Selbstvergewisserung als Gruppe, die auf diese Weise ihren Zusammenhalt demonstrieren wollte. Für die Gegner der Catilinarier wurde deren unkonventionelle Kleidung gewissermaßen zum Erkennungszeichen dieser verdächtigen Gestalten und ermöglichte rechtschaffenen Republikanern wie Cicero eine schnelle Unterscheidung zwischen Freund und Feind.

In der Reihe derjenigen, die das Distinktionspotential normabweichender Kleidung extensiv nutzten, darf Gaius Iulius Caesar nicht fehlen, der nach Sueton „allzu besorgt“ um sein Aussehen war.⁴¹ Er habe nämlich sein (schütteres)

³⁹ Gell. 6,12,1–5. S. dazu Starbatty 2009, 54 und Meister 2012, 61f., der hier ein überzeugendes Beispiel dafür sieht, einen Gegner der *mollitia* zu bezichtigen.

⁴⁰ Cic. Catil. 2,22.

⁴¹ S. hierzu und zum Folgenden Suet. Iulius 45.

Haupthaar stets mit großer Sorgfalt gepflegt und es vom Scheitel nach vorn gebürstet, um seine Glatze zu bedecken. Außerdem habe er regelmäßig seine gesamte Körperbehaarung entfernen lassen – ein Verhalten, das ihm den Vorwurf eingebracht haben soll, er sei auch in „vorgerückten Jahren“ allzu sehr um eine ansehnliche Erscheinung bemüht gewesen. Bemerkenswerter im Sinne der hier verfolgten Fragestellung ist jedoch Caesars Verhalten in jungen Jahren. In dieser Phase seines Lebens soll er nämlich eine Tunika getragen haben, die sich von dem traditionellen Modell durch ihre langen Ärmel unterschied, die direkt über dem Handgelenk in Fransen endeten. Darüber hinaus habe er stets weite Gewänder getragen, die er auf besonders lockere Weise gürtete. Zumal diese Drapierung der Kleidung wurde geradezu zu seinem Markenzeichen, denn seine politischen Widersacher bezeichneten ihn regelmäßig als „den schlecht gegürteten Burschen“, wenn sie über ihn redeten. Allerdings scheinen seine ausgefallene Kleidung, seine übertriebene Körperpflege und die irgendwie affektierte Gestik, mit der er sich „mit nur einem Finger kratzte“, nicht von vornherein als Warnzeichen aufgefasst worden zu sein. So soll etwa Cicero es zunächst für unmöglich gehalten haben, dass ein Mann mit einem solchen Habitus „in seinen Gedanken einem solchen Verbrechen wie der Zerstörung der römischen Staatsform Raum geben könnte“.⁴²

Doch selbst wenn erfahrene Politiker wie Cicero nicht frühzeitig (oder besser: rechtzeitig) einschätzen konnten, dass Caesar mit der Gestaltung seiner äußeren Erscheinung von Anfang an eine politische Botschaft verband, spricht einiges dafür, dass es dem späteren Dictator schon in jungen Jahren um eine kalkulierte Transgression der etablierten Normen eines ebenso männlichen wie würdevollen Auftretens ging. Und ein ebensolches absichtsvolles Bemühen um Differenzierung mit dem Ziel der Kreierung eines Alleinstellungsmerkmals können wir wohl auch bei Caesars lebenslangem Gegner, dem jüngeren Cato, voraussetzen. Cato, so berichtet sein Biograph Plutarch, verzichtete demonstrativ auf Salböl und Parfüm – Luxusgüter, deren Verwendung als Zeichen einer mittlerweile durchaus tolerablen *urbanitas* galten. Seine Selbststilisierung als Vertreter einer konservativen Lebensweise im Sinne der *mores* der *maiores* gipfelte jedoch darin, dass er seit seiner Praetur regelmäßig ohne Tunika und ohne die senatorischen Schuhe sein Haus verließ und nur mit einer *toga praetexta* bekleidet auf dem Forum und

42 Suet. Iulius 45; Plut. Caesar 4,8f. (Zitat); Cass. Dio 43,43,4f. Die Geste, sich mit nur einem Finger zu kratzen, galt als Zeichen für *mollitia*, das heißt für weibisches Verhalten, das Männlichkeit und Durchsetzungskraft ausschloss. S. dazu und zum Folgenden Edwards 1993, 63–70 sowie ausführlich Corbeill 2002, 204–208, der insbesondere Caesars provozierendes Spiel mit den Vorwürfen der *effeminatio* und der Homosexualität in den Mittelpunkt stellt. S. allgemein Scholz 2005, 414f.; Starbatty 2009, 97–101.

vor Gericht auftrat. Er soll sich dabei auf keine geringeren Vorbilder als den Gründer der Stadt und den sagenhaften König der Sabiner bezogen haben, denn die Statuen des Romulus und des Titus Tatius auf dem Kapitol sollen diese Helden der Frühzeit ebenfalls ohne Unterkleider dargestellt haben.⁴³ Ob Catos Verzicht auf die Tunika tatsächlich einer uralten Tradition entsprach, muss dahingestellt bleiben. Es könnte sich sehr wohl um eine ‚invented tradition‘ handeln, welche die Vergangenheit mit dem Ziel der Ortsbestimmung und der Selbstvergewisserung in der Gegenwart intentional – das heißt gezielt und absichtsvoll – rekonstruieren und reorganisieren sollte. Und einer solchen Deutung widerspricht auch die Darstellung auf der Ara Pacis nicht, die Aeneas ohne Unterkleid beim Opfer an die Penaten zeigt.⁴⁴ Die eigenwillige Ikonographie dieses speziellen Ausschnitts eines höchst vielschichtigen Monuments belegt eigentlich nur, dass die Zeitgenossen von der Historizität und moralischen Authentizität einer solchen Abweichung von der Kleiderordnung überzeugt gewesen zu sein scheinen.

Doch Cato widersetzte sich nicht nur dem zu seiner Zeit bereits wohletablierten Handlungsmuster, sich durch gräzisierung Unterkleider von der hergebrachten Tradition abzusetzen, sondern er verweigerte auch jegliche Anpassung an gängige Modetrends, die der ostentativen Selbstdarstellung dienten. Eine Reihe von Beispielen zeigen nämlich, dass nicht nur die Form der Kleidungsstücke, sondern auch ihre Färbung Möglichkeiten zur Distinktion boten. So konnten etwa die Purpurstreifen an der *toga praetexta* in ganz unterschiedlichen Schattierungen eingefärbt werden, und die entsprechenden Ausführungen in der *Naturalis historia* des Plinius verweisen auf die erheblichen Qualitäts- und Preisunterschiede zwischen den verwendeten Farbstoffen. „Die rötliche Farbe“, so heißt es dort, sei „schlechter als die ins Dunkle gehende“. Das höchste Lob komme jedoch der ausgezeichneten „Amethystfarbe“ zu. Sie habe „die Farbe des geronnenen Blutes“ und schimmere „schwärzlich“.⁴⁵ Wie schnell sich die Moden in Bezug auf die Farbschattierungen änderten, zeigt eine weitere Passage in der Plinius Cornelius Nepos zitiert. In der Jugendzeit des Nepos, der im Jahre 25 v. Chr.

43 Ascon. ad Cic. pro Scauro p. 29 (Stangl); Val. Max. 3,6,7; Plut. Cato Minor 3; 6,5f.; 44,1. Gell. 6,12,3 zu den Gebräuchen der Alten. Die Brisanz dieses Verhaltens wurde deutlich, als Cato 54 v. Chr. als Praetor bei der Verkündigung des Urteils im Prozess gegen M. Aemilius Scaurus eigentlich seine *toga praetexta* hätte ablegen müssen. S. Val. Max. 9,12,7 zu dem Brauch, bei diesem Akt die Toga abzulegen. Zu diesem Vorfall s. Fehrle 1983, 182–185, 202f. S. außerdem Scholz 2005, 415; Edmondson 2008, 34f.; Meister 2012, 86–89; Olson 2017, 16f.

44 Zu der Darstellung des Aeneas auf der Ara Pacis s. Zanker 1987, 206–208; Settis 1988. S. außerdem Olson 2017, 16f. mit weiterer Literatur. Zu Begriff und Konzept der ‚intentionalen Geschichte‘ s. Gehrke 1994, 247, 252 und passim mit der älteren Literatur; Hölkeskamp 2009, 1f. u. ö.

45 Plin. nat. hist 9,134f. und 139. Zur Bedeutung von farbigen und insbesondere purpurnen Kleidungsstücken s. Croom 2000, 24–27; Olson 2017, 109–112.

verstarb, so heißt es dort, „sei der violette Purpur Mode gewesen, von dem das Pfund 100 Denare kostete“. Danach habe sich der „tarentinische rote“ großer Beliebtheit erfreut, und dann sei schließlich der „doppeltgefärbte tyrische“ aufgekommen, für den die Käufer die stolze Summe von 1000 Denaren zahlen mussten. Die erhebliche distinktive Qualität, die diesem exquisiten Farbstoff bald nach seiner Entwicklung zukam, soll als erster Publius Cornelius Lentulus Spinther genutzt haben. Er amtierte im Jahre 63 v. Chr. als kurulischer Aedil und kleidete sich in eine *toga praetexta*, deren Borden mit diesem modischen Purpur eingefärbt waren – eine Extravaganz, die ihm neben erheblicher öffentlicher Aufmerksamkeit auch Tadel eingebracht haben soll.⁴⁶ Modetrends wie den gerade beschriebenen konnte man sich allerdings auch entziehen und sich mit einer solchen Verweigerung ebenfalls wirkungsvoll von anderen absetzen. Und auf ebendiese Strategie setzte Cato, der zu dem Zeitpunkt, an dem der „hochrote“ Purpur in Mode kam, beschlossen haben soll, sich demonstrativ nur noch mit einer *toga praetexta* mit altmodischen dunklen Purpurstreifen in der Öffentlichkeit zu zeigen. Die Auswahl der Farbe, mit der die Kleidung koloriert war, fungierte also durchaus als Medium einer individuellen Standortbestimmung im politischen Feld.⁴⁷

Plinius' Angaben über die unterschiedliche ästhetische und preisliche Qualität von Purpurstoffen verweisen bereits auf eine Entwicklung, die von weitaus grundsätzlicherer Bedeutung war als die genannten individuellen Transgressionen der hergebrachten Kleiderordnung. Die Ausführungen in der *Naturalis historia* belegen nämlich eindrücklich, dass mit den teuren Kleidungsstücken, die aus kostbaren Materialien gefertigt und mit extravaganten Farben koloriert waren, eine neue Art von Zeichensystem entstand, das neben das traditionelle System der symbolischen Repräsentation von Rang und Hierarchie durch eine normierte Kleiderordnung trat. So werden seit der augusteischen Zeit in den Texten aller literarischen Gattungen immer häufiger Mäntel und Überwürfe erwähnt. Sie galten nicht als Teil des traditionellen *habitus Romanus*, wie Horaz es in einer

⁴⁶ Plin. nat. hist. 9,136–137. Die Aussagen des älteren Plinius über die unterschiedlichen Verfahren der Purpurfärbung und die verschiedenen Farbschattierungen, die man dabei erzielen konnte, sind alles andere als klar und widerspruchsfrei. S. dazu und zum Folgenden Steigerwald 1986, der auch die Erkenntnisse der Naturwissenschaften über Schneckenpurpur und Färbetechniken miteinbezieht; ferner Blum 1998, 20–24; Stein-Hölkeskamp 2005/2010, 133–135; Bradley, 2009, 189–211. S. zuletzt Marzano 2013, 143–160 zu den Techniken der Purpurgewinnung und zu Art und Umfang des Handels mit den entsprechenden Produkten. Zum raschen Wechsel der ‚Moden‘ in antiken Gesellschaften s. DeBrohun 2001, die einen kurzen Überblick über die griechische und römische Antike bietet.

⁴⁷ Plut. Cato Minor 6,5.

seiner Satiren formuliert, und zeichneten sich zudem durch ihre „unseriösen Farben“ aus.⁴⁸ Neben purpurnen Kapuzenmänteln, die eine weitaus höhere Strahlkraft besessen haben dürften als die Streifen an Tunika und Toga, erwähnt Martial in seinen Epigrammen etwa „scharlachrote, amethystfarbene und blaue Mäntel“ sowie solche „in der Farbe der Gräser“ und verweist immer wieder auf die exorbitanten Preise, die die Händler für diese Objekte der Begierde verlangen konnten.⁴⁹ Diese luxuriösen *lacernae*, die gelegentlich über der Toga getragen wurden, ließen Rang und Status ihres Trägers nicht mehr erkennen und visualisierten damit ausschließlich seinen Reichtum sowie seine Fähigkeit, auf stilvolle Weise demonstrativ zu konsumieren.⁵⁰

Das gilt in gleicher Weise für die seidenen Kleider – und zwar vor allem für solche aus serischer Seide, die bis zum Ende der Antike ein seltenes Importgut blieb. Seidene Kleider gehören für den älteren Plinius zu den teuersten Objekten überhaupt und stehen damit in einer Reihe mit Perlen, Diamanten und Smaragden, Zitrusholzern und den Stoßzähnen der Elefanten.⁵¹ Diese extravaganten Kleider riefen jedoch nicht nur wegen der horrenden Summe, für die sie „von unbekanntem Völkern herbeigeschafft werden mussten“, die Traditionalisten und Moralisten auf den Plan. Kritik erregten sie auch wegen ihres feinen Gewebes, das den Körper des Trägers nicht mehr in angemessener Weise verdeckte und ihn wie „nackt“ erscheinen ließ, wie Seneca es in Bezug auf die Matronen seiner Zeit formuliert.⁵² Dass man solche transparenten Gewänder an Frauenkörpern natürlich durchaus auch als reizvoll empfinden konnte, hatte Ovid Jahrzehnte zuvor in der *Ars amatoria* vermittelt. Er empfiehlt seinen Lesern nämlich mit Nachdruck, nur schmeichelnde Worte für ihre Angebetete zu finden, „wenn sie in koische Gewänder gekleidet geht“.⁵³ Eine gesteigerte Brisanz erhielten die seidenen

48 Hor. sat. 2,753–56.

49 Mart. 4,61; 5,8; 5,23; 8,10. S. dazu und zum Folgenden Hartmann 2016, 50–55; Meister 2017. S. dazu zuletzt Maschek 2018, 210f., der im Rahmen seiner Interpretation der Wandgemälde mit dionysischen Motiven in der Mysterienvilla in Pompeji überzeugend darauf verweist, dass die Frauen auf diesen Bildern zwar teilweise dem Mythos entstammen, ihre „Kleidung, Frisuren und Schmuck“ jedoch „an die modische Erscheinung der wohlhabenden Römerinnen des 1. vorchristlichen Jahrhunderts“ angeglichen seien. So könnten die enganliegenden durchsichtigen Gewänder ebenjene Textilien aus Seide darstellen, die zu dieser Zeit en vogue waren.

50 Zum Konzept der ‚conspicuous consumption‘ s. grundlegend Veblen 2007. S. dazu Hahn 2005, 56f.

51 Plin. nat. hist. 37,204. S. dazu und zum Folgenden Hildebrandt 2009; Hildebrandt 2013; Olson 2017, 107f.

52 Sen. benef. 7,9,4–5; vgl. auch Sen. Helv. 16,3–4. Zu der Diskussion über die Männerkleider aus serischer Seide s. auch Iuv. 2,63–103.

53 Ov. ars. 2,295–298.

Kleider dann schließlich dadurch, dass sich diese Stoffe im ersten nachchristlichen Jahrhundert zunehmend auch beim männlichen Geschlecht einer gewissen Beliebtheit erfreuten. Das zeigt etwa eine Bemerkung des älteren Plinius, der durchaus kritisch vermerkt, dass sich zu seiner Zeit auch „Männer nicht schämen“, im Sommer diese leichten Gewänder anzulegen: „So weit“, so lautet sein bitteres Resümee, „haben sich die Sitten vom Tragen eines Panzers entfernt, dass sogar ein Kleid zur Last wird.“⁵⁴ In die gleiche Richtung weist eine Passage in den *Institutiones* des Quintilian, der Togen aus leichteren Stoffen als ein notwendiges Zugeständnis an die Zeitläufte ansieht, solche aus Seide aber für völlig inakzeptabel hält.⁵⁵ Dass Männer sich schon in tiberischer Zeit regelmäßig in seidenen Gewändern in der Öffentlichkeit zeigten, belegt der Bericht des Tacitus zum Jahre 16. In diesem Jahr soll der Senat nämlich beschlossen haben, dass es Männern in Zukunft verboten sei, „sich durch das Tragen von Kleidung aus serischer Seide zu entehren“.⁵⁶ Dabei lässt der Kontext erkennen, dass sich die Maßnahme vor allem gegen Senatoren und Ritter richtete, die sich durch diese Art von Luxuskonsum wieder einmal ein neues Feld erschlossen, auf dem sie mit ihresgleichen um Aufmerksamkeit und das daraus resultierende Prestige konkurrieren konnten. Die Kleider aus serischer Seide verweisen damit zugleich in mehrfacher Hinsicht auf den subtilen Wandel in Dresscode und Habitus der republikanischen und frühkaiserzeitlichen Aristokraten. Ihre Transparenz lenkte den Blick in ganz neuer Weise auf den Körper, der zuvor durch die üppigen Bahnen der wollenen Toga verborgen war und damit die Individualität des Trägers hinter die Uniformität der Gruppe der *togati* zurücktreten ließ. Der materielle Wert und die ästhetische Qualität der erwähnten raffiniert-gewagten Seidenkleider signalisierten den Betrachtern zudem, dass ein exquisiter Geschmack, eine verfeinerte Lebensführung und die Fähigkeit zu einem extensiven Luxuskonsum nunmehr ebenfalls als effektive Strategien der Differenzierung fungierten, indem sie neben die traditionellen Distinktionsmerkmale und sogar in Konkurrenz zu ihnen traten – eine Entwicklung, die der jüngere Seneca in einer seiner *Epistulae morales* präzise auf den Punkt gebracht hat: „Da siehst du jene nachahmen, die den Bart auszupfen oder an bestimmten Stellen entfernen, die die Lippen kurz scheren oder abkratzen, während sie das übrige stehen oder wachsen lassen, die Mäntel von unsehrlicher Farbe tragen oder eine durchsichtige Toga, die nichts tun wollen, was an den Augen der Menschen vorübergehen könnte. Sie fordern sie heraus und lenken

54 Plin. nat. hist. 11,78.

55 Quint. inst. 12,10,47.

56 Tac. ann. 2,33,1–4; Cass. Dio 57,15,1–3. S. dazu Hildebrandt 2009, 205–211.

ihre Aufmerksamkeit auf sich, sie wollen sogar Kritik hinnehmen, wenn sie nur beachtet werden.“⁵⁷

⁵⁷ Sen. epist. 114,4.

6 Luxus oder Dekadenz? Konsum und Konkurrenz beim römischen Gastmahl

Als Aelius Aristides im Frühjahr des Jahres 143 in Rom vor dem Kaiser Antoninus Pius seine Rede auf die Hauptstadt des Erdkreises hielt, hatte er schon einiges von der Welt gesehen. Der in Mysien im Nordwesten von Kleinasien geborene Sohn eines reichen und angesehenen Mannes hatte in Pergamon, Smyrna und Athen studiert und später ausgedehnte Reisen unternommen, die ihn nach Rhodos und dann in das ‚Wunderland‘ Ägypten führten. Er besuchte dort zunächst die „edle und große“ Metropole Alexandria und reiste dann weiter nach Memphis und nilaufwärts bis nach Elephantine und zu den äußersten Grenzen des römischen Einflussbereichs.¹ Doch angesichts der Größe des Reiches war der Raum, den er aus eigener Anschauung kannte, natürlich begrenzt – und das war ihm durchaus bewusst. Um die schiere Unbegrenztheit des Imperiums ermessen zu können – so schmeichelt er den Römern – hätte er schließlich „dem Weg der Sonne folgen müssen“; denn „es ist nur euer Land, das sie auf ihrer Bahn bescheint“. „Ihr regiert nicht innerhalb festgelegter Grenzen“, so fährt er fort, „das Meer, das in der Mitte des Erdkreises liegt“, „bildet zugleich die Mitte eures Reiches“. „Ringsherum erstrecken sich in gewaltiger Ausdehnung die Festländer“, „welche euch stets reichlich mit dem versorgen, was es in ihnen gibt“. Nachdem Aelius Aristides auf diese Weise die Besonderheit, ja Einmaligkeit des *imperium sine fine* herausgehoben hat, beginnt er die Hauptstadt des Reiches als Welthauptstadt des Konsums zu beschreiben. „Herbeigeschafft wird aus jedem Land und jedem Meer, was immer die Jahreszeiten wachsen lassen und alle Länder, Flüsse sowie die Künste der Griechen und Barbaren hervorbringen.“ „Wenn jemand alle diese Güter sehen will“, so bringt er sein Lob emphatisch auf den Punkt, „müsse er entweder den gesamten Erdkreis bereisen“ – oder er müsse eben nach Rom kommen. Was nämlich bei den einzelnen Völkern wachse und hergestellt werde, sei dort stets vorhanden – „und zwar im Überfluss“. „So zahllos“, so begeistert er sich, seien die Lastschiffe, die dort regelmäßig eintreffen, „dass die Stadt wie ein gemeinsamer Handelsplatz der ganzen Welt erscheint“. Und dann zählt er die exotischen Herkunftsorte der Schiffsladungen auf: Indien und „das glückliche Arabien“, Babylonien und „noch weiter entfernt liegende Barbarenländer“ liefern Luxusgüter. Ägypten, Sizilien und Afrika versorgen die *urbs* mit dem notwendigen Getreide. „Das Ein- und Auslaufen der Schiffe“, so schwärmt der Redner, höre niemals auf. Ja, man müsse sich fragen, ob Hafen oder Meer für die Vielzahl der

1 Zu Leben und Werk des Aelius Aristides s. Klein 1981, 71–108.

Lastschiffe überhaupt groß genug seien. Und sein Enkomium gipfelt dann in der ebenso gewagten wie apodiktischen Behauptung, dass Waren, die in Rom nicht verfügbar seien, „gar nicht existieren und niemals existiert hätten“.²

Aelius Aristeides beschreibt hier den Höhepunkt einer Entwicklung, die nach dem Selbstverständnis der Römer schon Jahrhunderte zuvor begonnen hatte. So galt Livius das Jahr 187 v. Chr., als Gnaeus Manlius Vulso seinen Triumph über die Gallier in Asien feierte, in dieser Hinsicht geradezu als Epochenjahr. Denn zu diesem Zeitpunkt seien mit dem aus dem Osten zurückkehrenden Heer erstmals kostbare Möbel, Teppiche und Vorhänge und „was sonst damals als prächtiges Hausgerät galt“ – etwa Speisefas mit Bronzefüßen und Prunktische – nach Rom gekommen. Und zugleich mit dem Import dieser Möbelstücke hätten die Römer ihre Gastmähler ‚hellenisiert‘. Sie hätten nämlich begonnen, bei diesen geselligen Zusammenkünften „Zither- und Harfespielerinnen“ zur Unterhaltung der Gäste auftreten zu lassen, und hätten auch die Mahlzeiten selbst „mit größter Sorgfalt und größerem Aufwand“ zubereiten lassen.³ Im Vergleich zu dem, was in der Folge üblich geworden sei, seien dies allerdings erst „die Keime der späteren Üppigkeit“ gewesen. Ob man eine solche Entgrenzung der Konsummöglichkeiten, ihre Befreiung aus den Beschränkungen der traditionellen lokalen Verfügbarkeit nun gewissermaßen als ereignishaften Wendepunkt sehen will, wie beispielsweise Livius oder seine Quelle, oder ob man das Phänomen – wie etwa der ältere Plinius – eher als einen lang andauernden Prozess begreift, in dessen Verlauf mit jedem neuen Krieg und jedem Triumph immer neue Wellen von Luxusgütern nach Rom kamen, muss der Einschätzung des Betrachters überlassen bleiben. Auffällig ist jedoch, dass sowohl zeitgenössische Beobachter und Kritiker wie etwa der ältere Cato als auch spätere Chronisten das Ansteigen der Importe und des Luxuskonsums stets mit der Expansion im Osten zusammenbringen und beides ebenso regelmäßig am Beispiel des Tafelluxus exemplifizieren.⁴

2 Aristeid. 10–13. Zu einer differenzierten Interpretation dieser Textstelle und zu ihrer Einordnung in den allgemeinen Forschungskontext s. neuerdings Bang 2008, 290–306 mit der älteren Literatur. Bang weist überzeugend darauf hin, dass in der Rede des Aristeides durchaus deutlich wird, dass sich in seiner Beurteilung des imperialen Handels stets der positive Aspekt des umfassenden kosmopolitischen Warentransfers mit dem negativen Aspekt der Ausbeutung der von den Römern beherrschten Gebiete verbindet. S. dazu Stein-Hölkeskamp 2014.

3 Liv. 39,6,3–8. S. auch Plin. nat. hist. 34,8 und 14. S. dazu Stein-Hölkeskamp 2005/2010, 131.

4 Plin. nat. hist. 33,148; 17,244. Vgl. auch Liv. 34,4,1–2 (zu der dem älteren Cato in den Mund gelegten Rede gegen die Aufhebung der Luxusgesetze s. Astin 1978, 25 f., 92–98) sowie Athen. 6,274e–f. Zu diesen Diskussionen s. Edwards 1993; Dalby 2000, 11 f. und 118–177; Wallace-Hadrill 2009, 315–319, 346 f., 356–361. Dass der Tafelluxus und die Kritik an ihm eine zentrale Position in der politischen Kultur der Römer einnehmen, betont auch Wagner-Hasel 2002.

Mit welcher ungeheurer Energie und Dynamik die Römer der folgenden Generationen ebendiese Verfeinerung des kulinarischen Konsums vorantrieben, lässt sich bereits an herausragenden Mitgliedern der spätrepublikanischen Gourmetgemeinde aufzeigen. Am Anfang sollen Lucius Licinius Murena, Consul im Jahre 62 v. Chr., und Gaius Sergius Orata stehen – kulinarische Kenner, denen Beinamen verliehen wurden, die man schon zur Zeit Ciceros auf ihre jeweilige Präferenz für eine bestimmte Fischart zurückführte.⁵ Dabei hatten sowohl Murena (Muräne) als auch Orata (Goldforelle) offensichtlich nicht nur eine Schwäche für wohl-schmeckende Fischgerichte, sondern sie gehörten auch zur Kategorie der von Cicero in den sechziger Jahren wegen ihrer politischen Indolenz so heftig gescholtenen *piscinarii* – also zu jenen Männern, „die sich bereits im siebten Himmel wännen, wenn ihnen die Goldfische aus ihren Teichen aus der Hand fressen“.⁶ Denn Murena und Orata widmeten sich auf ihren Landgütern jeweils auch in großem Stil der Aufzucht von Fischen und anderen Meeresfrüchten und führten dabei für ihre Zeit wegweisende Neuerungen ein. Murena etwa wird vom älteren Plinius das Verdienst zugesprochen, überhaupt als erster Zuchtteiche für Fische „erfunden“ zu haben.⁷ Seinem Beispiel sollen dann bald andere *nobiles* gefolgt sein, wie beispielsweise Quintus Hortensius Hortalus, Consul im Jahre 69 v. Chr. und berühmter Redner und Anwalt. Hortensius soll seine Gäste bei seinen *convivia* nicht nur mit gebratenen Pfauen verwöhnt haben, sondern ihnen als Hauptgang regelmäßig auch teure Salzwasserfische vorgesetzt haben – die ließ er allerdings stets auf dem Markt in Puteoli kaufen, weil er es nicht übers Herz brachte, die in seiner Villa in Bauli in großen Teichen gezüchteten Prachtexemplare töten und verspeisen zu lassen.⁸

Auf das Konto des Orata gingen dann gleich mehrere Innovationen bei der Zucht von Meerestieren. Einerseits soll Orata nach Valerius Maximus in seinem Bestreben, „seine Feinschmeckerei nicht der Willkür Neptuns auszusetzen“, einerseits eine besondere Art von Fischteichen erfunden haben, die direkt an der Küste lagen und nur durch künstliche Dämme vom Meer getrennt waren. In diesen

5 Varro rust. 3,3,10. Diese Lesart der Cognomina war noch Macrobius bekannt (sat. 3,15,1f.). Zur Entstehung und zum Charakter der Cognomina generell s. Alföldi 1966. Zu dem Cognomen Orata s. neuerdings auch Bannon 2014, 166 f. und 174–178, die den Beinamen vor allem als ein viel-sagendes literarisches Beispiel ansieht, das weniger über die Person des L. Sergius Orata aussagt als über die zeitgenössische Elite und ihre Identität im Allgemeinen. Sie diskutiert ausführlich die Aussagen, die sich in den Schriften Ciceros und Varros zu Orata finden und die Basis für die Urteile in den späteren Zeugnissen bilden.

6 Cic. Att. 2,1,7. S. zum Begriff *piscinarii* auch Cic. Att. 1,19,6; 1,20,3 und öfter.

7 Plin. nat. hist. 9,170. S. dazu und zum Folgenden Stein-Hölkeskamp 2005/2010, 163–175.

8 Varro rust. 3,6,6; 3,17,5f. S. auch Plin. nat. hist. 10,45.

„Privatmeeren“ habe er dann verschiedene Fischschwärme gehalten, so dass seine Tafel „auch bei dem wildesten Sturm“ mit den verschiedensten Fischgerichten reich bestückt war. Andererseits galt Orata allgemein als der Erfinder der Austernzucht. Er habe, so wiederum Valerius Maximus, an den zu seiner Zeit noch unbewohnten Mündungen des Lucriner Sees „weiträumige und hohe Gebäude“ für die Zucht dieser Meeresfrüchte errichten lassen, um sie „noch frischer“ genießen zu können. Der ältere Plinius, der im Großen und Ganzen die gleiche Geschichte überliefert, bewertet die Motive des Orata jedoch völlig anders. Nicht „Feinschmeckerei“, so schreibt er, habe den Mann zu dieser „geistreichen“ Erfindung bewogen, sondern vielmehr schnöde „Habgier“, denn Orata habe aus seiner Austernzucht schließlich „bedeutende Einkünfte“ bezogen. Doch gleichgültig, ob man dem Urteil des Valerius Maximus oder dem des Plinius folgen will – alle Autoren gestehen dem Orata eine überlegene Kennerschaft in kulinarischen Fragen zu: Er und kein anderer soll es nämlich gewesen sein, der als erster feststellte, dass die Austern aus dem Lucriner See geschmacklich allen anderen weit überlegen seien. Mit diesem Urteil setzte Orata immerhin Standards, die dann für Generationen absolut verbindlich blieben und das Konsumverhalten der verwöhnten Gourmets nachhaltig und dauerhaft beeinflussten. Die antike Debatte über die Fischteiche des Orata, die sowohl privaten Luxus und als auch geschäftlichen Erfolg symbolisieren, spiegelt dabei auf einer abstrakteren Ebene zugleich den kontroversen Diskurs wider, mit dem die Zeitgenossen intensiv die relative Bedeutung von Reichtum, kommerziellen Aktivitäten und Status bei der Konstituierung der Elite reflektierten.⁹

Als das prominenteste Mitglied der spätrepublikanischen Gourmetgemeinde darf der bereits mehrfach erwähnte Lucius Licinius Lucullus gelten. Er war für seine extravaganten Gastmähler bekannt, bei denen er seinen Gästen ausgewählte Leckerbissen servieren ließ. In seiner Villa bei Neapel ließ Lucullus Fischteiche anlegen, die denen des Hortensius, des Murena und des Orata in nichts nachgestanden haben dürften. Ja, möglicherweise waren sie ihnen technisch sogar überlegen, denn Lucullus soll diesen Teichen durch einen unter hohem Kostenaufwand erbauten Tunnel stets frisches Meerwasser zugeführt haben. Er habe, so schildert Varro die Anlage mit unverhohlener Bewunderung, „einen Berg durchstochen und die Meeresflut in die Fischteiche eingelassen, so dass sie

⁹ Val. Max. 9,1,1; Plin. nat. hist. 9,168 f. S. auch noch Macr. sat. 3,15,3. D’Arms 1970, 19 bezeichnet Orata als „the first Campanian speculator to cater to the leisure of the great grandes“. Eine etwas andere Sichtweise findet sich neuerdings bei Bannon 2014, die betont, dass es keine eindeutige Sichtweise der antiken Autoren gibt, sondern Cicero, Varro, Columella, Valerius Maximus und der ältere Plinius jeweils eine andere literarische Figur konstruieren. Zu den (auch technischen) Details der Austernzucht des Orata s. Marzano 2013, 175 f., 186 f.

ihrerseits mit den Gezeiten ebften und fluteten“ – eine ungeheure Baumaßnahme, die ihrem Initiator den Spitznamen *Xerxes togatus* eingebracht haben soll. An frischen Fischen aller Art dürfte es an der Tafel des Lucullus demnach niemals gemangelt haben.¹⁰

In das kollektive Konsumentengedächtnis folgender Generationen ging Lucullus vor allem deshalb ein, weil er auf einem seiner Landgüter als erster Römer Kirschbäume anpflanzen ließ. Diese Bäume und ihre wohlschmeckenden Früchte waren ihm auf seinen Feldzügen im Pontos in der Stadt Kerasos an der Südküste des Schwarzen Meeres aufgefallen, und er hatte daraufhin beschlossen, sie mit nach Italien zu nehmen und dort heimisch zu machen – eine Neuerung, die von seinen Landsleuten offenbar mit Begeisterung aufgenommen wurde, denn rund 120 Jahre später war die Kirsche im gesamten Imperium bekannt und beliebt und wurde sogar bis nach Britannien exportiert, wie der ältere Plinius zu berichten weiß. Im Laufe dieses Verbreiterungsprozesses bildete sich dann eine Reihe von regionalen Varianten heraus, so dass die Früchte aus Kampanien und aus Belgien, aus Lusitanien und von den Ufern des Rheins sich in Farbe und Geschmack jeweils deutlich unterschieden.¹¹ Die Kirschen des Lucullus sind damit zugleich ein frühes Beispiel für die Komplexität des Transfers von Gütern im Imperium Romanum und die Entwicklung der materiellen Kultur in dieser Epoche. Denn die Überführung von exotischen Konsumgütern aus den Regionen des östlichen Mittelmeerraumes im Zuge der militärischen Eroberungen stellte ja nur die erste Stufe eines mehrstufigen Prozesses dar. Es folgte der regelmäßige Import der begehrten Güter und dann zunächst ihre lokale Produktion in Italien mit entsprechenden Folgen für die dortige Landwirtschaft. Daran schloss sich ihr Export von Italien aus auf die Märkte der Provinzen an. Dabei ging auf allen Stufen des Prozesses jeweils eine Veränderung des Charakters der Güter durch die Herausbildung regionaler Varianten einher. Hellenisierung und Romanisierung, so kann man es auf den Punkt bringen, verschmelzen hier zu einem einzigen vielschichtigen Prozess der kulturellen Transformation.¹² Die allgemeine Güterexpansion

10 Varro rust. 3,179. Zu Lucullus s. auch die Angaben in Kap. 4 Anm. 1.

11 Plin. nat. hist. 15,102. Vgl. dazu auch Athen. 2,51a, wo Lucullus dieser Ruhm allerdings streitig gemacht wird, denn Athenaios überliefert eine konkurrierende Version, nach der ein Grieche mit dem Namen Diphilos von Siphnos, ein Zeitgenosse Alexanders des Großen, zuerst auf den kulinarischen Wert der Kirschen aufmerksam gemacht haben soll. S. dazu Dalby 2000, 10f., 166 und Stein-Hölkeskamp 2005/2010, 169.

12 S. dazu Wallace-Hadrill 2009, 356–361; Stein-Hölkeskamp 2014. Zu den konkreten Bedingungen, unter denen der Handel mit solchen Gütern ablief, s. die anregende Studie von Bang 2008. Bang vergleicht Handel und Warentransfer im römischen Reich mit demjenigen in Indien unter der Herrschaft der Mogule. Er zeigt dabei interessante Parallelen auf, die insbesondere die Rollen der Eliten als Konsumenten und Akteure im Warenaustausch betreffen.

führte dabei zugleich notwendig zur Hervorbringung immer neuer Bedürfnisse, die die Dynamik dieser Entwicklung immer weiter befeuerten.

An den Tafeln der spätrepublikanischen Gourmets wurden den Gästen nicht nur die Spitzenprodukte der italischen Landgüter präsentiert, sondern darüber hinaus auch jene exotischen Köstlichkeiten, die die Römer in dieser Epoche in der ganzen Welt „auf dem Lande und im Meer“ auftreiben ließen, wie Marcus Terentius Varro es in einer seiner *Menippeischen Satiren* formuliert haben soll.¹³ In diesen Texten, mit denen Varro sich an ein Publikum wandte, das „vor den Künsten und den Wissenschaftsdisziplinen der Griechen einen Widerwillen hat“, wollte er auch die „weniger Gebildeten zum Lesen einladen“ und ihnen die Philosophie auf amüsante Weise – mit „heiteren Gedanken“ durchmischt – nahebringen.¹⁴ Dabei enthält die „buntgemischte, unterhaltsame und geistvolle Sammlung“, wie Cicero das Werk seines Freundes charakterisiert, ihrem Genre entsprechend natürlich auch eine gehörige Portion Kritik an der zeitgenössischen Gesellschaft und ihren Gepflogenheiten. Denn Varro will mit den „Kindern seiner Lästersucht“, wie er seine *Saturae Menippeae* mit liebevollem Stolz bezeichnet, durchaus auch Schwächen und Albernheiten seiner Mitbürger dekuvirieren und aktuelle gesellschaftliche Trends karikieren. In diesen Texten – die er übrigens allen denen besonders ans Herz legt, „die die römische Macht und Latium noch vergrößern wollen“ – geht es dementsprechend immer wieder auch um Themen wie beispielsweise Luxus und Verschwendung, Ehe- und Kinderlosigkeit in den Reihen der Führungsschicht sowie generell um die bedenkliche Abschwächung des Einsatzes dieser Schicht für die *res publica* und die Aufgabe der damit verbundenen Normen und Werte.¹⁵

In diesen allgemeinen Zusammenhang gehört auch die Satire mit dem Titel *Über die Delikatessen*, in der Varro nach Aulus Gellius – der Teile des Textes in den *Noctes Atticae* überliefert – „die bodenlose Genussucht“ seiner Generation anprangern wollte und die exotischen Herkunftsorte all jener Leckerbissen aufzählte, die sich zu seiner Zeit besonderer Beliebtheit erfreuten. Mit dieser Liste der „erlesenen Genüsse und Speisen“, die bei keinem wirklich „großen Dinner“ fehlen durften, lädt Varro seine Leser zu einer ausgedehnten kulinarischen Rundreise durch das Imperium und weit über seine Grenzen hinaus ein und zählt dabei die Herkunftsorte aller jener Leckerbissen auf, die sich zu seiner Zeit in der

¹³ So heißt es bei Gell. 6,16,2. S. dazu und zum Folgenden Stein-Hölkeskamp 2005/2010, 173 f.

¹⁴ So die Formulierungen, die Cicero Varro in einer Passage der *Academica posteriora* in den Mund legt. S. etwa Cic. acad. 1,4 und 1,8. Zum Verhältnis zwischen Cicero und Varro s. Baier 1997, 15–71.

¹⁵ Cic. acad. 1,9; Varro sat. Men. frg. 542 (Krenkel). Zu den behandelten Themen s. etwa Varro sat. Men. frg. 167, 223, 235, 376, 537 und öfter. Vgl. dazu auch Krenkel 2002, XXIII.

Hauptstadt ganz besonderer Beliebtheit erfreuten: Der Weg führt dabei zunächst auf die Insel Samos, denn von dort kommen besonders köstliche Pfauen. Weiter geht es nach Osten, nach Phrygien und sogar nach Medien – Landschaften, aus denen die Römer Haselhühner und Kraniche beziehen. Die nächste Station ist Ambrakia am Ionischen Meer – eine Stadt, die für ihren ausgezeichneten Fisch bekannt war. Um Fisch und Meeresfrüchte geht es dann auch bei den folgenden Etappen der Reise: Varro listet nun Thunfisch aus Kalchedon am Bosphorus, Muränen aus Tartessos in Spanien, Störe aus Pessinus im Grenzland von Phrygien und Galatien, Austern aus Tarent, Kammuscheln von der Insel Chios, Sterlett aus Rhodos und Barsche aus Kilikien auf. Bei einem opulenten Mahl, bei dem zum Hauptgang alle diese Köstlichkeiten aus fernen Ländern respektive entlegenen Gewässern serviert wurden, durfte selbstverständlich ein leckerer Nachtschicht nicht fehlen. Und da die anspruchsvollen Zeitgenossen Varros auch bei diesem letzten Gang nur das Allerbeste verzehren wollten, mussten die zum Abschluss der *cena* servierten Mandeln von der Insel Thasos und die Esskastanien aus Spanien stammen.¹⁶

Schon die letzten Republikaner, so zeigt die Liste in Varros Satire, genossen auch bei Tisch die Früchte ihrer Weltherrschaft in vollen Zügen. Sie wählten unter den Produkten Italiens kritisch aus und investierten Zeit, Geld und intellektuelle Energie in aufwendige technische Neuerungen, um ihre Qualität so weit wie möglich zu verbessern. Von ihren Eroberungszügen brachten sie alle möglichen Tiere und Pflanzen nach Italien und machten sie dort heimisch. Und schließlich importierten sie unter großem Aufwand Lebensmittel aus fernen Ländern innerhalb und auch außerhalb der Grenzen ihres Imperiums, um das Spektrum der kulinarischen Köstlichkeiten noch zu erweitern. Alle diese Aktivitäten, die die Steigerung der leiblichen Genüsse beim Mahl zum Ziel hatten, kollidierten dabei zunächst keineswegs automatisch und permanent mit dem traditionellen Engagement der Elite in Politik und Krieg. Sie waren vielmehr nur eine weitere Facette der aristokratischen Lebenswelt und konnten sich sogar gewissermaßen zwanglos mit den traditionellen Handlungsfeldern verbinden, wie das Beispiel des Lucullus und anderer Feldherren zeigt, die den Zufluss von Exportgütern durch ihre Siege und Eroberungen immer wieder intensivieren konnten – militärische Erfolge, in deren Folge zudem die Kaufkraft vieler Angehöriger der Elite in der Hauptstadt immer weiter gesteigert wurde.

¹⁶ Varro sat. Men. frg. 403 (Krenkel) = Gell. 6,16. Ich habe mich in den Details im Wesentlichen der Übersetzung und dem Kommentar von Krenkel 2002 ad loc. angeschlossen. Zur Interpretation s. auch Rötter 1969, wo sich viele interessante Einzelbeobachtungen finden. S. dazu ausführlich Stein-Hölkeskamp 2005/2010, 173f.

Dass dieser Prozess auch nach dem Untergang der Republik und der Errichtung des Prinzipats seine Dynamik nicht verlor, zeigt ein Blick auf die Herrschaftszeit des Tiberius. In den Jahren 16 und 22 flammten in Rom nämlich die alten (republikanischen) Debatten um den Luxuskonsum und seine Begrenzung durch *leges sumptuariae* wieder auf.¹⁷ Doch in beiden Fällen konnten sich die Befürworter solcher Gesetze, die vor allem gegen die „Aufwendungen für Gefräßigkeit und Schlemmerei“ wetterten, nicht durchsetzen.¹⁸ Ihre Gegner (im Jahre 22 sogar der Kaiser persönlich) wandten ein, dass „mit dem Wachsen des Reiches schließlich auch der private Wohlstand“ zugenommen habe und man mit den „Siegen über fremde Völker“ nun einmal gelernt habe, „fremdes Gut zu verprassen“. Maßnahmen, die versuchten, diesen Konsum zu regulieren und zu begrenzen, würden in erster Linie die Angehörigen des Senatoren- und Ritterstandes treffen – und das seien „Männer, die mehr Sorgen und Gefahren auf sich nehmen“ als andere und denen man daher den Konsum von Gütern zugestehen müsse, „der diese Sorgen und Gefahren erträglich“ mache. Die Einschärfung solcher Gesetze bringe womöglich sogar die schmachvolle Entehrung „erlauchter Männer“ mit sich. Gerade den „angesehensten Familien“, so gibt Tiberius in einem Brief an den Senat die Argumente derjenigen wieder, die eine Neuauflage der *leges sumptuariae* verhindern wollten, könnten also Nachteile aus einer solchen Regelung erwachsen. Und damit waren die Vorstöße zur Eindämmung des Konsums letztlich auch schon gescheitert. Das führte dazu, so das Fazit des Tacitus, dass der Tafelluxus seit dem Ende des Krieges bei Actium im Jahre 31 v. Chr. hundert Jahre lang mit verschwenderischem „Aufwand“ betrieben worden sei. Ob Tiberius in dieser Situation tatsächlich zynisch eine mittelfristige Selbstzerstörung der Elite durch kompetitiven Luxuskonsum mitkalkulierte, muss natürlich Spekulation bleiben. Die Darstellung der Argumentation des Tiberius bei Tacitus lässt jedoch erkennen, dass zumindest aus dessen Perspektive dieser Kaiser und seine Zeitgenossen Konsum als zentrales Distinktionsmerkmal der Elite ansahen, das zu den anderen Statusmerkmalen hinzugetreten war und die Selbst- und Fremdwahrnehmung dieser Gruppe wesentlich mitbestimmte.¹⁹

17 Zu den Luxusgesetzen der Republik s. Baltrusch 1989; Wagner-Hasel 2002; Bottiglieri 2002; Wallace-Hadrill 2009, 329–338.

18 Tac. ann. 3,52,1. S. dazu und zum Folgenden Stein-Hölkeskamp 2014.

19 Tac. ann. 2,33,1–4; 3,52,1–54,6 zu dem Brief des Tiberius an den Senat. Tiberius selbst fiel zumindest in den ersten Jahren seiner Herrschaft durch seine persönliche Sparsamkeit auf. Das zeigte sich auch bei den kaiserlichen Gastmählern. So berichtet Sueton (Tiberius 34) etwa, dass Tiberius – „um die Sparsamkeit des Publikums durch sein eigenes Beispiel zu fördern“ – bei Festessen häufig vom Vortag übriggebliebene Speisen auftragen ließ. So habe er einmal ein halbes Wildschwein servieren lassen und den Gästen versichert, „dass es genau die gleichen Qualitäten

Im Folgenden sollen einige Zeugnisse diskutiert werden, in denen das Konsumverhalten der Elite in dem Jahrhundert nach Actium diskursiv verhandelt wird. Dabei soll die Frage im Mittelpunkt stehen, welche Rolle die Verfügung über Reichtum und die damit verbundenen Konsumchancen in den komplexen Aushandlungsprozessen spielten, in denen die Kriterien für die Zugehörigkeit zur Elite und für die interne Hierarchie innerhalb dieser Gruppe immer wieder neu definiert wurden. Welche Bedeutung kamen den neuen kostspieligen Varianten der konsumtiven Verschwendung bei der Neuformierung der sozialen Ordnung nach der Etablierung der Monarchie zu? Und welche Rolle spielten sie bei den ebenso dynamischen wie potentiell konfliktträchtigen Inklusions- und Exklusionsprozessen, welche die Interaktion zwischen Kaiser, alter Elite und neuen Familien, munizipalen Honoratioren und reichen Freigelassenen bestimmten? Diese grundlegenden Fragen verweisen zugleich bereits auf eine Analyse der performativen Praktiken, die entwickelt wurden, um diesen extensiven und exklusiven Konsum lebensweltlich umzusetzen und ihn öffentlich und damit prominenzstiftend wirksam werden zu lassen. Und das heißt wiederum konkret: Wie ließ sich aus dem verschwenderischen Umgang mit Gütern symbolisches Kapital im Sinne Bourdieus generieren? Und wie ließ sich dieses symbolische Kapital in Prestige und Status, also in soziales Kapital, überführen? In Anlehnung an die historische Konsumforschung und die von ihr entwickelten Kategorien soll es zugleich um das Problem gehen, was die Attraktivität eines solchen konsumistischen, erlebnisorientierten Lebensstils in dieser Epoche eigentlich konkret ausmachte und welche physischen, emotionalen, kulturellen und sozialen Bedürfnisse durch Konsum befriedigt wurden. Vor diesem Hintergrund gilt es zu untersuchen, wie die zu diagnostizierenden Konsummuster soziale Hierarchien und Differenzierungen, Lebenspraxis und Mentalität der unterschiedlichen sozialen Milieus beeinflussten. Dabei soll einerseits die Frage im Mittelpunkt stehen, „inwieweit der Konsum die Gesellschaft strukturell, in den formalen Beziehungen und institutionellen Formen, in der alltäglichen Interaktion und in den Ritualen differenziert und integriert hat“. Andererseits soll es auch darum gehen, „inwieweit der Konsum das Selbst- und Fremdverständnis, die Mentalität und die Praxis von Individuen und Ständen, Klassen und Schichten und soziokulturellen Milieus – ja ganzer Gesellschaften, Nationen und Kulturen begründet“.²⁰ Die

habe wie ein ganzes“. S. auch Cass. Dio 57,10,3. Eine ausführliche Diskussion dieser Debatten findet sich bei Wallace-Hadrill 2009, 329–338. S. dazu auch Wagner-Hasel 2002, 335. Zu den persönlichen Motiven des Tiberius s. Hopkins/Burton 1983, 175 und Edwards 1993, 162.

²⁰ S. die Zitate Siegrist, 1997, 13–15 in dem Sammelband Siegrist/Kaeble/Kocka 1997, dessen Beiträge einen guten Überblick über die moderne Konsumforschung bieten. In ihnen geht es allerdings darum darzustellen, „was die Europäer vom 18. bis zum späten 20. Jahrhundert ge-

moderne Konsumforschung stützt sich dabei immer wieder auf Georg Simmels bereits im Jahre 1900 erschienene klassische Abhandlung zur *Philosophie des Geldes*. Simmel hatte dort mit Nachdruck hervorgehoben, dass der Wert der Güter nicht in ihnen selbst liege, sondern aus der „Begierde, sie zu besitzen“, resultiere und es beim Konsum um das „Erreichen eines Überschusses von Befriedigungsgefühlen“ gehe, der unter anderem daraus entstehe, Hindernisse und Schwierigkeiten zu überwinden, die dem Erwerb eines Gegenstandes im Wege stünden. Erst der „Aufschub der Befriedigung durch das Hindernis“, „die Besorgnis, das Objekt könne einem entgehen“, „die Spannung des Ringens darum“, bringe „eine Summierung der Begehrensmomente“ hervor.²¹

Eine Übertragung dieses Ansatzes auf eine Untersuchung der konsumtiven Praktiken der römischen Gesellschaft der Kaiserzeit erscheint also durchaus vielversprechend. Am Anfang soll eine Passage aus den *Epistulae morales* des jüngeren Seneca stehen. Der Autor ereifert sich dort über die Lebensweise seiner Zeitgenossen, deren ‚Unterschiedsbedürfnis‘ im Sinne von Georg Simmel darin gipfelte, dass sie den hochgradig standardisierten Tagesablauf umkehrten und die Nacht zum Tag gemacht hätten. Die damit einhergehende Verschiebung der Mahlzeiten findet seine tiefste Missbilligung. „Pflichtbewusst“ und gut sei es, so schreibt er, sich bereits vor Tagesanbruch zu erheben, die Nacht zu verkürzen, den Tag und damit das Leben zu verlängern und seinen Pflichten in der üblichen Reihenfolge nachzukommen: „Denn Pflicht und Inhalt des Lebens zugleich“ sei – „Tätigkeit“. Bei seinen Zeitgenossen sei es dagegen gang und gäbe, die Funktion von Tag und Nacht zu vertauschen: In ihrer grenzenlosen Verachtung für alles Gewohnte, ihrem unablässigen Bemühen, sich von der Menge zu unterscheiden und „nichts so zu tun, wie das Volk es tut“, verlegten sie ihre Tagesgeschäfte in die Nacht. Und diese Transgression sowohl der natürlichen Grenzen als auch der gesellschaftlichen Normen betreffe natürlich auch ihre Mahlzeiten. Es sei nämlich üblich, sich erst mitten am Tag zu erheben – „die Augen noch schwer vom Rausch

kauft, wie und wo sie gekaufte Waren gebraucht und verbraucht haben, welche Bedeutung sie diesen Gütern beimaßen und wie Konsumerfahrungen die Wahrnehmung und Erfahrung von Gesellschaft prägten“. Zu einer Untersuchung vormoderner ‚Konsumgesellschaften‘ können die Beiträge also nur insofern beitragen, als sie Frageraster formulieren und Kategorien und Ordnungsrahmen entwickeln, deren Anwendung auf diese Gesellschaften einen heuristischen Gewinn verspricht. Von Interesse sind darüber hinaus die Beiträge in dem Sammelband von Appadurai 1986. In seiner Einleitung (Appadurai 1986a) stützt sich der Autor dabei vor allem auf den Klassiker von Simmel 1900/1989. S. außerdem Daloz 2010, 77–80, der ausführlich auf das distinktive Potential von Nahrungsmitteln und ihrem demonstrativen Konsum eingeht. Er betont dabei nachdrücklich die Bedeutung, die diese Art von Konsum für die Konkurrenz innerhalb der Elite hat.

21 Zu den Zitaten s. Simmel 1900/1989, 33f., 38f., 42f., 48–50, 69, 72f.

des Vortages“ – und dann „die gesamte Zeit des verdrehten Wachens mit Essgelegen zu vergeuden“ und ein „Schattendasein bei Wein und Salböl zu führen“. Dabei bringe diese im Wortsinne perverse Umkehrung des Lebensrhythmus den Transgressoren keineswegs mehr Annehmlichkeiten und Lebensfreude, und das sei auch gar nicht ihr Ziel. Denn dieses Verhalten resultiere vor allem aus einem grenzenlosen Aufmerksamkeitsbedürfnis: Sehlichster Wunsch dieser „Verschwender“ sei es, dass ihre „Lebensgestaltung im Gespräch“ sei. Denn wenn nicht über sie gesprochen werde, so Seneca, hielten sie alle ihre Bemühungen für vergeblich. Sie seien daher ganz „unglücklich“, wenn sie etwas täten, „was nicht öffentlich zur Sprache“ komme. Viele, so präzisiert er seine Kritik, „verpassen ihr Vermögen“, „viele haben eine Geliebte“. Um in diesen Kreisen wirklich Prominenz zu besitzen, müsse man jedoch nicht nur „eine verschwenderische Tat vollbringen, sondern auch eine erwähnenswerte“. Es genüge eben nicht, so bringt Martial die gleichen Verhaltensattitüden auf den Punkt, „ein Schlemmer zu sein“, sondern man müsse auch als ein solcher angesehen und bezeichnet werden.

Welche Auswirkungen das von Seneca und Martial diagnostizierte Bedürfnis nach öffentlicher Aufmerksamkeit und Prominenz auf die alltäglichen konsumtiven Praktiken der Römer hatte, soll im Folgenden am Beispiel der Fische und Meeresfrüchte exemplifiziert werden. Ihr Erwerb und Verzehr eigneten sich nämlich in besonderem Maße zur effektvollen Selbstinszenierung und zur Verortung in einem besonderen sozialen Milieu. Der Umgang mit ihnen lässt deshalb Rückschlüsse auf Bedürfnisse und Motive der Konsumenten zu. Die edlen Fische und Meeresfrüchte waren nach Martial die „Prunkstücke“ und die „Höhepunkte“ des Luxuskonsums beim Mahl.²² Denn „unter allen Schöpfungen der Natur“, so der ältere Plinius, rage das Meer „durch die Vielfalt der Arten“, „die Vielfalt der Leckerbissen“ und die „Vielfalt der Gerichte“ am meisten hervor.²³ Und diese Vielfalt wussten die Römer weidlich auszuschöpfen: Sie offerierten ihren Gästen bei der *cena* nämlich Meeräschen, Meerbarben und Muränen, Störe, Steinbutte und Stachelflundern, Dorsche, Forellen und Gründlinge, Wolfsbarsche, Papageienfische und Thunfische, Hummer, Austern und Purpurschnecken, Seeigel, Kammuscheln und alle möglichen anderen Sorten von Schalentieren.²⁴ Dabei habe sich diese Vielfalt erst allmählich herausgebildet. Jede Generation habe ihre

²² Mart. 10,31,3f. S. dazu Stein-Hölkeskamp 2005/2010, 190–196. Zu der ausgeprägten Ambivalenz der antiken Aussagen über den Konsum von Fisch s. Purcell 1995.

²³ Plin. nat. hist. 9,104. Plinius sieht das übrigens nicht unbedingt als Vorteil an, sondern als einen der Faktoren, die den Prozess der ‚Sittenverderbnis‘ weiter vorantreiben.

²⁴ Eine detaillierte Liste aller Fische und Meeresfrüchte, die die Römer bei der *cena* zu verspeisen pflegten, findet sich bei André 1961, 97–116. S. dazu und zum Folgenden Stein-Hölkeskamp 2005/2010, 190–196.

eigenen Vorlieben entwickelt und das traditionelle Repertoire an Fischgerichten sei auf diese Weise ständig erweitert worden. Bei den Altvorderen, so wiederum Plinius, galt der Stör als der edelste Speisefisch. Doch der stehe jetzt nicht mehr in hohem Ansehen – eine Entwicklung, die der Autor der *Naturalis historia* mit einiger Verwunderung registriert, da dieser Fisch „nur selten angetroffen“ werde und allein deswegen einen hohen Platz in der Prioritätenliste der Konsumenten hätte einnehmen müssen. In den letzten Jahrzehnten der Republik habe man dann die Seebarsche und die Dorsche besonders geschätzt. Zumal bei den Barschen gebe es allerdings noch einmal einen kleinen, aber feinen Unterschied in der Beliebtheit, da es von Bedeutung sei, ob sie auf „hoher See“ – also unter komplizierten Bedingungen – gefangen worden seien.²⁵

Seit der Zeit des Tiberius sei der Konsum von Fischen und Meeresfrüchten dann einer progressiven Dynamik unterworfen gewesen: Die ‚Moden‘, die diesen Markt bestimmten, wechselten einander immer schneller ab. Als Beispiel dient Plinius hier zunächst der Papageienfisch, der am häufigsten im Karpatischen Meer vorkomme. Einer der Freigelassenen des Kaisers, der Flottenpraefekt Optatus, habe diese Fischart aus dem östlichen Mittelmeer eingeführt und sie an der Küste vor Ostia aussetzen lassen. Nach einer Schonzeit von fünf Jahren, in der alle gefangenen Fische wieder ins Meer zurückgeworfen werden sollten, treffe man sie an den Küsten Italiens nun häufig an. Dies sei ein schönes Beispiel dafür, so lautet das Fazit des älteren Plinius, „wie sich die Feinschmeckerei durch die Versetzung von Fischen neue Leckerbissen“ verschaffe und dem Meer „neue Bewohner“ gebe – ein hohes Lob für die kreative Energie, die in dieser Zeit in die Optimierung der Möglichkeiten zum Konsum von Luxusgütern investiert wurde.²⁶

Neben den Papageienfischen, die weiterhin die Rangliste der exklusiven Speisefische anführten, erfreuten sich zur Zeit des Plinius auch die Meerbarben großer Beliebtheit. Diese Fische, die sich nicht in Behältnissen und Teichen züchten ließen, gediehen am besten „im westlichen Teil des nördlichen Ozeans“. Auch bei den Barben wussten die römischen Feinschmecker natürlich zwischen verschiedenen Arten zu unterscheiden und diese in eine Rangliste der Vorzüglichkeit einzuordnen. Am populärsten waren diejenigen Sorten, die weit entfernt von der Küste auf hoher See gefangen wurden: „Ihr Muschelgeschmack“ wurde hochgelobt, so Plinius, und inspirierte Gourmets wie Apicius zu raffinierten Rezepturen. Darüber hinaus kam es bei den Barben vor allem auf die Größe an. Denn bei diesen Fischen, die „die Natur eher klein und mäßig an Gewicht geschaffen

²⁵ Plin. nat. hist. 9,60–61. Zu den unterschiedlichen ‚Moden‘ beim Verzehr von Fisch s. zuletzt Marzano 2013, 269–280.

²⁶ Plin. nat. hist. 9,62–63.

hatte“, schätzte man vor allem die ungewöhnlich großen Exemplare. Ambitionierte Feinschmecker – deren Magen alles ablehnte, „was alltäglich ist“, wie Horaz spöttisch bemerkt – zahlten für die seltenen Prachtexemplare, die drei oder mehr Pfund auf die Waage brachten, praktisch jeden Preis. Doch bei der Bewertung der Barben spielten nicht nur die Größe und die Kompliziertheit der Beschaffung eine Rolle, sondern auch der Geschmack und das Aussehen. Der ältere Plinius berichtet mit Bezug auf den Historiker Fenestella, dass eine rötliche Barbenart, „die ihren Namen nach den Purpurschuhen erhielt“, aufgrund ihres Muschelgeschmacks besonders gelobt wurde. Der ästhetische Reiz dieses extravaganten Konsumguts, so fährt er fort, ließe sich zudem noch dadurch steigern, dass man „eine sterbende Barbe“ in ein Glas einschloss und beobachtete, wie ihre Schuppen im Todeskampf „mehrfach die Farbe wechselten“ – zweifellos ein etwas seltsames Vergnügen, das nichtsdestotrotz zeigt, zu welchen „Extravaganzen und tendenziösesten Wunderlichkeiten“ das ‚Unterschiedsbedürfnis‘ die ambitionierten Konsumenten verleiten konnte.²⁷ Ich nehme hier eine Formulierung Georg Simmels aus seinem Essay *Die Großstädte und das Geistesleben* auf, mit der dieser „das Apartsein, die Kaprice und das Pretiösentum“ der Großstadtbewohner seiner Zeit, deren Benehmen nur noch auf das „Anderssein, das Sich-Herausheben und das Bemerklichtwerden“ abziele, charakterisiert und dabei ironisiert.²⁸

Dass der Konsum der Barben in der römischen Gesellschaft mit großer Aufmerksamkeit beobachtet wurde und die Geschichten über einzelne spektakuläre Käufe zunächst Tagesgespräch waren und dann sogar dauerhaft in das kollektive Konsumentengedächtnis eingingen, zeigen einige Episoden, von denen der ältere Plinius und der jüngere Seneca berichten. So soll zur Zeit des Tiberius ein gewisser Publius Octavius eine mehr als vier Pfund schwere Meerbarbe für 5000 Sesterzen erworben haben – ein Preis, so Seneca, der selbst dem Apicius zu hoch gewesen sei. Denn der habe sich zunächst für den Fisch interessiert, ihn dann aber doch

²⁷ Plin. nat. hist 9,64–66. Zur Größe dieser Fische s. auch Hor. sat. 2,2,33–40.

²⁸ Simmel 1903, 204: „Wo die quantitative Steigerung von Bedeutung und Energie an ihre Grenzen kommt, greift man zu qualitativer Besonderung, um so, durch Erregung der Unterschiedsempfindlichkeit, das Bewußtsein des sozialen Kreises irgendwie für sich zu gewinnen: was dann schließlich zu den tendenziösesten Wunderlichkeiten führt, zu den spezifischen großstädtischen Extravaganzen des Apartseins, der Kaprice, des Pretiösentums, deren Sinn gar nicht mehr in den Inhalten solchen Benehmens, sondern nur in der Form des Andersseins, des Sich-Heraushebens und dadurch Bemerklichtwerdens liegt – für viele Naturen schließlich noch das einzige Mittel, auf dem Umweg über das Bewußtsein der anderen irgendeine Selbsteinschätzung und das Bewußtsein einen Platz auszufüllen, für sich zu retten.“

dem Octavius überlassen – ein Vorgang, der die Attraktivität des Objekts für den endgültigen Abnehmer noch einmal nennenswert erhöht haben dürfte, denn schließlich war es ihm gelungen, im Wettbewerb um dieses außergewöhnliche Konsumgut den Meinungsführer der zeitgenössischen Gourmetgemeinde auszustechen.²⁹ Einige Jahre später, unter der Herrschaft des Caligula, soll Asinius Celer, der im Jahre 38 als Suffectconsul amtierte, sogar 8000 Sesterzen für eine Barbe gezahlt haben und mit diesem hohen Gebot für einen einzelnen Fisch „alle Verschwender“ herausgefordert haben, wie der ältere Plinius missbilligend kommentiert.³⁰

Weniger betuchte Feinschmecker, so zeigen die Satiren des Martial und des Juvenal hatten offenbar Probleme, beim Wettstreit um die besonders attraktiven Objekte mitzuhalten: „Sie begehren Barben“, so Juvenal, und haben doch nur „das Geld für einen Gründling in der Börse“.³¹ So blieb manch ehrgeizigem Gourmet offenbar gar nichts anderes übrig, als sich von seinen anderen Besitztümern zu trennen, wenn er seine kulinarischen Ambitionen wirklich konsequent ausleben wollte. Ein gewisser Callidorus etwa, den Martial in einem seiner Epigramme verspottet, soll einen Sklaven für 1200 Sesterzen verkauft haben, um sich ein einziges üppiges Mahl leisten zu können, das von einer vier Pfund schweren Meerbarbe gekrönt wurde – und das war anscheinend kein Einzelfall, wenn man dem älteren Plinius glauben darf, der bereits Jahrzehnte zuvor darüber räsoniert hatte, dass „die Fische genauso teuer seien wie die Köche“.³² Fische dieser Größe, so lässt sich daraus schließen, galten also nicht nur als besonders exquisite Leckerbissen, sondern geradezu als zwar vergängliche, weil verderbliche, aber wirkungsmächtige Statusobjekte. Sie waren Gegenstand einer konsumtiven Konkurrenz, und die Berichte über ihre besonderen Eigenschaften und ihren monetären Wert verbanden sich auf Dauer mit dem Namen des Mannes, der sie gekauft und beim Mahl verzehrt hatte.

Die größte Meerbarbe, von der man in Rom jemals gehört hatte, soll nach Plinius im Roten Meer gefangen worden sein. Doch über den Preis, den dieser angeblich achtzig Pfund schwere Fisch auf den Märkten der Hauptstadt erzielt hätte, wenn er denn an den Küsten nahe der Stadt Rom gefangen worden wäre,

²⁹ Sen. epist. 95,42. Die Barbe war dem Tiberius zuvor als Geschenk überreicht worden, doch der Kaiser hatte offenbar persönlich kein Interesse am Verzehr des kolossalen Leckerbissens.

³⁰ Plin. nat. hist. 9,67f.

³¹ Iuv. 11, 35–38.

³² Mart. 10,31. S. auch Plin. nat. hist. 9,67.

mag er noch nicht einmal spekulieren.³³ Schließlich verband sich bei diesem Fisch das Merkmal der spektakulären Größe mit dem der exotischen Herkunft – eine Kumulation, die ihn in Gourmetkreisen zweifellos zu einem Objekt heftiger Begierde und entsprechend scharfer Konkurrenz gemacht hätte. Doch selbst wenn diese kolossale Barbe aus dem Roten Meer außerhalb der Reichweite der römischen Feinschmecker bleiben musste, so standen ihnen bei den Fischgerichten natürlich die Produkte zahlreicher Küsten und Gewässer zur Verfügung. Und ebenso wie bei allen anderen Konsumgütern verfügte man auch bei den Fischen und Meerestieren wieder über umfangreiche Kenntnisse und ein hohes Differenzierungsvermögen. Man kannte die Spezialitäten aller Regionen des Reiches und war über die Qualitätsunterschiede zwischen Fischen von unterschiedlichen Herkunftsorten wohlinformiert. In Ägypten etwa, so leitet Plinius eine Auflistung der zu seiner Zeit aktuellen artenspezifischen Rangliste ein, sei der Bolti, ein Nilfisch von rabenschwarzer Farbe, besonders gut. In der Gegend von Gades im südlichen Spanien fange man den besten Petersfisch, und in den Gewässern rund um Ebuso, dem heutigen Ibiza, gedeihe der Goldstriemen ganz ausgezeichnet, der andernorts „geradezu ekelerregend“ sei, da man ihn einfach nicht „weichkochen“ könne.³⁴ Doch selbst „Wassertiere der gleichen Art“, so ergänzt er diese Liste an anderer Stelle, seien je nach ihrem Herkunftsort durchaus von „unterschiedlicher Güte“. Die besten Muränen gebe es in Sizilien, die besten Steinbutte in Ravenna, die besten Störe in den Gewässern um Rhodos und den besten Wolfsbarsch „im Tiber zwischen den zwei Brücken“ – ein Urteil, das Martial nicht teilt, denn der gibt in einem seiner Epigramme dem „wolligen Wolfsbarsch“ aus der Gegend von Triest den Vorzug. Dort, an der Mündung des Timavus, so schwärmt er, nähre sich dieser Fisch nämlich „von süßem Wasser und von Meerwasser“.³⁵

Weitgehend einig war man sich auch beim Herkunftsort der besten Meeresfrüchte und dabei vor allem bei den Austern. Bei diesen Delikatessen gab man ja bekanntlich seit den Tagen des Orata den Tieren aus dem Lucriner See den Vorzug. Und die frischen *ostrea Lucrina*, die erst am Tisch vor den Augen der Gäste geöffnet wurden, erfreuten sich auch zu den Zeiten eines Horaz, Seneca, Martial und Juvenal weiterhin großer Beliebtheit. Konkurrenz erhielten sie lediglich von den Austern aus Circei an der Küste von Latium und von denen aus Rutupiae im fernen Britannien. Wirklich versierte Feinschmecker – so spottet Juvenal mit Blick

³³ Plin. nat. hist. 9,68. Plinius bezieht sich hier auf C. Licinius Muranus, einen engen Vertrauten und Ratgeber Vespasians, der in einem Reisetagebuch allerlei Denkwürdigkeiten festgehalten haben soll. S. dazu Stein-Hölkeskamp 2005/2010, 193.

³⁴ Plin. nat. hist. 9,68. Dass der Bolti aus Ägypten sich bei den römischen Feinschmeckern großer Beliebtheit erfreute, erwähnt auch Mart. 13,85.

³⁵ Plin. nat. hist. 9,168f. S. auch Mart. 13,89.

auf einen gewissen Montanus, der unter Nero ein führender Experte in kulinarischen Fragen gewesen sein soll – meinten die Austern aus diesen drei Regionen „mit dem ersten Biss“ unterscheiden zu können.³⁶ Beim Seeigel, einem anderen hochgelobten Schalentier, könnten sie „nach einem einzigen Blick“ die Ursprungsküste benennen. Dabei lässt Juvenal es allerdings offen, ob man zur Zeit des Montanus weiterhin den Seeigeln aus Misenum am Golf von Neapel den Vorzug vor allen anderen gab.³⁷ Catus jedenfalls, Horazens gelehrter Gourmet, will keine anderen gelten lassen: Sie seien, so beschwört er seine Zuhörer, die besten ihrer Art, vergleichbar den Riesenmuscheln aus dem Lucriner See, die denen von Baiae geschmacklich weit überlegen seien. Bei den Austern, so setzt er die penible Aufzählung seiner persönlichen Vorlieben fort, gebühre denen aus Circei höchste Präferenz. Die Kammuscheln, „die man mit offener Schale serviert“, seien dagegen „Ruhm und Stolz des üppigen Tarent“.³⁸ Als äußerst versierter Kenner der Austersorten unterschiedlicher Provenienz galt auch Gaius Licinius Mucianus. Der hochrangige Senator, der in den Jahren 64, 70 und 72 das Suffectconsulat bekleidete, zeitweilig als Statthalter in Syrien amtierte und intensiv in die politischen Auseinandersetzungen nach dem Tode Neros involviert war, soll zu seiner Zeit sogar „der erfahrenste Spezialist“ in Sachen Austern gewesen sein. Plinius legt dem versierten Feinschmecker jedenfalls das folgende Urteil in den Mund, das ebenso differenziert wie detailliert auf die geschmacklichen Qualitäten und die wünschenswerte Konsistenz der allseits begehrten Meeresfrüchte eingeht: „Die Austern von Kyzikos sind größer als die lukrinischen, wohlschmeckender als die britannischen, angenehmer als die medullischen, schärfer als die ephesischen, voller als die ilicienischen, trockener als die koryphantischen, zarter als die istrischen und weißer als die von Circei. Man weiß aber, dass es weder wohlschmeckendere noch zartere gibt als letztere.“³⁹

Dabei sind zumal die britannischen Austern wiederum ein aussagekräftiges Exempel für die Vielseitigkeit und Vielschichtigkeit des Waren- und Kulturtransfers im Imperium Romanum. In welchem Rahmen sich dieser komplexe Austausch abspielte, zeigt eine Passage aus dem Werk des Tacitus. Der Historiker berichtet in der Lebensgeschichte seines Schwiegervaters Agricola von den Bemühungen, die dieser in den Jahren 78/79 unternommen habe, um die „verstreut

³⁶ Hor. epod. 2,49; Sen. epist. 78,23; Mart. 3,60; 13,82; Iuv. 4,140f. S. neuerdings die detaillierten Ausführungen zu Austern und Austernzucht bei Marzano 2014, 173–194.

³⁷ Iuv. 4, 139–143. Dass der hier genannte Montanus mit dem bei Tacitus erwähnten Curtius Montanus (PIR² C 1614) oder seinem gleichnamigen Sohn (PIR² C 1616) identisch ist, muss wohl bezweifelt werden. S. dazu die Ausführungen von E. Groag, Curtius 21, in: RE 4, 2, 1901, 1867–68.

³⁸ Hor. sat. 2,4,30–34.

³⁹ Plin. nat. hist. 9, 62.

und primitiv lebenden Britannier“, „die zum Kriege leicht geneigt waren“, durch „Annehmlichkeiten an Ruhe und friedliches Verhalten zu gewöhnen“ – Bemühungen, die durchaus erfolgreich waren, wie sich zeigen sollte. Sie hätten jedenfalls dazu geführt, so Tacitus, dass die Menschen, „die eben noch die römische Sprache ablehnten, nun die römische Redekunst zu erlernen begehrt“ und dass sie römische Kleidersitten übernahmen und sich nun häufiger mit der Toga bekleideten. Zugleich habe man sich allerdings dem „verweichlichenden Einfluss des Lasters“ hingegeben – „Säulenhallen, Bädern und erlesenen Gastmählern“. ⁴⁰ Der Bankettkultur und dem mit ihr verbundenen Luxuskonsum wird von Tacitus also eine wesentliche Rolle im Prozess der Akkulturation zugeschrieben. Am Beispiel der Britannier lässt sich eindrücklich zeigen, welche komplexen Austauschprozesse zwischen Römern und Nicht-Römern, Zentrum und Peripherie im Gange waren und wie sie die Konsumgewohnheiten aller Beteiligten beeinflussten. Zugleich wird hier deutlich, wie der bilaterale Transfer von Gütern und Gebräuchen auf beiden Seiten die Verhältnisse vor Ort änderte. In Britannien waren die Gastmähler *alla romana* zweifellos ein Elitenphänomen, das die soziale Stratifizierung weiter vorantrieb und verschärfte. Und auch in Rom dienten die Importe aus dem fernen Britannien, die schmackhaften Austern aus Rutupiae, die sich nicht jeder leisten konnte, der weiteren Binnendifferenzierung einer Elite, für die die Erweiterung und Verfeinerung der konsumtiven Praktiken neue Formen der Verwandlung von Reichtum in sozialen Status generierte. ⁴¹

Eine kurze Zwischenbilanz könnte folgendermaßen lauten: Seit dem Beginn der römischen Expansion im Osten kommt es zu einem Prozess der sukzessiven Steigerung der Importe von Gütern und zu einer quantitativen und qualitativen Erweiterung des Warenangebots auf den Märkten der Stadt Rom und des gesamten Imperiums. In den ersten Dekaden des ersten nachchristlichen Jahrhunderts gewinnt dieser Prozess dann noch einmal deutlich an Dynamik. Als die quantitative Steigerung der Importe von Gütern aus immer exotischeren Herkunftsregionen allmählich an Grenzen stieß, mussten sich die Konkurrenten um den Nimbus des versiertesten Konsumenten schließlich um die Entwicklung neuer, wiederum statusrelevanter, weil distinktionsstiftender Konsumformen und Verhaltensattitüden bemühen. In Rom setzte man dabei konsequent auf die Entwicklung von qualitativer Besonderheit und die „Aktivierung von Unterschiedsempfindlichkeit“, wie Georg Simmel es in der erwähnten Charakterisierung der distinktiven Extravaganzen moderner Großstadtbürger formuliert hat. ⁴²

⁴⁰ Tac. Agr. 21,1f.

⁴¹ Zu den kulturellen Austauschprozessen allgemein s. die innovative Studie von Millett 2010, passim, bes. Kap. 7 S. zu dem speziellen Fall Stein-Hölkeskamp 2014.

⁴² Simmel 1903, 204.

Die Strategien, die dabei entwickelt wurden, sollen im Folgenden mit Hilfe der Kategorien der ‚verschärften Selektion‘ und des ‚gesteigerten Raffinements‘ analysiert werden.

Am Anfang sollen dabei die Seeigel aus Misenum stehen. Von diesen wohl-schmeckenden Meeresfrüchten aß man selbstverständlich nur den weichen Kern im Inneren der stacheligen Schale.⁴³ Doch auch bei anderen Meeresfrüchten, die man durchaus im Ganzen hätte verspeisen können, wählten wirklich versierte Feinschmecker sorgfältig aus und entschieden sich jeweils nur für bestimmte Teile. Bei den Muränen etwa bevorzugte man das zarte Fleisch der Filets. Bei den einjährigen Thunfischen galten die Stücke, die man von Hals und Bauch geschnitten hatte, als die besten. Beliebt sei auch „die Kehle“ dieser Fische, so Plinius, obgleich sie „heftiges Aufstoßen“ hervorrufe, wenn sie noch ganz frisch sei.⁴⁴ Bei den Papageiefischen, so mäkelte Martial in einem seiner Epigramme, seien nur „die Innereien“ wirklich lecker, der ganze Rest schmecke einfach „fad“.⁴⁵ Ganz ähnlich fiel das Urteil beim Zitterrochen und bei der *mustela* aus – ein Fisch, den der Bodensee seltsamerweise in der gleichen Qualität hervorbringe wie das Meer, wie Plinius mit einiger Verwunderung vermerkt. Denn von diesen beiden Fischen schätzten Kenner nur die Lebern: Die des Zitterrochens, so Plinius, werde „an Zartheit durch nichts“ übertroffen. Und die der *mustela* habe nach den Papageiefischen zeitweise den zweiten Platz auf der Rangliste der Fischliebhaber eingenommen.⁴⁶ Die Qualität von Fischen und Meeresfrüchten und ihre hierarchische Klassifizierung – so zeigt die kontinuierliche Präsenz des Themas in den Texten von Horaz bis Juvenal – waren in den Zirkeln der reichen Gourmets offensichtlich ein Gesprächsgegenstand von allgemeinem Interesse und besonderer Relevanz. Der literarische Diskurs spiegelt hier eine Facette der konkreten Lebenswelt einer wohlhabenden Elite wider, die sich nicht zuletzt durch ihr überlegenes Wissen um ‚die feinen Unterschiede‘ im Sinne Pierre Bourdieus definierte und kulinarischer Kennerschaft dementsprechend eine hohe distinktive Qualität zuwies.

Die vielen verschiedenen Fische und Meeresfrüchte ließen die Römer auch noch auf ganz unterschiedliche Art zubereiten. Ihre Köche kochten sie in Brühe, legten sie in Salz ein, grillten sie, garten sie auf einem Backblech in einem Kohlebecken oder verarbeiteten sie zu Aufläufen oder Frikassees.⁴⁷ Alle diese Fisch-

⁴³ Mart. 13,86. S. dazu und zum Folgenden Stein-Hölkeskamp 2005/2010, 194–196.

⁴⁴ Mart. 2,37; Plin. nat. hist. 9,48.

⁴⁵ Mart. 13,84.

⁴⁶ Plin. nat. hist. 9,143 und 9,63.

⁴⁷ S. dazu die zahlreichen Rezepte, die in den Büchern 9 und 10 der Sammlung des Apicius überliefert sind. Die Vorschläge für Aufläufe und Frikassees mit Fischen finden sich in Buch 4.

gerichte wurden selbstverständlich mit pikanten Saucen oder feinen Gemüsen garniert aufgetragen. Petronius etwa lässt seinen Gästen die Fische mit reichlich *garum piperatum* übergossen servieren, einer Fischtunke, der eine große Menge Pfeffer zugesetzt wurde.⁴⁸ Nasidienus, Horazens reicher Gastgeber, profiliert sich auch beim Fischgang wieder einmal als Gourmet der Spitzenklasse: Er lässt dem Maecenas und seiner Entourage nämlich ein Gericht servieren, das aus den Innereien der Stachelflunder und des Steinbutts zubereitet ist. Außerdem verspeisen die Geladenen an seinem Tisch einen Hummer und eine Muräne, die trüchtig gefangen wurde, da nach der Laichzeit, so klärt der Hausherr seine überraschten Gäste auf, das Fleisch dieser Fische deutlich „weniger schmackhaft“ sei. Apicius empfiehlt zu gekochter Muräne eine Sauce aus Pfeffer, Liebstöckel, Wiesenkümmel, Kümmel, Pinienkernen, Datteln, Senf, Honig, Essig, *garum*, Öl und Likörwein – eine Rezeptur, die offensichtlich noch raffinierter war als diejenige, die Nasidienus offerierte.⁴⁹ Virro, der Gastgeber in einer der Satiren des Juvenal, gießt bei Tisch bestes Öl aus Venafrum über seinen Fisch. Der Hummer wird ihm mit Spargel garniert serviert – ein feines Gartengemüse, das nach Apicius auch exzellent zu einem Auflauf mit entbeinten Drosseln passe. Dabei handelt es sich bei dieser Empfehlung zweifellos noch um ein einfacheres Rezept aus der Feder jenes Mannes, der lange an der Spitze der Gourmetgemeinde seiner Zeit stand.⁵⁰

Apicius, „der die Kochkunst zum Beruf gemacht und mit seiner Lehre unser Zeitalter angesteckt hat“, wie es der jüngere Seneca formuliert, soll mit den Rezepten in seinem Kompendium über die Kochkunst die denkbaren Varianten der Zubereitung der einheimischen wie importierten Konsumgüter noch einmal beträchtlich gesteigert haben. Dabei soll er mehr als hundert Millionen Sesterzen für seine Gelage aufgewendet und seinem Leben schließlich ein Ende gesetzt haben, als er feststellen musste, dass ihm nur noch zehn Millionen Sesterzen blieben.⁵¹ Was den monetären Aufwand für die Befriedigung seiner Konsumbedürfnisse anlangt, so wurde Apicius von Vitellius sogar noch übertroffen. Der Kaiser soll nach Cassius Dio in der kurzen Zeit seiner Regierung neunhundert Millionen Sesterzen für Gastmähler ausgegeben haben. Dabei soll die Verschwendungs-

48 Petron. 36,3.

49 Hor. sat. 2,8,42–46. Das Rezept für die Sauce zu gekochter Muräne findet sich Apic. 10,2,6.

50 Iuv. 5,80–83. Das Rezept für den Spargel-Drossel-Auflauf findet sich Apic. 4,2,5.

51 Sen. dial. 12,10,8–10. S. auch Mart. 3,22. Zum Charakter der Sammlung, die unter dem Namen des Apicius überliefert ist, s. vor allem die grundlegende Arbeit von Brandt 1927. Von den in der Sammlung tradierten Rezepten wurden etwa 300 von M. Gavius Apicius, einem Zeitgenossen des Tiberius, verfasst. Das letzte Drittel stammt zum Teil aus einem verlorengegangenen Buch über die Landwirtschaft von Apuleius und aus diversen anderen Diätkochbüchern und landwirtschaftlichen Traktaten.

sucht des Kaisers dazu geführt haben, dass binnen kurzer Zeit alle exotischen Delikatessen in Rom knapp und Produktion und Import gesteigert wurden. Die Herrschaftszeit des Vitellius ist also ein Beispiel dafür, dass die Gelüste und Wünsche der Konsumenten die Wirtschaft zu allen Zeiten angetrieben haben. Unter den Gerichten, die der Kaiser seinen Gästen vorzusetzen pflegte, sticht eines besonders hervor, bei dem – so Sueton – „die Lebern von Papageiefischen, die Hirne von Fasanen und Pfauen, Flamingozungen und die Milch von Muränen“ verwandt wurden. Letztere sollen seine Kapitäne und Dreiruderer „vom Partherreich bis zur Meerenge von Gibraltar“ zusammengesucht haben.⁵² In seiner Geschmacksvielfalt ähnelte dieser ‚Eintopf‘ wohl einem Auflauf, dessen Zubereitung in Apicius’ Abhandlung *De re coquinaria* erläutert wird. Bei diesem kulinarischen Kunstwerk sollte der Geschmack von Austern mit dem von gekochtem Huhn, lukianischen Würstchen, unbehandelten Seeigeln, Eiern, Hühnerlebern, Dorschfilets, Käse und zahlreichen Gemüsen und Kräutern zu einer extravaganten Mischung verschmelzen, so dass bei Tisch – wie der Autor am Ende des Rezepts treffend bemerkt – „niemand mehr erkennen wird, was er isst“.⁵³ Vitellius und Apicius zeigten sich also als Meister der Kunst, das Prestige von einzelnen hochwertigen Konsumgütern noch dadurch zu steigern, dass mehrere von ihnen zu einem einzigen Gericht von überlegener distinktiver Qualität zusammengemischt wurden. Dass dieser Akt der konsumtiven Selbstinszenierung dann bald Nachahmer fand, zeigt eine Bemerkung des älteren Plinius, der ganz allgemein darauf verweist, dass man zu seiner Zeit „die verschiedenen Geschmacksarten mische“ und damit „die eine dazu zwingt, durch die andere zu munden“. Ja, man mische dabei sogar „Ländereien und Himmelsstriche“, rufe Indien, Kreta, Kyrene oder andere Länder herbei.⁵⁴

In den Kommentaren der antiken Autoren zu den Konsumgewohnheiten eines Apicius und Vitellius wird deutlich, dass ihre Verhaltensweisen als Transgressionen, also als Grenzüberschreitungen und Verletzungen des Gewohnten, ja des

52 Suet. Vitellius 13; Cass. Dio 63,3,1–3. Mit welcher Anspruchshaltung Vitellius auch als Gast auftrat, lässt sich daraus ersehen, dass mehrere Senatoren sich üblicherweise die Kosten teilten, wenn sie den Kaiser bei sich zuhause empfangen. Keinen von ihnen, so Sueton, soll ein solches Essen weniger als 400.000 Sesterzen gekostet haben. S. dazu Wagner-Hasel 2002.

53 Apic. 4,2,12. Zu den Saucen im Werk des Apicius s. die anregenden Überlegungen von Solomon 1995, 128 f.: „The purpose of the Apician sauce was to make one’s meat, fish, fowl, or vegetable as varied as possible. To disguise, to enhance, to colour, to discolour, to sweeten, sour, thicken, and liquefy, were some of the many purposes of the hundreds of Apician sauces.“

54 Plin. nat. hist. 15,105.

Zulässigen und Legitimen begriffen wurden.⁵⁵ Von den zahlreichen Beispielen für diese Art der Wahrnehmung der zeitgenössischen Konsummuster seien hier wiederum nur einige wenige vorgeführt. Aufschlussreich sind vor allem Texte des jüngeren Seneca: „Das Wesen der Genusssucht“, so ereifert er sich in einer seiner *Epistulae ad Lucilium*, sei die „Freude am Verkehrten“. Ebenso wie alle anderen Laster und Perversionen kämpfe sie gegen die Natur, gebe die notwendige Ordnung auf und versuche sogar, die Gegenposition zu ihr einzunehmen.⁵⁶ Mit diesen eindringlichen Worten resümiert er in kondensierter Form die Argumente, mit denen die Autoren der neronischen Epoche in ihren Texten die unablässigen Bemühungen ihrer Zeitgenossen als widernatürlich und schädlich perhorreszieren und dementsprechend scharf kritisieren. Dabei konzentriert sich diese Kritik vor allem auf die Steigerung der Vielfalt und Intensität der leiblichen Genüsse beim Mahl. Denn die ebenso exklusiven wie exzessiven Essgewohnheiten der ehrgeizigen Gourmets und Gastgeber, die „Schlemmsucht und Feinschmeckerei“ – so bringt Musonius Rufus die Grundüberzeugung all dieser Kritiker auf den Punkt – seien schließlich „am allerschimpflichsten“. Im Kanon der „verachtenswerten Lüste“, „die den Menschen verführen, sich zu verfehlen“, nehme „die Fresssucht“ eine herausragende Position ein, weil sie am schwierigsten zu bekämpfen sei. Die Aufnahme von Speisen und Getränken erfolge nämlich schon längst nicht mehr allein der Ernährung wegen, sondern eigentlich nur noch „zum Zweck des Lustgewinns“. „Man esse nicht mehr, um zu leben“, so formuliert er in Anlehnung an ein berühmtes Diktum des Sokrates, sondern „lebe, um zu essen“. Das Denken der Menschen kreise deshalb nur noch um den „verwerflichen Sinnengenuss“, den allein der Verzehr „übertrieben luxuriöser Speisen“ zu garantieren scheine. Um sich diesen „kurzen Augenblick des Lustgefühls“ zu verschaffen, so fährt Musonius fort, nähmen die Menschen alle möglichen Anstrengungen in Kauf. Kein Weg sei ihnen zu weit, um sich die begehrten Güter zu beschaffen. Man befahre sogar „das Meer bis an seine Grenzen“.⁵⁷ Ihr „uner-sättlicher Schlund“ – so geißelt Seneca diese Art von Fehlverhalten mit noch weitaus schärferen Worten – veranlasse die genussüchtigen Gourmets seiner Zeit, die Tiefen aller Meere und alle Länder gradezu systematisch mit Haken,

55 Zur Definition des Begriffs ‚Transgression‘ s. die Einleitung in dem Sammelband von Neumann/Warning (2003). Zur Anwendung des Begriffs auf die antike römische Gesellschaft s. die ebenso inspirierenden wie grundlegenden Studien von Hölscher 2004 und 2009.

56 Sen. epist. 122,5. S. dazu und zum Folgenden Stein-Hölkeskamp 2002a und Stein-Hölkeskamp 2005/2010, 211–219; Stein-Hölkeskamp 2014.

57 Muson. 18 A und B. Zum Leben des C. Musonius Rufus und zum Inhalt seiner Vorlesungen s. auch Lutz 1947, die auch die entsprechenden Passagen bei Philostratus, Origines und Julian diskutiert, in denen Musonius mit Sokrates gleichgesetzt wird.

Schlingen und Netzen zu durchforschen, um „aller Völker Tiere“ auf ihren Tisch zu bringen. Ihre Fische holten sie „vom äußersten Ozean“ herbei, Muscheln und Austern bezögen sie „aus den entferntesten Meeren und von unbekanntem Küsten“. ⁵⁸ „Die Götter und Göttinnen“ – so wettet er in der Trostschrift an seine Mutter Helvia gegen diesen zügellosen kulinarischen Internationalismus – „mögen die Leute vernichten, deren Genusssucht eines so beneidenswerten Reiches Grenzen überschreitet“. Die römischen Herren gäben sich nämlich noch nicht einmal mehr damit zufrieden, die Ressourcen der von ihnen eroberten Länder schamlos auszubeuten, sondern sie handelten darüber hinaus „jenseits der Phasis“ und sogar bei unbesiegten Feinden, nämlich „bei den Parthern“, alles das ein, „was eine ehrgeizige Küche“ ausmache. Nur „Seltenheit und Kompliziertheit der Beschaffung“, so spitzt er sein vernichtendes Urteil zu, „könnten die Gaumen seiner Landsleute noch reizen“. ⁵⁹ „Man lässt sich aus der ganzen Welt das kommen“, so fasst Lucan es bündig zusammen, „was ein jedes Volk zugrunde richtet“. ⁶⁰ Und selbstverständlich üben Seneca und seine Zeitgenossen auch heftige Kritik an der zu ihrer Zeit aufkommenden Mode, verschiedene exklusive Delikatessen zu einem einzigen Gericht zusammenzumischen. Senecas Missfallen erregte dabei unter anderem ein spektakulärer Eintopf aus Venusmuscheln, ausgelösten Austern, entgräteten Meerbarben, Krammetsvögeln und Seeigeln, der später noch mit einer einheitlichen Sauce übergossen wurde. Sein vernichtendes Urteil lautet: „Nicht wäre eine schlimmere Mischung Gekotztes.“ ⁶¹ Das sind starke Worte, die an Deutlichkeit kaum noch zu überbieten sind und deshalb auch am Ende stehen sollen.

Die aus diesem Material resultierenden Überlegungen erlauben ein durchaus zugespitztes Fazit: Schon in der letzten Phase der Republik kam es zu einer quantitativen und qualitativen Erweiterung des Warenangebots auf den Märkten der Stadt Rom und des gesamten Imperiums – eine Entwicklung, die in den Jahrzehnten nach Actium noch einmal an Dynamik gewann. Krisenzeiten und Bürgerkriege und die aus ihnen resultierenden gesellschaftlichen Umbrüche generierten also auch in der römischen Gesellschaft ein ideales Ausgangsgefüge für den Aufstieg einer Konsumkultur. ⁶² Zentrale Movers dieses Prozesses waren die Bedürfnisse einer Elite, deren gesellschaftliche und politische Rolle sich in diesem Zeitraum auf vielfältige Weise veränderte. Althergebrachte Strukturen und

⁵⁸ Sen. epist. 89,22; dial. 7,11,4; 12,10,2f. und 5.

⁵⁹ Sen. dial. 12,10,2–6.

⁶⁰ Lucan. 1, 158–170. Lucans obsessives Interesse an Grenzüberschreitungen jeglicher Art und ihren fatalen Konsequenzen thematisiert allgemein Bartsch 1997.

⁶¹ Sen. epist. 95,15–28, bes. 28. S. dazu Stein-Hölkeskamp 2002a, 11.

⁶² S. dazu neuerdings Maschek 2018, 215–226.

Ordnungsmuster verloren in vielen Lebensbereichen ihre einstmals selbstverständliche Geltung. Das traditionelle republikanische Gefüge der Zuweisung von Rang und Status auf der Basis von Leistungen für die *res publica* verlor allmählich seine Verbindlichkeit. An seine Seite trat das kompetitive System einer wohlhabenden Konsumentengesellschaft, in dem die Pflege eines demonstrativ verschwenderischen Lebensstils an sich schon Prestige und Status verlieh. Der Konsum erhielt im Zuge dieser Entwicklung eine höhere Wertigkeit, und seine Steigerung entwickelte eine spezifische Dynamik. Konsum wurde zu einem kulturellen Faktor, der zur Modifikation respektive Umdeutung der sozialen und politischen Ordnung und der ihr zugrundeliegenden Werte beitrug. Luxusgüter wurden zu Mitteln, um Ranggleichheit oder Rangüberlegenheit zu demonstrieren. Reichtum und die darauf beruhende Kaufkraft konnten die Dissonanz zwischen der Standeszugehörigkeit und dem gesellschaftlichen Standing überbrücken und schufen damit neue, mit der traditionellen Rangordnung konkurrierende, allerdings stets fluktuierende Hierarchien. Die wachsenden Ressourcen des *imperium sine fine* steigerten dabei permanent die Möglichkeiten der Statusdemonstration durch den ostentativen, ja zur Verschwendung gesteigerten Konsum von Luxusgütern. Daraus resultierte die ständige Verschärfung des kompetitiven Verhaltens der Konsumenten, die erhebliche kreative Energie in die Entwicklung immer neuer Strategien der Distinktion investieren mussten, um sich an der Spitze der stets volatilen Rangordnungen halten zu können. Das führte wiederum zur Erfindung immer neuer extravaganter Konsumformen und zur Entwicklung geradezu exzessiver Verhaltensattitüden, die allein dem Ziel der Selbstinszenierung derjenigen dienten, die sich im Felde einer scharfen Konkurrenz innerhalb der Elite behaupten wollten. Dass diese extravaganter Verhaltensformen in dem ständigen Diskurs über Sitte und Moral, der in dieser Gesellschaft gewissermaßen parallel geführt wurde, als Transgressionen und mutwillige Verletzungen von Grenzen diskutiert und denunziert wurden, dürften viele Konsumenten zumindest billigend in Kauf genommen, wenn nicht gar intendiert haben. Denn diese mutwilligen Überschreitungen ließen die Grenzen der überkommenen Verhaltensmuster überhaupt erst sichtbar werden und zeigten dabei zugleich den Mut und die Kühnheit der Transgressoren, die diese Grenzen ebenso willkürlich wie demonstrativ sprengten und eben dadurch ihren Konkurrenten weit überlegen waren. Transgressive Verhaltensformen konnten somit zu ultimativen Zeichen von Extravaganz, Außerordentlichkeit und Größe avancieren. Sie führten zu einer erhöhten Sichtbarkeit und Aufmerksamkeit in einer hochgradig konkurrenzori-

entierten Gesellschaft und waren damit letztlich von einer unschlagbaren distinktiven Qualität.⁶³

63 Dass die Transgressionen schon deshalb eine große gesellschaftliche Bedeutung hatten, weil sie die hergebrachten Grenzen erst einmal sichtbar machten, ist das zentrale Argument von Foucault 2003, 73 f.: „Grenze und Überschreitung verdanken einander die Dichte ihres Seins: Eine Grenze, die absolut nicht überquert werden könnte, wäre inexistent; umgekehrt wäre eine Überschreitung, die nur eine scheinbare oder schattenhafte Grenze durchbrechen würde, nichtig. Doch existiert die Grenze überhaupt ohne die Geste, die sie stolz durchquert und leugnet? Was wäre sie danach und was könnte sie zuvor sein?“ S. dazu wiederum Hölscher 2004 und 2009.

Texte und Übersetzungen

- Aelius Aristeides, Die Romrede des Aelius Aristeides, herausgegeben, übersetzt und mit Erläuterungen versehen von R. Klein, Darmstadt 1983
- Marcus Gavius Apicius, *De re coquinaria*. Über die Kochkunst. Lateinisch-deutsch, herausgegeben, übersetzt und kommentiert von E. Maier, Stuttgart 1991
- Athenaios, Das Gelehrtenmahl, eingeleitet und übersetzt von Claus Friedrich, kommentiert von T. Nothers, Bde. 1–2, Stuttgart 1998
- Cassius Dio, Römische Geschichte, Bde. 1–5, übersetzt von O. Veh, eingeleitet von G. Wirth, Zürich etc. 1985–1987
- Marcus Porcius Cato, Vom Landbau. Fragmente. Lateinisch-deutsch, herausgegeben von E. Schönberger, München 1980
- Cicero, Atticus-Briefe. Lateinisch-deutsch, ed. H. Kasten, 2. Aufl. Darmstadt 1976
- Cicero, *Hortensius. Lucullus. Academici Libri*. Lateinisch-deutsch, herausgegeben, übersetzt und kommentiert von L. Straume-Zimmermann, F. Broemser und O. Gigon, München etc. 1990
- Cicero, *De finibus bonorum et malorum*. Lateinisch-deutsch, herausgegeben von A. Kabza, München 1960
- Cicero, *De oratore*. Über den Redner. Lateinisch-deutsch, übersetzt und herausgegeben von H. Merklin, Stuttgart 1997
- Cicero, *De officiis*. Vom rechten Handeln. Lateinisch-deutsch, herausgegeben und übersetzt von K. Büchner, 4. Aufl. Zürich 1994
- Aulus Gellius, Die attischen Nächte, zum ersten Mal vollständig übersetzt und mit Anmerkungen versehen von F. Weiss, Leipzig 1875–1876, Neudruck Darmstadt 1965
- Horaz, Sämtliche Werke. Lateinisch und deutsch, Teil I: *Carmina*, Oden und Epoden, nach Kaiser, Nordenflycht und Burger herausgegeben von H. Färber; Teil II. *Sermones* und *Epistulae*, übersetzt und zusammen mit H. Färber bearbeitet von W. Schöne, 9. Aufl. München 1982
- Juvenal, Satiren. Lateinisch-deutsch, herausgegeben, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von J. Adamietz, München 1993
- T. Livius, Römische Geschichte. Lateinisch-deutsch, herausgegeben von H.J. Hillen, München etc. 1987ff.
- T. Lucretius Carus, *De rerum natura*. Lateinisch-deutsch, eingeleitet und übersetzt von K. Büchner, Zürich 1965
- Martial, Epigramme. Lateinisch-deutsch, herausgegeben und übersetzt von P. Barié/W. Schindler, Düsseldorf etc. 1999
- G. Musonius Rufus, Lehrgespräche, in: Epitekt. Teles. Musonius. Ausgewählte Schriften. Griechisch-deutsch, herausgegeben und übersetzt von R. Nickel, Zürich etc. 1994
- Publius Ovidius Naso, Liebeskunst. Lateinisch-deutsch, übersetzt von W. Hertzberg, bearbeitet von F. Burger, München 1969
- Publius Ovidius Naso, Briefe aus der Verbannung: *Tristia. Epistulae ex Ponto*. Lateinisch-deutsch, übertragen von W. Willige, eingeleitet und erläutert von N. Holzberg, 2. Aufl. Zürich 1995
- Aulus Persius Flaccus, Satiren. Lateinisch-deutsch, herausgegeben, übersetzt und kommentiert von W. Kissel, Heidelberg 1990
- Petronius, *Satyrica*. Lateinisch-deutsch, von K. Müller und W. Ehlers, 3. Aufl. München 1983

- C. Plinius Secundus d. Ältere, Naturkunde. Lateinisch-deutsch, Bde. 1–37, herausgegeben und übersetzt von R. König in Zusammenarbeit mit J. Winkler et alii, München, Zürich etc. 1973 ff.
- Plinius der Jüngere, Sämtliche Briefe. Lateinisch-deutsch, übersetzt und herausgegeben von H. Philips und M. Giebel, Stuttgart 1998
- Plutarch, Große Griechen und Römer, Bde. 1–6, übersetzt, eingeleitet und erläutert von K. Ziegler, München 1979–1980
- Polybios, Geschichte, übersetzt von H. Drexler, Bde. 1–3, Zürich 1961–1963
- Properz, Gedichte. Lateinisch-deutsch, von R. Helm, 3. Aufl. München 1983
- Marcus Fabius Quintilianus, Ausbildung zum Redner. Lateinisch-deutsch, Bde. 1–2, herausgegeben und übersetzt von H. Rahn, 2. Aufl. Darmstadt 1988
- Seneca, Philosophische Schriften. Lateinisch-deutsch, übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von M. Rosenbach, 5. Aufl. Darmstadt 1995
- Statius, *Silvae*. Lateinisch-deutsch, übersetzt und erläutert von H. Wissmüller, Neustadt/Aisch 1990
- Sueton, Kaiserbiographien. Lateinisch-deutsch, von O. Wittstock, Berlin 1993
- Tacitus, Das Leben des Iulius Agricola. Lateinisch-deutsch, von R. Till, 5. Aufl. Berlin 1988
- Tacitus, Annalen. Lateinisch-deutsch, herausgegeben von E. Heller mit einer Einführung von M. Fuhrmann, 3. Aufl. Düsseldorf etc. 1997
- Tacitus, *Dialogus de oratoribus*. Das Gespräch über den Redner. Lateinisch-deutsch, ed. H. Volkmer, 2. Aufl. München 1976
- Valerius Maximus, *Facta et dicta memorabilia*. Denkwürdige Taten und Worte. Lateinisch-deutsch, übersetzt und herausgegeben von U. Blank-Sangmeister, Stuttgart 1991
- M. Terentius Varro, Gespräche über die Landwirtschaft. Lateinisch-deutsch, Bde. 1–3, herausgegeben, übersetzt und erläutert von D. Flach, Darmstadt 1996–2002
- M. Terentius Varro, *Saturae Menippeae*. Lateinisch-deutsch, Bde. 1–4, herausgegeben, übersetzt und kommentiert von W.A. Krenkel, St. Katharinen 2002
- Velleius Paterculus, *Historia Romana*. Römische Geschichte. Lateinisch-deutsch, übersetzt und herausgegeben von M. Giebel, Stuttgart 1992
- Vergil, *Aeneis*. Lateinisch-deutsch, herausgegeben und übersetzt von J. Götte, 6. Aufl. Darmstadt 1983
- Vitruv, Zehn Bücher über Architektur. Lateinisch-deutsch, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von C. Finsterbusch, 4. Aufl. Darmstadt 1987

Zitierte Literatur

- Abraham (1927): Karl Abraham, *Selected Papers on Psychoanalysis*, London
- Alföldi (1966): Andreas Alföldi, Les Cognomina des magistrates de la République romaine, in: Raymond Chevallier (Hg.), *Mélanges d'archéologie et d'histoire offerts à A. Piganiol*, Paris, 709 – 722
- Alföldi (1980/1986): Géza Alföldy, *Die Rolle des Einzelnen in der Gesellschaft des römischen Kaiserreiches. Erwartungen und Wertmaßstäbe*, Sb Heidelberg (jetzt: in: Alföldy 1986, 334 – 377)
- Alföldy (1981/1986): Géza Alföldy, Die Stellung der Ritter in der Führungsschicht des Imperium Romanum, in: *Chiron* 11, 169 – 215 (jetzt in: Alföldy 1986, 162 – 209)
- Alföldy (1986): Géza Alföldy, *Die römische Gesellschaft. Ausgewählte Beiträge*, Stuttgart
- Alföldy (1999): Géza Alföldy, Die Inschriften des Jüngeren Plinius und seine Mission in Pontus et Bithynia, in: ders., *Städte, Eliten und Gesellschaft in der Gallia Cisalpina*, Stuttgart, 221 – 244
- Alföldy (2001): Géza Alföldy, *Pietas immobilis erga principem* und ihr Lohn. Öffentliche Ehrenmonumente von Senatoren in Rom während der frühen und hohen Kaiserzeit, in: Géza Alföldy/Silvio Panciera (Hgg.), *Inchriftliche Denkmäler als Medien der Selbstdarstellung in der römischen Welt*, Stuttgart, 11 – 46
- Alföldy (2005): Géza Alföldy, Örtliche Schwerpunkte der medialen Repräsentation römischer Senatoren: heimatliche Verwurzelung, Domizil in Rom, Verflechtungen im Reich, in: Eck/Heil, 53 – 71
- Alföldy (2011): Géza Alföldy, *Römische Sozialgeschichte*, 4. völlig überarbeitete und aktualisierte Aufl., Stuttgart (zuerst 1975)
- André (1961): Jacques André, *L'alimentation et la cuisine à Rome*, Paris
- Appadurai (1986): Arjun Appadurai (Hg.), *The social life of things. Commodities in cultural perspective*, Cambridge
- Appadurai (1986a): Arjun Appadurai, Introduction: commodities and the politics of value, in: Appadurai, 3 – 63
- Astin (1978): Alan E. Astin, *Cato the Censor*, Oxford
- Ax (2005): Wolfram Ax, Marcus Terentius Varro Reatinus (116 – 27 v. Chr.), in: Wolfram Ax (Hg.), *Lateinische Lehrer Europas. Fünfzehn Portraits von Varro bis Erasmus von Rotterdam*, Köln etc., 1 – 21
- Badel (2005): Christophe Badel, *La noblesse de l'empire romain. Les masques et la vertu*, Paris
- Baier (1997): Thomas Baier, *Werk und Wirkung Varros im Spiegel seiner Zeitgenossen. Von Cicero bis Ovid*, Stuttgart
- Baldwin (1973): Barry Baldwin, Trimalchio's Corinthian Plate, in: *Classical Philology* 68, 46 – 47
- Baltrusch (1989): Ernst Baltrusch, *Regimen Morum. Die Reglementierung des Privatlebens der Senatoren und Ritter in der römischen Republik und der frühen Kaiserzeit*, München
- Bannon (2014): Cynthia Bannon, C. Sergius Orata and the Rhetoric of Fishponds, in: *The Classical Quarterly* 64, 166 – 182
- Bang (2008): Peter F. Bang, *The Roman Bazaar. A Comparative Study of Trade and Markets in a Tributary Empire*, Cambridge
- Barchiesi/Scheidel (2010): Alessandro Barchiesi/Walter Scheidel (Hgg.), *The Oxford Handbook of Roman Studies*, Oxford/New York

- Bartman (1991): Elizabeth Bartman, *Sculptural Collecting and Display in the Private Realm*, in: Elaine K. Gazda (Hg.), *Roman Art in the private Sphere: New Perspectives on the Architecture and Décor of the Domus, Villa, and Insula*, Ann Arbor, 71–88
- Bartsch (1997): Shadi Bartsch, *Ideology in Cold Blood. A Reading of Lucan's Civil War*, Cambridge (Mass.)
- Beck (2005): Hans Beck, *Karriere und Hierarchie. Die römische Aristokratie und die Anfänge des cursus honorum in der mittleren Republik*, Berlin
- Beck (2008): Hans Beck, Die Rollen des Adligen. Prominenz und aristokratische Herrschaft in der römischen Republik, in: Beck/Scholz/Walter, 101–123
- Beck/Scholz/Walter (2008): Hans Beck/Peter Scholz/Uwe Walter (Hgg.), *Die Macht der Wenigen. Aristokratische Herrschaftspraxis, Kommunikation und ‚edler‘ Lebensstil in Antike und früher Neuzeit*, München
- Beltrán Lloris (2015): Francisco Beltrán Lloris, The „Epigraphic Habit“ in the Roman World, in: Bruun/Edmondson, 131–148
- Biesinger (2016): Benjamin Biesinger, *Römische Dekadenzdiskurse. Untersuchungen zur römischen Geschichtsschreibung (2. Jahrhundert v. Chr. bis 2. Jahrhundert n. Chr.)*, Stuttgart
- Binder (1995): Gerhard Binder, Öffentliche Autorenlesungen. Zur Kommunikation zwischen römischen Autoren und ihrem Publikum, in: Gerhard Binder/Konrad Ehlich (Hgg.), *Kommunikation durch Zeichen und Wort. Stätten und Formen der Kommunikation im Altertum 4*, Trier, 265–332
- Birley (2000): Anthony Birley, *Onomasticon to the younger Pliny. Letters and Panegyric*, München
- Bleicken (1978): Jochen Bleicken, *Verfassungs- und Sozialgeschichte des Römischen Kaiserreiches*, Bd. 1, Paderborn
- Bloch (1950): Marc Bloch, Critique historique et critique du témoignage, in: *Annales (ESC)* 5, 1–9
- Blochmann (2017): Simone Blochmann, *Verhandeln und Entscheiden. Politische Kultur im Senat der frühen Kaiserzeit*, Stuttgart
- Blösel (2015): Wolfgang Blösel, *Die römische Republik. Forum und Expansion*, München
- Blösel/Hölkeskamp (2011): Wolfgang Blösel/Karl-Joachim Hölkeskamp (Hgg.), *Von der militia equestris zur militia urbana. Prominenzrollen und Karrierefelder im antiken Rom*, Stuttgart
- Blum (1998): Hartmut Blum, *Purpur als Statussymbol in der griechischen Welt*, Bonn
- Bodel (2001): John Bodel, Epigraphy and the ancient historian, in: Bodel, 1–56
- Bodel (2001): John Bodel (Hg.), *Epigraphic Evidence. Ancient history from inscriptions*, London
- Bonnefond-Coudry (1989): Marianne Bonnefond-Coudry, *Le sénat de la république romaine de la guerre d'Hannibal à Auguste: pratiques délibératives et prise de décision*, Rom
- Bottiglieri (2002): Anna Bottiglieri, *La legislazione sul lusso nella Roma repubblicana*, Rom
- Bounia (2004): Alexandra Bounia, *The Nature of Classical Collecting. Collectors and Collections, 100 BCE-100 CE*, Aldershot
- Bourdieu (1982): Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt/M.
- Bourdieu (1983/2015): Pierre Bourdieu, Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital, in: ders., *Die verborgenen Mechanismen der Macht* (Schriften zu Politik und Kultur I), hg. von Margareta Steinrück, Hamburg, 49–79
- Bourdieu (1985): Pierre Bourdieu, *Sozialer Raum und „Klassen“*. *Leçon sur la leçon*, Frankfurt/M.

- Bourdieu (1987): Pierre Bourdieu, *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, Frankfurt/M.
- Bourdieu (1999): Pierre Bourdieu, *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*, Frankfurt/M.
- Bourdieu (2000): Pierre Bourdieu, *Das religiöse Feld. Texte zur Ökonomie des Heilsgeschehens*, Konstanz
- Bourdieu (2001): Pierre Bourdieu, *Das politische Feld. Zur Kritik der politischen Vernunft*, Konstanz
- Bourriot (1976): Felix Bourriot, *Recherches sur la nature du Genos. Étude d'histoire sociale athénienne – périodes archaïque et classique*, I-II, Lille etc.
- Bradley (2009): Mark Bradley, *Colour and Meaning in Ancient Rome*, Cambridge
- Brandt (1927): Edward Brandt, *Untersuchungen zum römischen Kochbuche*, Leipzig
- Bringmann/Wiegand (2008): Klaus Bringmann/Dirk Wiegand (Hgg.), *Augustus. Schriften, Reden und Aussprüche*, herausgegeben, übersetzt und kommentiert, Darmstadt
- Bruun (2015): Christer Bruun, Senators and Equites: Prosopography, in: Bruun/Edmondson, 202–226
- Bruun/Edmondson (2015): Christer Bruun/Jonathan Edmondson (Hgg.), *The Oxford Handbook of Roman Epigraphy*, Oxford
- Burckhardt (1999): Leonhard Burckhardt, Vom ‚Agon‘ zur ‚Nullsummenkonkurrenz‘: Bemerkungen zu einigen Versuchen, die kompetitive Mentalität der Griechen zu erfassen, in: *Nikephoros* 2, 71–93
- Carlà/Gori (2014): Filippo Carlà/Maja Gori (Hgg.) *Gift Giving and the ‘Embedded’ Economy in the Ancient World*, Heidelberg
- Christesen/Kyle (2014): Paul Christesen/Donald G. Kyle (Hgg.), *A Companion to Sport and Spectacle in Greek and Roman Antiquity*, Malden
- Cleland/Harlow/Llewellyn-Jones (2005): Liza Cleland/Mary Harlow/Lloyd Llewellyn-Jones (Hgg.), *The Clothed Body in the Ancient World*, Oxford
- Corbeill (2002): Anthony Corbeill, Political Movement: Walking and Ideology in Republican Rome, in: David Fredrick (Hg.), *The Roman Gaze. Vision, Power, and the Body*, Baltimore etc., 182–215
- Croom (2000): Alexandra T. Croom, *Roman Clothing and Fashion*, Stroud
- Dalby (2000): Andrew Dalby, *Empire of Pleasures. Luxury and Indulgence in the Roman World*, London
- Daloz (2010): Jean-Pascal Daloz, *The Sociology of Elite Distinction. From Theoretical to Comparative Perspectives*, Basingstoke
- D’Arms (1970): John D’Arms, *Romans on the Bay of Naples. A Social and Cultural Study of the Villas and Their Owners from 150 B.C. to A.D. 400*, Cambridge (Mass.)
- Davies (2005): Glenys Davies, What Made the Roman Toga *virilis*?, in: Cleland/Harlow/Llewellyn, 121–130
- Davies (2017): Penelope J.E. Davies, *Architecture and Politics in Republican Rome*, Cambridge
- David (1992): Jean-Michel David, *Le patronat judiciaire au dernier siècle de la république Romaine*, Paris
- DeBrohun (2001): Jeri DeBrohun, Power Dressing in Ancient Greece and Rome, in: *History Today* 51/2, 18–27
- Degelmann (2018): Christopher Degelmann, Squalor. *Symbolisches Trauern in der politischen Kommunikation der Römischen Republik und der Frühen Kaiserzeit*, Stuttgart

- De Polignac (2009): François de Polignac, Sanctuaries and Festivals, in: Raaflaub/van Wees, 427–443
- Dix (1987): T. Keith Dix, *Private and public libraries at Rome in the first century B.C. A preliminary study in the history of Roman libraries*, Ann Arbor
- Dix (1994): T. Keith Dix, „Public Libraries“ in Ancient Rome: Ideology and Reality, in: *Libraries and Culture* 29, 282–296
- Dix (2000): T. Keith Dix, The library of Lucullus, in: *Athenaeum* 88, 441–464
- Donlan (1980): Walter Donlan, *The Aristocratic Ideal*, Lawrence, Kansas
- Donlan (1999): Walter Donlan, *The Aristocratic Ideal and Selected Papers*, Wauconda, Illinois
- Drogula (2015): Fred K. Drogula, *Commanders and Command in the Roman Republic and Early Empire*, North Carolina
- Duplouy (2006): Alain Duplouy, *Le prestige des élites. Recherches sur les modes de reconnaissance sociale en Grèce entre le X^e et V^e siècles avant J.-C.*, Paris
- Dupont (1997): Florence Dupont, *Recitatio* and the reorganization of the space of public discourse, in: Thomas Habinek/Alessandro Schiesaro (Hgg.), *The Roman Cultural Revolution*, Cambridge, 44–59
- Duquesnay (1984): Ian M. Le Duquesnay, Horace and Maecenas: The propaganda value of Sermones I, in: Tony Woodman/David West (Hgg.), *Poetry and Politics in the Age of Augustus*, Cambridge, 18–58
- Dyck (2001): Andrew R. Dyck, Dressing to Kill: Attire as a Proof and Means of Characterization in Cicero's Speeches, in: *Arethusa* 34, 119–129
- Eck (1972): Werner Eck, Die Familie der Volusii Saturnini in neuen Inschriften aus Lucus Feroniae, in: *Hermes* 100, 461–484
- Eck (1987/1995): Werner Eck, Die Ausformung der ritterlichen Organisation als Antisenatspolitik?, in: Giovannini/van Berchem, 249–283 (Neudruck in: Eck 1995, 28–54)
- Eck (1992): Werner Eck, Ehrungen für Personen hohen soziopolitischen Ranges im öffentlichen und privaten Bereich, in: Hans-Joachim Schalles/Henner von Hesberg/Paul Zanker (Hgg.), *Die römische Stadt im 2. Jh. n. Chr.*, Köln, 359–376 (Neudruck in: Werner Eck, Monument und Inschrift, hg. von Walter Ameling/Johannes Heinrichs, Berlin 2010, 333–353)
- Eck (1995): Werner Eck, *Die Verwaltung des römischen Reiches in der hohen Kaiserzeit. Ausgewählte und erweiterte Beiträge*, Bd. 1, Basel
- Eck (1995a): Werner Eck, Die Umgestaltung der politischen Führungsschicht – Senatorenstand und Ritterstand, in: Eck 1995, 103–158
- Eck (1996): Werner Eck, La famiglia di Volusii Saturnini in Lucus Feroniae, in: ders., *Tra epigrafia, prosopografia e archeologia: scritti scelti, rielaborati ed aggiornati*, Rom, 125–145
- Eck (1999): Werner Eck, Elite und Leitbilder in der römischen Kaiserzeit, in: Jürgen Dummer/Meinolf Vielberg (Hgg.), *Leitbilder der Spätantike – Eliten und Leitbilder*, Stuttgart, 31–56
- Eck (2001): Werner Eck, Die große Pliniusinschrift aus Comum: Funktion und Monument, in: Gabriella Angeli Bertinelli/Angela Donati (Hgg.), *Varia Epigraphica. Terzio Colloquio Borghesi*, Bologna, 225–235
- Eck (2005): Werner Eck, Der Senator und die Öffentlichkeit oder: Wie beeindruckt man die Öffentlichkeit?, in: Eck/Heil, 1–18
- Eck/Heil (2005): Werner Eck/Matthäus Heil (Hgg.), *Senatores populi Romani. Realität und mediale Präsentation einer Führungsschicht*, Stuttgart

- Edmondson (2008): Jonathan Edmondson, Public Dress and Social Control in Late Republican and Early Imperial Rome, in: Edmondson/Keith, 21–46
- Edmondson/Keith (2008): Jonathan Edmondson/Alison Keith (Hgg.), *Roman Dress and the Fabrics of Roman Culture*, Toronto etc.
- Edwards (1993): Catharine Edwards, *The Politics of Immorality in Ancient Rome*, Cambridge
- Edwards/Woolf (2003): Catharine Edwards/Greg Woolf (Hgg.), *Rome the Cosmopolis*, Cambridge
- Eich (2005): Peter Eich, *Zur Metamorphose des politischen Systems in der römischen Kaiserzeit. Die Entstehung einer „personalen Bürokratie“ im langen dritten Jahrhundert*, Berlin
- Eich (2008): Peter Eich, Aristokratie und Monarchie im kaiserzeitlichen Rom, in: Beck/Scholz/Walter, 125–151
- Elsner (1995): Jaś Elsner, *Art and the Roman Viewer*, Cambridge
- Fantham (1998): Elaine Fantham, *Literarisches Leben im antiken Rom. Sozialgeschichte der römischen Literatur von Cicero bis Apuleius*, Stuttgart
- Fehr (1971): Burkhardt Fehr, *Orientalische und griechische Gelage*, Bonn
- Fehrle (1983): Rudolf Fehrle, *Cato Uticensis*, Darmstadt
- Fisher (2009): Nick Fisher, The culture of competition, in: Raaflaub/van Wees, 524–541
- Fisher/van Wees (2011): Nick Fisher/Hans van Wees (Hgg.), *Competition in the Ancient World*, Swansea
- Flaig (1993): Egon Flaig, Politisierte Lebensführung und ästhetische Kultur. Eine semiotische Untersuchung am römischen Adel, in: *Historische Anthropologie* 1, 193–217
- Flaig (2003): Egon Flaig, *Ritualisierte Politik. Zeichen, Gesten und Herrschaft im Alten Rom*, Göttingen
- Flaig (2010): Egon Flaig, Olympiaden und andere Spiele – „immer der Beste sein“, in: Elke Stein-Hölkeskamp/Karl-Joachim Hölkeskamp (Hgg.), *Die griechische Welt. Erinnerungsorte der Antike*, München, 353–369
- Flower (1996): Harriet I. Flower, *Ancestor Masks and Aristocratic Power in Roman Culture*, Oxford
- Flower (2010): Harriet Flower, *Roman Republics*, Princeton
- Foucault (2003): Michel Foucault, Vorrede zur Überschreitung, in: Daniel Defert/François Ewald (Hgg.), *Schriften zur Literatur*, Frankfurt, 64–85
- Foucault (1989): Michel Foucault, *Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit*, Bd.3, Frankfurt (zuerst Paris 1984)
- Fouchard (1997): Alain Fouchard, *Aristocratie et démocratie. Idéologies et sociétés en Grèce ancienne*, Besançon
- Fowler (1989): Don P. Fowler, Lucretius and Politics, in: Griffin/Barnes, 120–150
- Fuhrer (2012): Therese Fuhrer, Autor-Figurationen: Literatur als Ort der Inszenierung von Kompetenz, in: Fuhrer/Renger, 129–147
- Fuhrer/Renger (2012): Therese Fuhrer/ Almut-Barbara Renger (Hgg.), *Performanz von Wissen. Strategien der Wissensvermittlung in der Vormoderne*, Heidelberg
- Funaioli (1914): Gino Funaioli, recitationes, in: *RE* 1 A1, 435–446
- Galinsky (1996): Karl Galinsky, *Augustan Culture*, Princeton
- Galsterer (1994): Hartmut Galsterer, Kunstraub und Kunsthandel im republikanischen Rom, in: Hellenkemper Salies/von Prittwitz und Gaffron/Bauchhenß, 857–866

- Gehrke (1994): Hans-Joachim Gehrke, Mythos, Geschichte, Politik – antik und modern, in: *Saeculum* 45, 239–264
- Gibson (2003): Roy K. Gibson, Pliny and the Art of (In)offensive Self-Praise, in: *Arethusa* 36, 235–254
- Giovannini/van Berchem (1987): Alberto Giovannini/Denis van Berchem (Hgg.), *Opposition et résistance à l'Empire d'Auguste à Trajan*, Entretiens sur l'antiquité classique 33, Genf
- Goette (1986): Hans R. Goette, Die Bulla, in: *Bonner Jahrbücher* 186, 133–164
- Goette (1988): Hans R. Goette, Mulleus – Embas – Calceus. Ikonographische Studien zum römischen Schuhwerk, in: *Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts* 103, 401–464
- Goette (1990): Hans R. Goette, *Studien zu römischen Togadarstellungen*, Mainz
- Goette (2013): Hans R. Goette, Die römische ‚Staatstracht‘ – toga, tunica und calcei, in: Wieczorek/Schulz/Tellenbach, 39–52
- Goldbeck (2010): Fabian Goldbeck, *Salutationes. Die Morgenbegrüßung im Rom der Republik und der frühen Kaiserzeit*, Berlin
- Goldman (1994): Norma Goldman, Roman Footwear, in: Sebesta/Bonfante, 101–129
- Greenblatt (1980/2005): Stephen Greenblatt, *Renaissance Self-fashioning. From More to Shakespeare*, Chicago (zuerst 1980)
- Griffin (1976): Miriam Griffin, *Seneca. A Philosopher in Politics*, Oxford
- Griffin (1989): Miriam Griffin, Philosophy, Politics and Politicians at Rome, in: Griffin/Barnes, 1–37
- Griffin/Barnes (1989): Miriam Griffin/Timothy Barnes (Hgg.), *Philosophia Togata. Essays on Philosophy and Roman Society*, Oxford
- Hahn (2005): Hans-Peter Hahn, *Materielle Kultur. Eine Einführung*, Berlin
- Hansen (1993): Mogens H. Hansen (Hg.), *The Ancient Greek City-State*, Kopenhagen
- Hartmann (2016): Elke Hartmann, *Ordnung in Unordnung. Kommunikation, Konsum und Konkurrenz in der stadtrömischen Gesellschaft der frühen Kaiserzeit*, Stuttgart
- Heil (2005): Matthäus Heil, Sozialer Abstieg, beredtes Schweigen?, in: Eck/Heil, 295–312
- Hellenkemper Salies/ von Prittwitz und Gaffron/Bauchhenß (1994): Gisela Hellenkemper Salies/Hans-Hoyer von Prittwitz und Gaffron/Gerhard Bauchhenß (Hgg.), *Das Wrack. Der antike Schiffsfund von Mahdia*, 2 Bde., Köln
- Henderson (2003): John Henderson, Portrait of the Artist as a Figure of Style: P.L.I.N.Y.'s Letters, in: *Arethusa* 36, 115–125
- Heskel (2001): Julia Heskel, Cicero as Evidence for Attitudes to Dress in the Late Republic, in: Sebesta/Bonfante, 133–145
- Hildebrandt (2009): Berit Hildebrandt, Seide als Prestigegut in der Antike, in: Berit Hildebrandt/Caroline Veit (Hgg.), *Der Wert der Dinge – Güter im Prestigediskurs*, München, 183–239
- Hildebrandt (2013): Berit Hildebrandt, Seidenkleider in der römischen Kaiserzeit, in: Wieczorek/Schulz/Tellenbach, 58–61
- Hopkins/Burton (1983): Keith Hopkins/Graham Burton, Ambition and Withdrawal: The Senatorial Aristocracy under the Emperors, in: Keith Hopkins, *Death and Renewal*, Cambridge, 120–200
- Hölkeskamp (1987/2011): Karl-Joachim Hölkeskamp, *Die Entstehung der Nobilität. Studien zur sozialen und politischen Geschichte der Römischen Republik im 4. Jhdt. v. Chr.*, 2. erweiterte Aufl. Stuttgart (zuerst 1987)

- Hölkeskamp (1993/2004): Karl-Joachim Hölkeskamp, Krieg, Konkurrenz und Konsens: die Expansion in Italien und die Entstehung der Nobilität, in: Hölkeskamp (2004), 11–48 (zuerst englisch: Conquest, Competition and Consensus: Roman Expansion in Italy and the Rise of the *Nobilitas*, in: *Historia* 42, 1993, 12–39)
- Hölkeskamp (1994): Karl-Joachim Hölkeskamp, Tempel, Agora und Alphabet. Die Entstehungsbedingungen von Gesetzgebung in der archaischen Polis, in: Hans-Joachim Gehrke (Hg.), *Rechtskodifizierung und soziale Normen im interkulturellen Vergleich*, Tübingen, 133–164
- Hölkeskamp (1995/2004): Karl-Joachim Hölkeskamp, *Oratoris maxima scaena*: Reden vor dem Volk in der politischen Kultur der Republik, in: Hölkeskamp (2004), 219–256 (zuerst in: Martin Jehne [Hg.], *Demokratie in Rom? Die Rolle des Volkes in der Politik der römischen Republik*, Stuttgart 1995, 11–49)
- Hölkeskamp (1999): Karl-Joachim Hölkeskamp, *Schiedsrichter, Gesetzgeber und Gesetzgebung im archaischen Griechenland*, Stuttgart
- Hölkeskamp (2000): Karl-Joachim Hölkeskamp, (In-)Schrift und Monument. Zum Begriff des Gesetzes im archaischen und klassischen Griechenland, in: *Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik* 132, 73–96
- Hölkeskamp (2001/2004): Karl-Joachim Hölkeskamp, Capitol, Comitium und Forum: Öffentliche Räume, sakrale Topographie und Erinnerungslandschaften, in: Hölkeskamp (2004), 137–168 (zuerst erschienen in: Stefan Faller [Hg.], *Studien zu antiken Identitäten [Identitäten und Alteritäten Bd.9]*, Würzburg 2001, 97–132)
- Hölkeskamp (2004): Karl-Joachim Hölkeskamp, *SENATVS POPVLVSQVE ROMANVS. Die politische Kultur der Republik. Dimensionen und Deutungen*, Stuttgart
- Hölkeskamp (2004/2010): Karl-Joachim Hölkeskamp, *Reconstructing the Roman Republic. An Ancient Political Culture and Modern Research*, Princeton (zuerst deutsch 2004)
- Hölkeskamp (2006/2017): Karl-Joachim Hölkeskamp, Konsens und Konkurrenz. Die politische Kultur der römischen Republik in neuer Sicht, in: Hölkeskamp (2017), 123–161 (zuerst erschienen in: *Klio* 88, 2, 2006, 360–396)
- Hölkeskamp (2008/2017): Karl-Joachim Hölkeskamp, Hierarchie und Konsens. *Pompae* in der politischen Kultur der römischen Republik, in: Hölkeskamp (2017), 189–236 (zuerst erschienen in: Alexander H. Ahrweiler/Bardo M. Gauly [Hgg.], *Machtfragen. Zur kulturellen Repräsentation und Konstruktion von Macht in der Antike*, Stuttgart 2008, 79–126)
- Hölkeskamp (2009): Karl-Joachim Hölkeskamp, Mythos und Politik – (nicht nur) in der Antike. Anregungen und Angebote der neuen „historischen Politikforschung“, in: *Historische Zeitschrift* 288, 1–50
- Hölkeskamp (2009/2017), Karl-Joachim Hölkeskamp, Die „letzte Generation“ der Republik – eine politische Kultur in der Krise. Gemäßigt radikale Vorbemerkungen zum kategorischen Imperativ der Konzepte, in: Hölkeskamp (2017), 311–327 (zuerst erschienen in: Hölkeskamp/Müller-Luckner, 1–25)
- Hölkeskamp (2011): Karl-Joachim Hölkeskamp, The Roman republic as theatre of power: the consuls as leading actors, in: Hans Beck/Antonio Duplá/Martin Jehne/Francisco Pina Polo (Hgg.), *Consuls and Res Publica. Holding High Office in the Roman Republic*, Cambridge, 161–181
- Hölkeskamp (2013/2017): Karl-Joachim Hölkeskamp, *Concordia contionalis*. Die rhetorische Konstruktion von Konsens in der römischen Republik, in: Hölkeskamp (2017), 163–188

- (zuerst erschienen in: Egon Flaig/Elisabeth Müller-Luckner [Hgg.], *Genesis und Dynamiken der Mehrheitsentscheidung*, München 2013, 101–128)
- Hölkeskamp (2014): Karl-Joachim Hölkeskamp, Konkurrenz als sozialer Handlungsmodus – Überlegungen zu Konzepten, Kategorien und Perspektiven für die historische Forschung, in: Ralph Jessen (Hg.), *Konkurrenz in der Geschichte. Praktiken – Werte – Institutionalisierungen*, Frankfurt/M., 33–57
- Hölkeskamp (2016/2017): Karl-Joachim Hölkeskamp, *Memoria*, Monumente und Moneten. Medien aristokratischer Selbstdarstellung – das Beispiel der Caecilii Metelli, in: Hölkeskamp (2017), 273–309 (zuerst erschienen in: Florian Haymann/Wilhelm Hollstein/Martin Jehne [Hgg.], *Neue Forschungen zur Münzprägung der römischen Republik*, Bonn 2016, 49–82)
- Hölkeskamp (2017): Karl-Joachim Hölkeskamp, *LIBERA RES PUBLICA. Die politische Kultur des antiken Rom – Positionen und Perspektiven*, Stuttgart
- Hölkeskamp (2018): Karl-Joachim Hölkeskamp, Monumente und die Multimedialität der *memoria*: die ‚corporate identity‘ der *gens Fabia*, in: *Klio* 100, 3, 709–764
- Hölkeskamp (2018a): Karl-Joachim Hölkeskamp, Ethos – Ehre – Exzellenz. Antike Eliten im Vergleich I: Prolegomena zu Konzepten und Kategorien, in: Stein-Hölkeskamp/Hölkeskamp, 31–41
- Hölkeskamp (2018b): Karl-Joachim Hölkeskamp, Ethos – Ehre – Exzellenz. Antike Eliten im Vergleich III: Die politische Klasse der römischen Republik, in: Stein-Hölkeskamp/Hölkeskamp, 61–75
- Hölkeskamp (2019): Karl-Joachim Hölkeskamp, Verlierer in der ‚Konkurrenz unter Anwesenden‘. Agonalität in der politischen Kultur der römischen Republik, in: Hölkeskamp/Beck, 11–29
- Hölkeskamp/Beck (2019): Karl-Joachim Hölkeskamp/Hans Beck (Hgg.), *Verlierer und Aussteiger in der ‚Konkurrenz unter Anwesenden‘. Agonalität in der politischen Kultur des antiken Rom*, Stuttgart
- Hölkeskamp/Müller Luckner (2009): Karl-Joachim Hölkeskamp/Elisabeth Müller-Luckner (Hgg.), *Eine politische Kultur (in) der Krise? Die „letzte Generation“ der römischen Republik*, München.
- Hölscher (1987): Tonio Hölscher, *Römische Bildsprache als semantisches System*. Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, 2. Abh., Heidelberg
- Hölscher (1994): Tonio Hölscher, Hellenistische Kunst und römische Aristokratie, in: Hellenkemper Salies/von Prittwitz und Gaffron/Bauhenß, 875–888
- Hölscher (2004): Tonio Hölscher, Provokation und Transgression als politischer Habitus in der späten römischen Republik, in: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung* 111, 83–104
- Hölscher (2009): Tonio Hölscher, Denkmäler und Konsens. Die sensible Balance von Verdienst und Macht, in: Hölkeskamp/Müller-Luckner, 161–181
- Houston (2014): George W. Houston, *Inside Roman Libraries. Book Collections and Their Management in Antiquity*, Chapel Hill
- Jaeger (1992): Friedrich Jaeger, Der Kulturbegriff im Werk Max Webers und seine Bedeutung für eine moderne Kulturgeschichte, in: *Geschichte und Gesellschaft* 19, 371–393
- Johnson (2010): William S. Johnson, *Readers and Reading Culture in the High Roman Empire. A Study of Elite Communities*, Oxford
- Jones (1950): Ernest Jones, *Papers on Psycho-Analysis*, 5. Aufl., London
- Keaveney (1992): Athur Keaveney, *Lucullus. A Life*, London

- Kierdorf (1980): Wilhelm Kierdorf, *Laudatio Funeris. Interpretationen und Untersuchungen zur Entwicklung der römischen Leichenrede*, Meisenheim
- Klein (1981): Richard Klein, *Die Romrede des Aelius Aristeides*. Einführung, Darmstadt
- Kleiner (1992): Diana E.E. Kleiner, *Roman Sculpture*, New Haven
- Klingenberg (2009): Andreas Klingenberg, *Sozialer Abstieg in der römischen Kaiserzeit. Risiken der Oberschicht in der Zeit von Augustus bis zum Ende der Severer*, Paderborn etc.
- Koortbojian (2008): Michael Koortbojian, The Double Identity of Roman Portrait Statues: Costumes and Their Symbolism at Rome, in: Edmondson/Keith, 71–93
- Krasser (1985): Helmut Krasser, Entwicklungen der römischen Lesekultur in trajanischer Zeit, in: Barbara Kühnert/Volker Riedel/Rismag Gordesiani (Hgg.), *Prinzipat und Kultur im 1. und 2. Jahrhundert*, Bonn, 79–89
- Krenkel (2002): Werner A. Krenkel, *Marcus Terentius Varro. Saturae Menippeae. Übersetzung und Kommentar*, St. Katharinen
- Kriekhaus (2006): Andreas Kriekhaus, *Senatorische Familien und ihre patriae (1./ 2. Jahrhundert n. Chr.)*, Hamburg
- Kübler (1926): Bernhard Kübler, Lictor, in: *RE* 13, 507–518
- Kunst (2005): Christiane Kunst, Römische Privatbibliotheken: Zur Selbstinszenierung der römischen Aristokratie, in: *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* 57, 48–59
- Leach (1990): Eleanor W. Leach, The Politics of Self-Presentation: Pliny's Letters and Roman Portrait Sculpture, in: *Classical Antiquity* 9, 14–39
- Leach (2003): Eleanor W. Leach, Otium as Luxuria: Economy of Status in the Younger Pliny's Letters, in: *Arethusa* 36, 147–165
- Leigh (2000): Matthew Leigh, Oblique Politics: Epic of the imperial period, in: Oliver Taplin (Hg.), *Literature in the Greek and Roman Worlds. A new perspective*, Oxford, 468–491
- Leppin (1992): Hartmut Leppin, Die Laus Pisonis als Zeugnis senatorischer Mentalität, in: *Klio* 74, 1992, 221–236
- Leppin (2002): Hartmut Leppin, Atticus: Zum Wertewandel in der späten Republik, in: Jörg Spielvogel (Hg.), *Res publica reperta. Zur Verfassung und Gesellschaft der römischen Republik und des frühen Prinzipats. Festschrift für Jochen Bleicken zum 75. Geburtstag*, Stuttgart, 192–202
- Lintott (1999): Andrew Lintott, *The Constitution of the Roman Republic*, Oxford
- Ludolph (1997): Matthias Ludolph, *Epistolographie und Selbstdarstellung. Untersuchungen zu den ‚Paradebriefen‘ Plinius des Jüngeren*, Tübingen
- Lundgreen (2019): Christoph Lundgreen, Lucullus und die politische Kultur der römischen Republik. Konkurrenz und Distinktion zwischen Feldherren, Feinschmeckern und Fischteichbesitzern, in: Hölkeskamp/Beck, 81–126
- Lutz (1947): Cora E. Lutz, Musonius Rufus. „The Roman Socrates“, in: *Yale Classical Studies* 10, 3–147
- Mann (2001): Christian Mann, *Athlet und Polis im archaischen und frühklassischen Griechenland*, Göttingen
- Manuwald (2003): Gesine Manuwald, Eine ‚Schule‘ für Novum Comum (Epist. 4, 13), in: Luigi Castagna/Gregor Vogt-Spira (Hgg.), *Plinius der Jüngere und seine Zeit*, Leipzig, 203–217
- Marzano (2013): Annalisa Marzano, *Harvesting the Sea. The Exploitation of Marine Resources in the Roman Mediterranean*, Oxford
- Maschek (2018): Dominik Maschek, *Die römischen Bürgerkriege. Archäologie und Geschichte einer Krisenzeit*, Darmstadt

- Mayer (2003): Roland Mayer, Pliny and Gloria Dicendi, in: *Arethusa* 36, 2003, 227–234
- McDonnell (1996): Myles McDonnell, Writing, Copying, and Autograph Manuscripts in Ancient Rome, in: *Classical Quarterly* 46, 469–491
- McNelis (2008): Charles McNelis, *Ut sculptura poesis*: Statius, Martial, and the Hercules *epitrapezios* of Novius Vindex, in: *American Journal of Philology* 129, 255–276
- Meister (2009): Jan B. Meister, Pisos Augenbrauen. Zur Lesbarkeit aristokratischer Körper in der späten römischen Republik, in: *Historia* 58, 71–95
- Meister (2012): Jan B. Meister, *Der Körper des Princeps. Zur Problematik eines monarchischen Körpers ohne Monarchie*, Stuttgart
- Meister (2017): Jan B. Meister, Kleidung und Normativität in der römischen Elite, in: Tanja Itgenshorst/Philippe LeDoze (Hgg.), *La norme sous la République et le Haut-Empire romains. Élaboration, diffusion et contournements*, Bordeaux, 189–198
- Meneghini (2002): Roberto Meneghini, Die ‚bibliotheca Ulpia‘. Neueste Ausgrabungen in der Bibliothek im Traiansforum in Rom, in: Wolfgang Höpfner (Hg.), *Antike Bibliotheken*, Mainz, 117–122
- Millett (2010): Martin Millett, *The Romanization of Britain: an essay in archaeological interpretation*, Cambridge
- Mitchell/Rhodes (1997): Lynette G. Mitchell/Peter Rhodes (Hgg.), *The Development of the Polis in Archaic Greece*, London
- Momigliano (1969): Arnaldo Momigliano, Seneca between Political and Contemplative Life, in: ders., *Quatro contributo alla storia degli studi classici e del mondo antico*, Rom, 239–256
- Mommsen, RStR: Theodor Mommsen, *Römisches Staatsrecht*, Bd. I, II/1, II/2, Leipzig ³1887; Bd. III/1 und III/2, Leipzig 1888 (ND 1969)
- Morcillo (2004): Marta García Morcillo, Der Preis der Begierde: Auktionen von Kunst- und Luxusobjekten in der römischen Welt, in: *Laverna* 15, 11–32
- Morcillo (2010): Marta García Morcillo, Zwischen Kunst und *luxuria*: Die korinthischen Bronzen in Plinius' *Naturalis historia*, in: *Hermes* 138, 442–454
- Moretti/Sgubini-Moretti (1977): Mario Moretti/Anna M. Sgubini-Moretti, *La villa dei Volusii a Lucus Feroniae*, Rom
- Morgan (1993): Catherine Morgan, The origins of pan-hellenism: in: Spyridon Marinatos/Robin Hägg (Hgg.), *Greek sanctuaries: new approaches*, London, 19–44
- Murphy-O'Connor (1983): Jerome Murphy-O'Connor, Corinthian bronze, in: *Revue Biblique* 90, 80–93
- Murray (1983): Oswyn Murray, The Symposium as Social Organisation, in: Robin Hägg (Hg.), *The Greek Renaissance of the Eighth Century. Tradition and Innovation*, Stockholm, 195–199
- Murray (1990): Oswyn Murray (Hg.), *Sympotica. A Symposium on the Symposium*, Oxford
- Murray (2009): Oswyn Murray, The Culture of the Symposium, in: Raaflaub/van Wees, 508–523
- Mutschler (1988): Fritz-Heiner Mutschler, Zur Bedeutung des Ritterstandes für die Geschichte der römischen Literatur im 2. und 1. Jh. v. Chr., in: *Würzburger Jahrbücher* 14, 113–135
- Neer (2007): Richard T. Neer, Delphi, Olympia, and the Art of Politics, in: H. Alan Shapiro (Hg.), *The Cambridge Companion to Archaic Greece*, Cambridge, 225–264
- Neumann/Warning (2003): Gerhard Neumann/Rainer Warning (Hgg.), *Transgressionen. Literatur als Ethnographie*, Freiburg

- Nicholson (2005): Nigel J. Nicholson, *Aristocracy and Athletics in Archaic and Classical Greece*, Cambridge
- Olson (2017): Kelly Olson, *Masculinity and Dress in Roman Antiquity*, London/New York
- Page (2015): Sven Page, *Der ideale Aristokrat. Plinius der Jüngere und das Sozialprofil der Senatoren in der Kaiserzeit*, Heidelberg
- Pape (1975): Margit Pape, *Griechische Kunstwerke aus Kriegsbeute und ihre öffentliche Aufstellung in Rom. Von der Eroberung von Syrakus bis in die augusteische Zeit*, Diss. phil. Hamburg
- Pausch (2004): Dennis Pausch, *Biographie und Bildungskultur. Personendarstellungen bei Plinius dem Jüngeren, Gellius und Sueton*, Berlin
- Pausch (2003): Matthias Pausch, *Die römische Tunika. Ein Beitrag zur Peregrinisierung römischer Kleidung*, Augsburg
- Pearce (1995): Susan M. Pearce, *On Collecting: An investigation into collecting in the European tradition*, London/New York
- Perlwitz (1992): Olaf Perlwitz, *Titus Pomponius Atticus. Untersuchungen zur Person eines einflussreichen Ritters in der ausgehenden römischen Republik*, Stuttgart
- Platts (2011): Hannah Platts, Keeping up with the Joneses: competitive display within the Roman villa landscape, in: Fisher/van Wees, 239–277
- Purcell (1995): Nicolas Purcell, Eating Fish: the Paradoxes of Seafood, in: Wilkins/Harvey/Dobson, 132–149
- Raaflaub (1987): Kurt A. Raaflaub, Grundzüge, Ziele und Ideen der Opposition gegen die Kaiser im 1. Jh. n. Chr., in: Giovannini/van Berchem, 1–55
- Raaflaub/Samons (1990): Kurt A. Raaflaub/ Loren J. Samons II, Opposition to Augustus, in: Kurt A. Raaflaub/Mark Toher (Hgg.), *Between Republic and Empire. Interpretations of Augustus and His Principate*, Berkeley etc., 417–454
- Raaflaub/van Wees (2009): Kurt A. Raaflaub/Hans van Wees (Hgg.): *A Companion to Archaic Greece*, Malden (Mass.)
- Reinhold (1970): Meyer Reinhold, *A History of Purple as a Status Symbol in Antiquity*, Brüssel
- Roller (2011): Matthew B. Roller, To whom am I speaking? The Changing Venues of Competitive Eloquence in the Early Empire, in: Blösel/Hölkeskamp, 197–221
- Roman (2001): Yves Roman, *Empereurs et sénateurs. Une histoire politique de l'Empire romain I^{er}-IV^e siècles*, Paris
- Rothfuß (2010): Melissa A. Rothfuß, The *gens togata*: changing styles and changing identities, in: *American Journal of Philology* 131, 425–452
- Rötter (1969): Ingeborg Rötter, *Varros Menippea Peri edesmaton*, Diss. Köln
- Roussel (1976): Denis Roussel, *Tribu et cité. Études sur les groupes sociaux dans les cités grecques aux époques archaïque et classique*, Paris
- Russell (2016): Amy Russell, *The Politics of Public Space in Republican Rome*, Cambridge
- Rutledge (2012): Steven Rutledge, *Ancient Rome as a Museum: Power, Identity, and the Culture of Collecting*, Oxford
- Salomies (2001): Olli Salomies, Names and identities: onomastics and prosopography, in: Bodel, 73–94
- Salomies (2005): Olli Salomies, Redner und Senatoren. Eloquenz als Standeskultur (1.–3. Jh. n. Chr.), in: Eck/Heil, 229–262
- Schmitz (1999): Winfried Schmitz, Nachbarschaft und Dorfgemeinschaft im archaischen Griechenland, in: *Historische Zeitschrift*, 268, 561–597

- Schmitz (2004): Winfried Schmitz, *Nachbarschaft und Dorfgemeinschaft im archaischen und klassischen Griechenland*, München
- Schmitz (2007): Winfried Schmitz, *Haus und Familie im antiken Griechenland*, München
- Schmitz (2008): Winfried Schmitz, Verpaßte Chancen. Adel und Aristokratie im archaischen Griechenland, in: Beck/Scholz/Walter, 35–70
- Schmitz (2014): Winfried Schmitz, *Die griechische Gesellschaft – Eine Sozialgeschichte der archaischen und klassischen Zeit*, Heidelberg
- Schneider (1975): Lambert A. Schneider, *Zur Bedeutung der archaischen Korenstatuen*, Hamburg
- Schneider (2001): Werner J. Schneider, *Phidiae putavi: Martial und der Hercules epitrapezius des Novius Vindex*, in: *Mnemosyne* 54, 697–720
- Scholz (2005): Peter Scholz, Zur öffentlichen Repräsentation römischer Senatoren und Magistrate: Einige Überlegungen zur (verlorenen) materiellen Kultur der republikanischen Senatsaristokratie, in: Tobias L. Kienlin (Hg.), *Die Dinge als Zeichen: Kulturelles Wissen und materielle Kultur*, Bonn, 409–431
- Sebesta (2005): Judith L. Sebesta, The *toga praetexta* of Roman Children and Praetextate Garments, in: Cleland/Harlow/Llewellyn, 113–120
- Sebesta/Bonfante (1994): Judith L. Sebesta/Larissa Bonfante (Hgg.), *The World of the Roman Costume*, London
- Seelentag (2004): Gunnar Seelentag, *Taten und Tugenden Traians. Herrschaftsdarstellung im Principat*, Stuttgart
- Seelentag (2008): Gunnar Seelentag: Der Kaiser als Fürsorger – die italische Alimenterinstitution, in: *Historia* 57, 208–241
- Sehlmeyer (1999): Markus Sehlmeyer, *Stadtrömische Ehrenstatuen der republikanischen Zeit. Historizität und Kontext von Symbolen nobilitären Standesbewußtseins*, Stuttgart
- Settis (1988): Salvatore Settis, Die Ara Pacis, in: *Kaiser Augustus und die verlorene Republik. Eine Ausstellung im Martin-Gropius-Bau*, 7. Juni – 14. August, Berlin, 226–231
- Sherwin-White (1966): Adrian N. Sherwin-White, *The Letters of Pliny. A historical and social Commentary*, Oxford
- Siegrist (1997): Hannes Siegrist, Konsum, Kultur und Gesellschaft im modernen Europa, in: Siegrist/Kaeble/Kocka, 13–48
- Siegrist/Kaeble/Kocka (1997): Hannes Siegrist/Hartmut Kaeble/Jürgen Kocka (Hgg.), *Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert)*, Frankfurt
- Simmel (1900/1989): Georg Simmel, *Philosophie des Geldes*, in: David P. Frisby/Klaus Köhnke (Hgg.), Georg Simmel, Gesamtausgabe, Bd. 6, Frankfurt/M.
- Simmel (1903): Georg Simmel, Die Großstädte und das Geistesleben, in: Theodor Petermann (Hg.), *Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung*, Dresden, 185–206
- Simmel (1905/1995): Georg Simmel, *Philosophie der Mode*, in: Michael Behr/Volkhard Krecht/Gerd Schmidt (Hgg.), Georg Simmel Gesamtausgabe, Bd. 10, Frankfurt/M., 7–37
- Simmel (1908/1992): Georg Simmel, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, in: David P. Frisby/Klaus Köhnke (Hgg.), Georg Simmel Gesamtausgabe, Bd. 11, Frankfurt/M.
- Solomon (1995): Jon Solomon, The Apician Sauce – *Ius Apicium*, in: Wilkins/Harvey/Dobson, 115–131
- Stahl (1987): Michael Stahl, *Aristokraten und Tyrannen im archaischen Athen*, Stuttgart

- Starbatty (2009): Angelika Starbatty, *Aussehen ist Ansichtssache. Kleidung in der Kommunikation der römischen Antike*, München
- Starbatty (2012): Angelika Starbatty, Warum Cicero Kleidung zum Thema macht, in: Birgit Christiansen/Ulrich Thaler (Hgg.), *Ansehenssache. Formen von Prestige in Kulturen des Altertums*, München, 129–147
- Steel/van der Blom (2013): Catherine Steel/Henriette van der Blom (Hgg.), *Community and Communication. Oratory and Politics in Republican Rome*, Oxford
- Steigerwald (1986): Gerhard Steigerwald, Die antike Purpurfärberei nach dem Bericht Plinius' des Älteren in seiner *Naturalis Historia*, in: *Traditio* 42, 1–57
- Stein-Hölkeskamp (1989): Elke Stein-Hölkeskamp, *Adelskultur und Polisgesellschaft. Studien zum griechischen Adel in archaischer und klassischer Zeit*, Stuttgart
- Stein-Hölkeskamp (2002a): Elke Stein-Hölkeskamp, Tödliches Tafeln: Gastmähler in erneronischer Zeit, in: Luigi Castagna/Gregor Vogt-Spira (Hgg.), *Pervertere: Ästhetik der Verkehrung. Literatur und Kultur erneronischer Zeit und ihre Rezeption*, Leipzig, 2–28
- Stein-Hölkeskamp (2002b): Elke Stein-Hölkeskamp, Culinarische Codes: Das ideale Bankett bei Plinius d. Jüngeren und seinen Zeitgenossen, in: *Klio* 84, 465–490
- Stein-Hölkeskamp (2003): Elke Stein-Hölkeskamp, Vom *homo politicus* zum *homo litteratus*. Lebensziele und Lebensideale der römischen Elite von Cicero bis zum jüngeren Plinius, in: Karl-Joachim Hölkeskamp/Jörn Rüsen/Elke Stein-Hölkeskamp/Heinrich T. Grütter (Hgg.), *Sinn (in) der Antike. Orientierungssysteme, Leitbilder und Wertkonzepte im Altertum*, Mainz, 315–334
- Stein-Hölkeskamp (2005/2010): Elke Stein-Hölkeskamp, *Das römische Gastmahl. Eine Kulturgeschichte*, München
- Stein-Hölkeskamp (2011): Elke Stein-Hölkeskamp, Zwischen Pflicht und Neigung? Lebensläufe und Lebensentwürfe in der römischen Reichsaristokratie der Kaiserzeit, in: Blösel/Hölkeskamp, 175–195
- Stein-Hölkeskamp (2014): Elke Stein-Hölkeskamp, Essen ohne Grenzen – Transfer und Transgression im Imperium Romanum, in: *Hermes* 142, 162–180
- Stein-Hölkeskamp (2018): Elke Stein-Hölkeskamp, Eliten im archaischen Griechenland, in: Stein-Hölkeskamp/Hölkeskamp, 43–59
- Stein-Hölkeskamp/Hölkeskamp (2018): Elke Stein-Hölkeskamp/Karl-Joachim Hölkeskamp, *Ethos – Ehre – Exzellenz. Antike Eliten im Vergleich*, Göttingen
- Stein-Hölkeskamp (2019): Elke Stein-Hölkeskamp, Aussteigen, Absteigen, Umsteigen? Die Entwicklung konkurrierender Felder der Distinktion von der späten Republik zum frühen Prinzipat, in: Hölkeskamp/Beck, 169–188
- Stein-Hölkeskamp (2019a): Elke Stein-Hölkeskamp, „Geld macht den Mann“: Reichtum als Distinktionsmerkmal antiker Eliten, in: *Klio* 101, 2, 427–451
- Stein-Hölkeskamp (2019b): Elke Stein-Hölkeskamp, Kampfplätze der Konkurrenz. Felder und Foren aristokratischer Konkurrenz im archaischen Griechenland, in: Jan Meister/Gunnar Seelentag (Hgg.), *Konkurrenz und Institutionalisierung im archaischen Griechenland*, Stuttgart (zum Druck angenommen)
- Strobel (1983): Karl Strobel, Laufbahn und Vermächtnis des jüngeren Plinius. Zu CIL VI 5262, in: *Beiträge zur Geschichte* (Bamberger Hochschulschriften 11), Bamberg, 37–56
- Syme (1958): Ronald Syme, *Tacitus*, vols. I-II, Oxford
- Talbert (1984): Richard A. Talbert, *The Senate of Imperial Rome*, Princeton

- Tröster (2008): Manuel Tröster, *Themes, Character, and Politics in Plutarch's Life of Lucullus*, Stuttgart
- Ulf (1999): Christoph Ulf, *Die homerische Gesellschaft. Materialien zur analytischen Beschreibung und historischen Lokalisierung*, München
- Van der Blom (2016): Henriette van der Blom, *Oratory and Political Career in the Late Roman Republic*, Cambridge
- Van Wees (2002): Hans van Wees, Greed, generosity, and gift exchange in early Greece and the western Pacific, in Wim Jongman/ Marc Kleijwegt (Hgg.), *After the Past: Essays in honour of H.W. Pleket*, Leiden, 341–378
- Van Wees/Fisher (2015): Hans van Wees/ Nick Fisher (Hgg.), *'Aristocracy' in Antiquity. Redefining Greek and Roman Elites*, Swansea
- Veblen (2007): Thorstein Veblen, *Theorie der feinen Leute*, Frankfurt/M. (zuerst: englisch 1899)
- Vollkommer (2004): Rainer Vollkommer (Hg.), *Künstlerlexikon der Antike*, München etc.
- Vout (1996): Caroline Vout, The Myth of the Toga: Understanding the History of Roman Dress, in: *Greece & Rome* 43, 204–220
- Wagner-Hasel (2002): Beate Wagner-Hasel, Verschwendung und Politik in Rom. Überlegungen zur politischen Semantik des Luxuskonsums in der späten Republik und in der frühen Kaiserzeit, in: *Historische Anthropologie* 10, 3, 325–353
- Wallace-Hadrill (1994): Andrew Wallace-Hadrill, *Houses and Society in Pompeii and Herculaneum*, Princeton
- Wallace-Hadrill (2008): Andrew Wallace-Hadrill, *Rome's Cultural Revolution*, Cambridge
- Walter (2017): Uwe Walter, *Politische Ordnung der römischen Republik*, Berlin/Boston
- Waurick (1975): Götz Waurick, Kunstraub der Römer. Untersuchungen zu seinen Anfängen anhand der Inschriften, in: *Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums* 22, 1–46
- Weber (1922/1988): Max Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hg. von Johannes Winckelmann, 2. Aufl., Tübingen (zuerst 1922)
- Wecowski (2014): Marek Wecowski, *The Rise of the Aristocratic Banquet*, Oxford
- Weiler (2006): Ingomar Weiler, Wider und für das agonale Prinzip – eine griechische Eigenheit? Wissenschaftliche Aspekte und Grundsatzüberlegungen, in: *Nikephoros* 19, 81–110
- Welch (2006): Katherine E. Welch, *Domi Militiaequae: Roman Domestic Aesthetics and War Booty in the Republic*: in: Sheila Dillon/Katherine E. Welch (Hgg.), *Representations of War in Ancient Rome*, Cambridge, 91–161
- Welwei (2017): Karl-Wilhelm Welwei, *Die griechische Polis. Verfassung und Gesellschaft in archaischer und klassischer Zeit*, 3. Aufl. herausgegeben von Karl-Joachim Hölkeskamp/ Mischa Meier, Stuttgart
- Whitley (2015): James Whitley, Agonistic aristocrats? The curious case of archaic Crete, in: Fisher/van Wees, 287–312
- Wieczorek/Schulz/Tellenbach (2013): Alfred Wieczorek/Regine Schulz/Michael Tellenbach (Hgg.), *Die Macht der Toga. Dresscode im römischen Weltreich*, Regensburg
- Wilkins/Harvey/Dobson (1995): John Wilkins/David Harvey/Mike Dobson (Hgg.), *Food in Antiquity*, Exeter
- Winterling (2005): Aloys Winterling, „Öffentlich“ und „privat“ im kaiserzeitlichen Rom, in: Tassilo Schmitt/Winfried Schmitz/Aloys Winterling (Hgg.), *Gegenwärtige Antike – antike Gegenwart. Kolloquium zum 60. Geburtstag von Rolf Rilinger*, München, 223–244
- Woolf (2003): Greg Woolf, The City of Letters, in: Edwards/Woolf, 203–221
- Zanker (1987): *Augustus und die Macht der Bilder*, München

Personenregister – antik und modern

- P. Aelius Aristides 93f.
Aeneas 88
Agricola (Cn. Iulius Agricola) 108f.
Agrippa (M. Vipsanius Agrippa) 67
Agrippina (Iulia Agrippina) 33
Alexander der Große 68f.
L. Annaeus Mela 30
Antoninus Pius 36
Apelles 66
Apicius (M. Gavius Apicius) 103f., 111–113
Aristoteles 55
Arkesilaos 54–56, 62
Cn. Arrius Antoninus 36f.
C. Asinius Pollio 54, 61f.
Ser. Asinius Celer 106
Athenaios 29, 52
Atticus (T. Pomponius Atticus) 29
Augustus (C. Octavius, C. Iulius Caesar Octavianus, Imperator Caesar Augustus) 8, 17–20, 31f., 37f., 64, 73, 83f.
Aulus Gellius 82, 98
- Bleicken, Jochen* 19
Bloch, Marc 21
Bourdieu, Pierre 2, 5f., 101, 110
Bourriot, Felix 2 Anm. 2
Burckhardt, Jacob 5 Anm. 12
- L. Caecilius Metellus 33
Caesar (C. Iulius Caesar) 25, 54, 60f., 78, 86f.
Caligula (C. Iulius Caesar Germanicus) 32, 39, 76, 106
C. Calpurnius Piso (cos. suff. 41) 38
C. Calpurnius Piso (cos. ord. 111) 46
L. Calpurnius Piso Caesoninus 76
Capito (Cn. Octavius Capito) 39, 44
Cassius Dio (Cassius Dio Cocceianus) 31f., 111f.
Catilinarier (Anhänger des L. Sergius Catilina) 86
Cato der Ältere (M. Porcius Cato Censorius) 94
Cato der Jüngere (M. Porcius Cato Uticensis) 55f., 87–89
Cicero (M. Tullius Cicero) 9, 14, 22f., 25, 29, 52, 55, 64, 71f., 75f., 78, 82f., 84–87, 98
Claudius (Ti. Claudius Caesar Augustus) 36, 40, 73 Anm. 4
Cornelius Nepos 88
P. Cornelius Lentulus 89
L. Cornelius Scipio Asiaticus 85f.
P. Cornelius Scipio Africanus 84f.
P. Cornelius Scipio Aemilianus Africanus 86
Crassus (L. Licinius Crassus) 57
- Diokletian 78
Domitian 26, 35
- Euphorion 38
Euphranor 64
- Q. Fabius Maximus 68
Foucault, Michel 50f., 115 Anm. 63
Freud, Sigmund 67
Fuscus Salinator (Cn. Pedanius Fuscus Salinator) 35, 46
- A. Gabinius 53 Anm. 6, 76
Galba (Ser. Sulpicius Galba, Ser. Galba Imperator Augustus) 19
Germanicus (Nero Claudius Drusus Germanicus) 38
Goethe, Johann Wolfgang von 54
C. Gracchus (C. Sempronius Gracchus) 64
Ti. Gracchus (Ti. Sempronius Gracchus) 64
Greenblatt, Stephen 40 Anm. 22, 51
- Hadrian 30, 45
Hannibal 56, 59, 69, 84f.
C. Helvidius Priscus 33
Herondas 37
Homer 62

- Horaz (Q. Horatius Flaccus) 22–25, 42, 54, 78, 89 f., 105, 107 f., 110 f.
 Q. Hortensius Hortalus 95 f.
- Juvenal (D. Iunius Iuvenalis) 42 f., 64, 106–108, 110 f.
- Kallimachos 37
 Kephisodotos 62
- C. Licinius Mucianus 108
 Livius (T. Livius) 85, 94
 Lucan (M. Annaeus Lucanus) 114
 Lucullus (L. Licinius Lucullus) 29, 52–56, 96 f., 99
 Lukrez (T. Lucretius Caro) 22
 Lysippos 67 f.
- Maecenas (C. Cilnius Maecenas) 29, 111
 Mamerkus Aemilius Scaurus 38
 Mamurra 58, 60
 Cn. Manlius Vulso 94
 Marius (C. Marius) 25
 Martial (M. Valerius Martialis) 15, 22 f., 39, 42, 57 f., 60, 66, 68 f., 83, 89 f., 103, 106 f., 110
 Mentor 57 f.
 C. Minicius Fundanus 28
 Minicius Macrinus 28
 Mithridates 29, 52, 55
 Murena (L. Licinius Murena) 95 f.
 C. Musonius Rufus 113
 Myron 58, 66
 Mys 58
- Nero (L. Domitius Ahenobarbus, Nero Claudius Caesar Augustus Germanicus) 14, 33, 38, 68, 80, 108
 Nerva 26, 35, 39
 Novius Maximus 27
- Optatus 103
 Orata (C. Sergius Orata) 95 f., 107
 Ovid (P. Ovidius Naso) 61, 91
- Parrhasios 67
 Parthenios 38
- Pausias 53 f., 70
 Persius (A. Persius Flaccus) 42, 77 Anm. 13
 Petronius (T. oder C.? Petronius Arbiter) 42 f., 59 f., 111
 Phidias 58, 66
 Plinius der Ältere (C. Plinius Secundus) 33, 39, 44 f., 53, 56 f. 59, 61 f., 64, 66, 68, 75, 88–91, 94–97, 103–108, 110, 112
 Plinius der Jüngere (C. Plinius Caecilius Secundus) 9, 14–16, 26–29, 32 f., 35, 39 f., 43–50, 54, 83
 Plotius Macrinus 36
 Plutarch 52, 55, 87
 Polybios 79
 Polyklet 58, 64
 Pompeius (Cn. Pompeius Magnus) 25, 52–54
 Pompeius Saturninus 49
 T. Pomponius Bassus 32
 P. Pomponius Secundus 39–41, 64
 Praxiteles 62, 66
 Properz (Sex. Propertius) 57
- Quintilian (M. Fabius Quintilianus) 36 f., 39, 72, 74 f., 91
- Rhianos 38
 Romulus 88
 Q. Roscius Pompeius Falco 45
Roussel, Denis 2 Anm. 2
Rubens, Peter Paul 54
- C. Sallustius Crispus 29
 Seneca der Ältere (L. Annaeus Seneca) 24, 30
 Seneca der Jüngere (L. Annaeus Seneca) 22–25, 30, 40, 59, 65 f., 71, 90 f., 102 f., 105–107, 111, 112 f.
 Sentius Augurinus (Q. Gellius Sentius Augurinus) 44 f.
 M. Servilius Nonianus 36, 41
 Servilius Vatia 30
 Silius Italicus 14–16, 38 f., 64
Simmel, Georg 5, 7, 82, 101 f., 105, 109
 Q. Sosius Senecio 41 f.
 Spurinna (T. Vestricius Spurinna) 39
 Statius (P. Papinius Statius) 66, 68 f., 78

- Sueton (C. Suetonius Tranquillus) 37f.,
60f., 73, 83, 86f., 112
- Sulla (L. Cornelius Sulla Felix) 52, 69, 83
- P. Sulpicius Gallus 86
- Tacitus (P.? Cornelius Tacitus) 29f., 33, 36,
38–41, 80, 91, 100, 108f.
- C. Terentius Iunior 28
- Thrasea Paetus (P. Clodius Thrasea Paetus)
33
- Tiberius 17, 31, 38, 67, 100, 104f., 106
Anm. 29
- Tibull (Albius Tibullus) 39
- Timomachos 61
- Titus Tatius 88
- Traian 26f., 35, 39, 45, 49
- Trimalchio 43, 59f.
- Ummidius Quadratus (C. Ummidius Quadra-
tus Sertorius Severus) 46
- Valerius Maximus 85, 94, 95
- C. Valerius Paulinus 16, 41
- Varro (M. Terentius Varro) 53f., 56, 60f.,
62, 96f., 98f.
- C. Verres 84
- Vergil (P. Vergilius Maro) 14f., 64, 73
- Vespasian 28
- C. Vibius Maximus 28
- Vindex (Novius Vindex) 66, 68f.
- Vitellius 111–113
- Vitruv (M. Vitruvius) 62f.
- L. Volusius Saturninus 80f.
- Weber, Max* 21

Sachregister

- Agon 4–6, 47
Ämterlaufbahn s. *cursus honorum*
Amt 6–9, 16–18, 22, 25, 30f., 47, 72, 77, 79, 84
Aristokraten/Aristokratie s. Elite
- Bildhauer s. Toreut
Bibliothek 10, 43, 49f., 55, 61–63, 65
Bücher (s. auch Bibliothek) 10, 55, 61–65, 69, 85
- cena* s. Gastmahl
Centumviralgericht 26–29, 41
convivia s. Gastmahl
cursus honorum 7, 9, 16–20, 22f., 26–31, 33f., 36f., 46–48, 50, 52, 77, 80f.
- Delikatessen s. Gastmahl
domus s. Villa
- Elite
– griechische Elite 1–5, 47
– kaiserzeitliche Elite 9, 17–21, 27, 100–102, 110
– republikanische Elite 6–8, 18, 22, 24–26, 29, 33f., 95f.
epigraphic habit s. Inschriften
- Felder (nach Bourdieu)
– konsumtives Feld 9f., 100–105, 107, 109, 112f., 115
– kulturelles Feld 2f., 9f., 13
– literarisches Feld 2f., 9f., 15f., 36–40, 42
– militärisches Feld 2f., 6–8, 12f., 40
– politisches Feld 2–4, 6–9, 12f., 89
– religiöses Feld 2–4, 6
Expansion 8, 94, 109
- Gastmahl 11f., 23, 44f., 52f., 66, 69, 82, 94–96, 99, 102f., 106, 109, 111–113
Gemälde (s. auch Maler) 10f., 15, 53–56, 60f., 63f., 66f., 69f.
- Hausgerät 10f., 56, 65, 69, 94
imagines 24, 46–48
Inschriften 14, 16, 21, 27, 30f., 46–50, 68, 80
- Kaiser s. Princeps
Kapital (nach Bourdieu)
– kulturelles Kapital 3, 11
– ökonomisches Kapital 3, 6
– soziales Kapital 3, 6, 20, 63f., 101
– symbolisches Kapital 3, 5, 20, 63f., 101
Karriere s. *cursus honorum*
Kleidung 4, 12, 71, 78, 81–88, 90
– *chlamys* 83, 85
– *pallium* 83f.
– Toga 12, 28, 40, 71–79, 81–84, 86f., 89–91, 109
– Tunika 12, 41, 71f., 78, 84, 86–88, 90
– *synthesis* 82
Konkurrenz (s. auch Agon, Wettbewerb) 4–13, 16f., 19f., 36, 43f., 46–48, 50, 66, 91, 105–109, 115f.
Kunstmarkt 11, 53, 57
- Lesung 10, 15, 36, 40–46, 84
Liktoren 22, 25, 76
Literaturbetrieb (s. auch literarisches Feld) 10, 15, 40, 42
- Magistratur s. Amt
Maler (s. auch Gemälde) 53, 54, 60
Mobiliar s. Hausgerät
Monarchie s. Princeps; Prinzipat
- otium* 16f., 30, 83f.
- Pinakothek 10, 53, 63
populus Romanus 7f., 24, 40, 67
Princeps 17–20, 26, 28–30, 32, 81
Prinzipat 1, 8f., 16, 19, 100f.
Purpur 88f.

- Rede/Redner 20, 22f., 25, 27, 36, 41, 49,
74f., 79, 95
Rezitation s. Lesung
- salutatio* 15, 72f.
- Schuhwerk 12, 77f., 82
– *calcei* 71, 77f., 87
– *soleae* 82
- Self-fashioning 40, 50f., 64, 70
- Senat 18, 27, 32f., 48, 72, 75, 77, 79f., 91,
100
- Statue 10f., 14, 53–57, 61–64, 68, 70,
79–81, 85, 88
– Bronzestatue 58–60, 64, 66–69
– Ehrenstatue 20, 24, 47f., 79f.
– Triumphalstatue 24, 39, 80
- Symposion 4f.
- Toreut 11, 57f., 60, 67
- Transgression 84, 86f., 89, 102f., 112f.,
115f.
- Triumph 8f., 20, 39, 52, 72, 77, 79, 81, 94
- Versammlung 75
– *comitia* 7, 20, 72, 79
– *contio* 7, 73, 79
- Verschwendung 11, 98, 100, 103, 111f., 115
- Villa 10–12, 14f., 20, 30, 41, 44f., 52f.,
55f., 60–65, 80, 82f., 95f.
- Vortrag s. Lesung
- Wahl 7f., 17, 20, 22, 25, 32, 77

